This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Heinrich Wilhelm von

GERSTENBERG'S

VERMISCHTE

SCHRIFTEN

VON IHM SELBST GESAMMELT

UND

MIT VERBESSERUNGEN UND ZUSÄTZEN

HERAUSGEGEBEN

IN DREI BÄNDEN.

ZWEITER BAND.

ALTONA

BEI J. F. HAMMERICH 1815.

German
Lorentz
10-2-31
24531

TÄNDELEIEN.

1759.

TÄNDELEIEN

aus einer griechischen Handschrift *).

DAPHNIS AN CHLOEN.

Nicht erst in dieser Reih' von Jahren,
Schon vor Jahrtausenden, als wir noch Schäfer waren,
Hab' ich, wie itzt, o Chloe, dich geküſst.
Nur bloſs dem Namen nach verschieden,
Hab' ich da Chloen in Naiden,

*) Deren Originalverfasser ein Pythagoräer aus Anakreons Schule gewesen zu seyn scheint, mit deren Übersetzung aber der geneigte Leser es nicht gar zu genau nehmen muſs, wenn er etwa bei dem Worte Amor anstatt Eros, oder bei irgend einem andern Verstoſse dieser Art stutzt, der ihm wohl gar die ganze Glaubwürdigkeit der griechischen Handschrift verdächtig machen könnte! es sei denn, daſs er den Übersetzer mit der gutgemeinten Absicht entschul-

Hat mich im Myrtilus dein süſser Mund geküſst.
Zwar diese Bilder sind in Lethens goldnen Wellen,
Der unter Trauben sich ergieſst,
Wo ewig, wie aus Nektarquellen,
Der Most aus Bacchus Urne flieſst —
Zwar sind sie längst in Lethens goldnen Wellen
Aus Chloens Seel' ertränkt:
Nur aus des Dichters Geist hat sie kein Most ertränkt,
Die Thaten aus Prometheus Zeiten
So klar, wie ferne Künftigkeiten,
Am Aganipperborne denkt.
Ich seh', ich seh' — o glaube dem Berichte! —
In jene Schäferwelt zurück,
Wo wir einander die Geschichte,
Wie mit dem ersten ersten Blick
Sich unsre Herzen wählten — o wie oft! — erzählt,
So zuverlässig, wie mein Lied dir itzt erzählt,

digt, für die Bequemlichkeit seiner Leserinnen, denen es schwer fallen möchte, in dem *à la grecque* umgemodelten Eros ihren lieben wohlbekannten Amor wieder zu erkennen u. s. w. — mehr, als vielleicht nöthig war, gesorgt zu haben.

Daſs ich vor Tausenden dich damals ausgewählt,
Daſs du schon damals dich auf ewig mir vermählt,
Ja damals! — Und wenn doch mein schwächerer Gesang
Noch deine Zweifel an diesſs damals nicht bezwang,
Erinnre dich, was Myrtilus einst sang,
Als dir von dir und ihm (es schien dir wunderbar),
In regellosen Rhythmen zwar,
Und roh, und harmlos, aber wahr,
Sein mystisch Saitenspiel, als spräch', ein Gott, erklang.

* * *

Es war im Anfange der Zeiten, da ich geboren ward.

Thessaliens Olymp trug nur noch wenig Götter;
Nur selten zürnte Zevs der Erd' im Donnerwetter;
Halbgötter kannte man noch nicht.
Vor wenigen, holdlächelnden Göttinnen
Entzückte Venus uns durch Bildung und Gesicht: —
Sonst aber glich sie dir, Naide, nicht.

Der spätern Nachwelt Halbgöttinnen
Durchirrten noch als Schäferinnen
Die bunte Flur, den jungen Hain,
Und nahmen keinen Schäfer ein,
Und fühlten nicht der Liebe Pein:
Denn Amor, der Monarch der Herzen,
Schofs noch in keine Brust pfeilschnelle Liebesschmerzen.

Kein Wunder! der Gott war noch nicht geboren. — Ich war schon ein Jüngling, als ihn Venus gebar. —

Singt Amors rosige Geburt, ihr Musen! —
Aus einer Rosenknosp' an Aphroditens Busen
Kroch unvermerkt der Gott hervor.
An seinem zarten Hals, durchsichtiger als Flor,
Den seidne Locken frei umflogen,
Hing schon der Köcher und der Bogen.
Schnell sprang der Schalk auf ihre Brust empor,
Sah von der Höhe stolz hernieder,
Und schüttelte sein artiges Gefieder,
Und wagt's, und flog empor.

O wie mufste ich Jüngling lachen, als ich den kleinen Helden, klein, wie ein Rosenblatt sich aus der Knospe entfalten sah! Aber ach! wer hätte es geglaubt? Schon damals bewies mir der Gott, so klein auch die Gestalt war, in der er uns damals erschien — späterhin habe ich ihn in einer ganz andern gesehn. — er sei nicht geboren, um verlacht zu werden.

Gewaltsam, in der schnellsten Eile,
Flog in mein Herz der gröfste seiner Pfeile:
Erschrocken sank ich hin.
Da sah ich meine Brust von Tropfen Bluts sich färben,
Und weint', und glaubte nun zu sterben;
Doch Cyperns hohe Königin
Entrifs mich huldreich dem Verderben.

Weine nicht, lieber Jüngling, sprach die Holdselige. Amors Pfeile verwunden zwar, aber sie tödten nicht. Siehe! Eins von diesen Mädchen aus meinem Gefolge soll deine blutende Brust wieder heilen.

Steh auf, und wähle; es soll dein Eigenthum seyn. — Und ich stand auf, und weinte nicht mehr. Da stellten sich die Mädchen um mich herum, dafs ich wählen könnte: aber — glaube es, Naide, — der Pfeil hatte mich gelehrter gemacht, und ich unterschied itzt Reizungen, die ich vorher kaum bemerkt hatte.

Hier winkte mir ein Purpurmund;
Dort eine Brust, gewölbt und rund;
Hier reizten ein paar volle Wangen,
Dort ein paar Augen, mein Verlangen:
Wohin ich nur, unschlüssig, sah,
Stand etwas, mich zu reizen, da;
Bis ich ein holdes Kind entdeckte,
Das halb ein Rosenbusch versteckte,
Frisch, wie der Morgenthau, jung, wie ein Frühlingstag,
Und heiter, wie ein Silberbach.

Du süfses Mädchen da hinter dem Rosenbusche, rief ich ihr zu, würdest du, wenn ich dich wählte, mich eben so lie-

ben, wie ich dich liebe? — Sie erröthete und schwieg. — Würdest du nie — auch wenn es möglich wäre, nach Jahrtausenden nicht — einen Andern als mich wählen? — Nie, erwiederte das holde Mädchen mir schnell, indem sie ihre lieben Arme den meinigen entgegenstreckte, nie!

O Naide! — nein, nein, nun nicht mehr Naide — o Chloe, du warst es! o du, die ich noch itzt, wie vor Jahrtausenden, in meinen liebenden Armen halte, wie beneidenswürdig hat nach allen diesen Jahrtausenden mich Glücklichen gleich unsere erste Wahl gemacht!

Göttin der Liebe, sprach ich, und beugte mich tief,

Dein ganz Gefolge lafs ich dir:
Diefs Mädchen, Göttin, schenke mir.

Die Göttin lächelte, und winkte mir Beifall zu, dafs ich so früh schon für die Ewigkeit zu wählen verstand.

DER GOTT DER EIFERSUCHT.

Wir waren in Knidos, meine holdselige Phryne und ich.

Auf ewig grünem Laube spielten
Der Scherz, der Lenz, die Zärtlichkeit.
Die Blumen küßten, Bäume fühlten,
Und Grotten, welche Zephyrs kühlten,
Verriethen manchen holden Streit,
Wenn eine Dryas hier im Thale
Dem jungen Faun zum erstenmale
Mit lautem Zwange Küsse weiht.

Um einen zu furchtsamen Satyr zu ermuntern, der auf sein eigenes Glück argwöhnisch war, floh eine schalkhafte Napäe lachend in den Lustwald. Wir eilten ihr nach, um zu erfahren, ob der Satyr sie erhaschen würde, als plötzlich die hohe Aphrodite aus dem Walde hervortrat. Zitternd fuhren wir vor der Göttin zurück.

Mit aufgelöstem Gürtel gingen
Die Grazien leicht vor ihr hin,
Und Amor fliegt mit regen Schwingen
Schnell auf die Brust, schnell auf das Kinn,
Sucht dort ein Knöspchen anzubringen,
Und tändelt hier ein Grübchen hin:
Mit himmlisch sanften Liebesschlägen
Belohnt ihm Venus seine Müh:
Froh flattert er der Straf entgegen,
Und zur Vergeltung küßt er sie.

Die Göttin sah unser heiliges Schrecken und lächelte. Ihr Fremdlinge, sprach sie, die ihr nur mit den Scherzen und Grazien meines Gefolges spielt, und von den Pfeilen jenes Köchers nur die schmerzlosesten kennt; zu lange entzogt ihr euch schon der strengern Aufmerksamkeit meines Sohnes: fühlet auch seinen Ernst. Itzt gebot der ältere Amor, Eros genannt, einem mir unbekannten Liebesgotte den Bogen eines gekrümmten Liljenstängels, der neben ihm an dem Zweige einer Myrte hing, vorsich-

tig herabzunehmen und mit Bedacht zu spannen: einem Liebesgotte — wie soll ich ihn euch beschreiben?

Klein war er, leicht, und flatterhaft,
Geflügelt wie ein Schmetterling.
An seinem kleinen Nacken hing
Ein kleiner Köcher: doch der Pfeile Schaft
O Himmel! traf mit grofser Kraft.

Ich Ärmster! itzt weifs ich's, dafs es der Gott der Eifersucht war,

Der Gott, der im Geräusch der Blätter
Untreue Küsse rauschen hört,
Die fröhlichsten mit Sorgen nährt,
Die sanftesten mit Wuth bewehrt,
Ach! jedes Glück der Liebe stört:
Ach! der gefährlichste der Götter!

Seitdem sind die güldnen Tage unserer Liebe oft durch abwechselnden Kummer umwölkt worden.

Mich nagt bey Phrynens besten Küssen
Ein banger schrecklicher Verdacht:

„Wie, wenn bey diesen Nektarküssen
„Ein dritter oft mich still verlacht!
„O Phryne! sollt ich dieses wissen!“
Dann nenn' ich Phrynen den Verdacht,
Und Phryne weint; und muſs ich reuig flehen:
Denn weinen kann ich sie nicht sehen. —
Ach! Amor, nimm den Gott zurück!
Er bringt mich ewig um mein Glück.

ANAKREON.

Der Greis, der so viel Liebesgötter
In seinem Busen ausgeheckt;
Der sich auf zarte Lotosblätter
So oft bei Libern hingestreckt;
Der frohe Greis, der nie getrauert,
Als wenn vielleicht der Wein verdarb;
Der, von Lyäen selbst bedauert,
An einem Traubenkerne starb:

Der Greis Anakreon ward nach seinem Tode auf dem Wagen der Venus in die Insel Cyprus herüber geholt, wo ihn zwei Amors zu dem Throne der Göttin führten. Sie lächelte liebreizend, da sie ihn sah, und sprach also:

Vor allen Dienern meines Thrones
Hast du der Liebe Recht am treusten stets geschützt,
Hast auf die Spötter meines Sohnes

Oft zürnend, wie ein Zeus, geblitzt;
Empfang' den Anfang deines Lohnes;
Mit diesem Kranz weih' ich dich ein,
Der Priester meines Reichs zu seyn.

Sie wand ihm einen Mirthenkranz um die Schläfe, und liefs ihn von den beiden Liebesgöttern Eros und Anteros in den Tempel der Liebe begleiten, wo sie ihm das Gesetzbuch der Göttin überreichten, und jenes Namenregister,

In welchem die geschrieben stehn,
Die hier der Göttin Macht durch Lied und That erhöhn;
In das mit Purpur er der Mädchen Namen zeichnet,
Die ihren Zepter nie durch Sprödigkeit verleugnet;
Auch schreibt er hier die Seelen ein,
Die vom Geschick erkohren werden,
Als künft'ge Bürger andrer Erden,
Verbreiter ihres Ruhms zu seyn. —
Er schrieb auch meinen Namen ein,

Und weihte, halb im Scherz, mich in den Reihn
Der jüngern Unterpriester ein;
Gab drauf zum Ehrentrunk mir frischen Firnewein,
Und statt des Priesterstabs ein Liljenstängelein.
Drum soll, o Cypria, der Weihe werth zu seyn,
Mein ganzer Lenz hinfort, bei Lieb' und Wein,
Ein tejischer, nur dir allein
Von mir gesungner, Hymnus seyn.

DIE ZÄHLUNG.

Da ich jüngst einen Faun hinter einer Nymphe laufen, und sie neben mir im Walde erhaschen sah, und itzt zuspringen wollte, ihm die schöne Beute zu rauben, um sie für mich zu behalten — fühlt' ich mich plötzlich von Blumenfesseln zurückgezogen, die mir die drei losen Mädchen, Ampelis, Phryne und Laidion, in der Tiefe meiner Aufmerksamkeit unvermerkt um die Arme gebunden hatten. He! Arglistiger, riefen sie, und hüpften hinter den Büschen hervor, ertappt man dich so? Der Priester der Liebe soll uns deine abermalige Untreue bestrafen, und wir wollen dich zu ihm führen, Nymphenbelauscher! itzt gleich wollen wir dich zu ihm führen. — Zieht mir die Arme nicht wund, liebe Mädchen! antwortete ich. Nur einen Augenblick laſst mich hier

auf dem Moose ruhen; ich bin so müde, ihr Mädchen, so erschrocken! — Nichts! nichts! riefen sie, und Phryne und Ampelis liefen mit mir davon, und Laidion trieb mich mit einem Liljenstängel ihnen nach, wie Amor es einst dem Anakreon that; und die Liebesgötter lachten laut über den lustigen Aufzug. — Der Falsche, riefen sie, als wir vor den Anakreon in den Tempel der cyprischen Göttin gekommen waren, schon wieder haben wir ihn auf einer Untreue ertappt. Straf' ihn, Priester der Liebe! es wird stets ärger mit ihm. — Ihr Mädchen, sprach der weise Priester der Liebe, ich kann ihn nicht strafen; er hat nicht wider das Gesetzbuch gesündigt; ich selbst bin nicht treuer gewesen, als er.

Könnt ihr der Bäume Blätter, *)
Den Sand im Meere zählen?
Dann könnt ihr meine Mädchen,

*) S. Anakreons 32ste Ode.

Nur dann könnt ihr sie zählen.
Erst aus Athen nur zwanzig,
Und dann noch funfzehn andre.
Dann hatt' ich zu Korinthus
Ein ganzes Heer von Mädchen:
Denn da sind schöne Mädchen!
Dann noch zweitausend Mädchen
Aus Karien und Lesbos,
Ionien, und Rhodus —

Was? riefen die Mädchen, zweitausend? kann der Priester der Liebe uns täuschen? Schreibt auf! Mädchen! schreibt auf! rief er entrüstet; meint ihr, dafs ihr sie alle habt?

Dann noch die aus Kanobus,
Aus Syrien, aus Kreta,
Wo Amor Feste feiert.
Wie könnt' ich euch die Mädchen
Aus Indien und Baktra,
Und die um Cadiz zählen —

Aber wir werden den Jüngling nicht lieben, unterbrachen sie ihn, wenn er uns

untreu bleibt. Gut, sprach Anakreon, so will ich euch in den Tempel der Vesta schicken: denn wo wollt ihr Jünglinge finden, die nicht untreu und flatterhaft sind? — Die Mädchen sahen einander an, als wollten sie sich bedenken. „Laſst uns den Frevler nur losbinden," lispelte Ampelis endlich den beiden andern ganz kleinlaut zu: „unser Priester hat's doch noch ärger gemacht."

DER GESCHMACK EINES KUSSES.

Der Unterpriester in dem Tempel der Liebe auf der Insel Cos, dem ich zur weitern Ausbildung übergeben war, hatte mich, nachdem ich meinem Flügelkleide, fast ein wenig zu spät, entwachsen war, nach Paphos hinübergeschickt, um die Kunst zu lieben nach der unmittelbaren Vorschrift des cyprischen Gesetzbuchs zu erlernen. Ich war noch nicht lange da gewesen, als ich schon, ohne alles Zuthun des Gesetzbuchs, von einer Dryas erfuhr — itzt, ihr Mädchen, könnt' ihr es von mir erfahren — wie man küſst. Nie tanzten die Nymphen und die Dryaden, ohne zu ihren Chören mich zuzulassen: denn ich war dem Gott der Liebe geweiht, und meine ganze Bildung redte Gefühl.

Dann konnt' ich Wildfang, o wie sehr! mich freun;
Ganz Paphos schien mir Tanz zu seyn:

Denn auf mir tanzten Liebesgötter,
Und unter mir die Blumenblätter.

Unter den Dryaden war eine, die mich vor allen andern immer zum Tanzen aufforderte, und mir meine Hand liebreizend drückte, und anmuthig erröthete, wenn ich mit ihr tanzte. Auch ich drückte der Dryas freundlich die Hand, und erröthete, wenn ich mit ihr tanzte. Noch ehe Aurora aus dem Oceane herauffuhr, war ich schon im Haine, und spielte mit der holdseligen Dryas.

Bald überrascht' ich sie in Sträuchen,
Wo sie, entdeckt zu seyn, sanft in das Laub gerauscht;
Bald, wenn ich mich verbarg, ward ich von ihr belauscht,
Dann floh sie, wenn sie mich belauscht,
Und ich ihr nach, sie zu erreichen.
Doch schnell verschloſs sie sich in Eichen,
Und wehrte mir, sie zu erreichen.
Dann klettert' ich auf manchen Baum empor,

Und hörte sie verräth'risch lachen,
Und bat, ihr Eichenhaus mir aufzumachen;
Dann sprang sie froh aus ihrer Eich' hervor —

Einst, als ich mit meiner Dryas im Haine spielte, streichelte sie mir freundlich die Wangen, und sprach: Drücke deine Lippen auf die meinigen, ich drückte sie auf die ihrigen, und o Himmel! welch ein Geschmack.

So süfs ist Honig nicht, der vom Hymettus fliefst;
So süfs ist nicht die Frucht von Surrentiner Reben:
So süfs der Nektar nicht, durch den unsterblichs Leben
Den Göttern Ganymed in güldne Schaalen gieſst.

Itzt drückte sie wieder ihre Lippen auf die meinigen. Ganz trunken von Entzücken rief ich: o Unvergleichliche! wie nennest du diese Wollust, die von deinen Lippen auf die meinigen strömt, so oft sie einander berühren? Sie sprach mit einem holdseligen Lächeln: Küssen!

AMORS TRIUMPH.

Meine Phyllis war anfangs wild, wie die schäumenden Wogen des Euxinischen Meeres; Amor selbst verzweifelte, sie jemals zu überwinden.

An ihren stolzen Marmorbrüsten
Sprang jeder Pfeil des Amors ab;
Es mochte da der Gott sich noch so sehr entrüsten,
Und zehnmal kriegrischer sich rüsten:
Der Pfeil sprang ab.

Wie oft bat ich sie zu verziehen,
Wenn sie, gleich Rehen, vor mir floh!
Soll stets mein zärtlich Herz vergebens um dich glühen?
Ach! wird mich Phyllis ewig fliehen?
Und Phyllis floh.

Amor, dessen Stolz beleidiget war, eilte zu seiner Mutter, der Herzwenderin Cypris, und klagte ihr seine Schande, und

bat sie um einige von den himmlischen Küssen,

Die sie mit ihrem Nektar netzt,
Wenn Ganymed ihn fünfmal durchgeläutert,
Sie, deren Reiz so oft das Herz des Mars geletzt,
Und siegreich seine Stirn zum Lächeln aufgeheitert,
Wenn sie die Welt in Schrecken setzt.

Venus gab sie dem Amor. Mit diesen Küssen bewaffnete Amor meine Lippen, und muthig lief ich hin zu dem spröden Mädchen, und umarmte sie feurig und küfste sie.

Da fühlte sie der Liebe Glück,
Und gab mir schnell den Kufs zurück;
Da fühlt' ich ihre Lippen glühen,
Sah ihre Wangen röther blühen;
Da lernte sie zum erstenmal verziehen. —
Nun wird sie nimmer vor mir fliehen.

Wie triumphirte der Gott der Liebe, da er die Sprödeste unter den Sprödesten be-

zwungen sah! Wie jauchzten die Liebesgötter, sein Gefolge, dem Amor zu Ehren! Wie tönten ihre frohen Triumphlieder dem Sieger entgegen! — Doch ich — in stummer unaussprechlicher Entzückung berauscht, lag ich da. — O Muse! Hilf mir die Triumphlieder der Liebesgötter wiederholen. —

DER ERSTE LIEBESGOTT.

Triumph dem Amor! dem Sieger der Welt!
Hier will ich mich
An diesen Marmorbusen legen.
Hier, stolzer Busen, straf' ich dich
Mit tausend Liljenschlägen.
Dann küss' ich dich!
Dann soll mein Flügel mit dir spielen!
Du Brust wirst itzt doch fühlen?

ALLE LIEBESGÖTTER.

Triumph dem Amor! dem Sieger der Welt!

DER ZWEITE LIEBESGOTT.

Holde Brust!
Seht! o seht! die holde Brust

Glüht und wallt bereits für Lust.
Zephyrs, kommt, sie abzukühlen!
Seht! o seht die hüpfende Brust!
Seht! sie kann schon fühlen.

ALLE LIEBESGÖTTER.

Triumph dem Amor! dem Sieger der Welt!

DER DRITTE LIEBESGOTT.

Wie steigt ihr Busen von Entzücken!
Laſs nach! du Brust wirst mich erdrücken!
Seht, Götter, seht,
Wie sich der Busen bläht!
Wie mich der lose Busen drückt!
Mein bester Fittig ist zerknickt.

Da lachten die Liebesgötter! da lachte die schalkhafte Phyllis!

Da schlug sie ihren Arm um mich;
Da sprach ihr Auge: scheust du dich?
Und hurtig, Phyllis, küſst' ich dich.
Da half ihr meine Brust den kleinen Sänger drücken,
Um ihm in wallendem Entzücken
Den zweiten Fittig zu zerknicken.

DAS KENNZEICHEN DER UNTREUE.

Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um im frohen Wechselstreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen:
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und schreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser, und trocknete seine nassen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Busen. Nun dankte mir Amor freundlich, und sprach: Lieber Jüngling, du hast den Amor gerettet: womit soll ich deine Grofsmuth vergelten? — Erhalte mir meine Phryne getreu, antwortete ich. — O Jüngling, rief er, was bittest du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken? — Da schlug ich die Augen nieder und seufzte;

Amor hörte den Seufzer, und floh bekümmert auf Flügeln der Weste von mir hinweg.

Nicht lange, so kam Amor lautlachend wieder zurück, von funfzig Liebesgöttern begleitet, die eine schwere Last von dem Olymp herabtrugen.

An jedem Zipfel keichten zehn,
Und in der Mitte keichten zehn,
Und alle — lustig war's zu sehn —
Verirrten sich in dieses Dinges Falten,
Und schrien, sie würden es nicht halten.

Es war der Gürtel der Venus, leicht wie ein Seidengewebe. Hier! sprach Amor, ich will deine Phryne schöner bilden, als alle Mädchen der Erde, schön, wie nur die unsterblichen Gottheiten des Olymps sind.

Kein Mädchen soll ihr auf der Erden
Je gleich gewesen seyn, noch werden. —
Aus diesem Gürtel schenk' ich ihr
(Denn dazu lieh ihn Venus mir),
Der Seele schönsten Sitz, die schönsten Augenlieder,

In ihnen Majestät, Gefühl,
Vertraulichkeit, und Scherz, und Spiel.
Ihr Auge blicke mild auf deine Flammen nieder;
Nicht Argwohn, Wildheit, Ungestüm:
Nur süfse Sehnsucht blick' aus ihm.
Schamhaftigkeit soll auf den Wangen
Und Edelmuth soll auf der Stirne prangen.

Höre auf, unterbrach ich seine Rede, mir die Schönheiten des Gürtels aus einander zu setzen. Mein Mädchen besitzt sie alle (auch, wenn sie will, die sanftern), ob sie gleich nicht unsterblich ist. Aber was ist diefs da, das wie ein Gott des Lachens unter den Schönheiten des Gürtels hervorstrahlt? — Es ist das buhlerische Gelächter, antwortete Amor, welches die Göttin annahm, als Mars sie den Mulciber täuschen half, um mir in meinem Bruder Anteros einen Gespielen zu schenken. — Das, rief ich, will ich aus dem Gürtel ausheben, und Phrynen zeigen, damit sie sich vor der Untreue fürchte.

DIE WECHSELSEITIGE TREUE UND UNTREUE.

Eros scherzte mit seiner Psyche im Myrtengebüsche. Chloe, mein Mädchen, wies mir die beiden Tändler, und wir überraschten sie, und sahen sie küssen, und sie wurden uns nicht gewahr.

Wie viel sprach nicht aus Psychens Blicken!
Wie schön erröthete sie nicht!
Unnennbar muſs ein Kuſs beglücken,
Den Götterlippen mit Entzücken
Auf holde Götterlippen drücken.
Wüſst' ich die Wollust auszudrücken!
Versuch' es immer, mein Gedicht! —
Doch nein! — wer es nicht sah, begreift es dennoch nicht.

Der frohe Gott hatte seinen Köcher auf Rosen geworfen, und neben demselben lag der ungespannte Bogen. Chloe ergriff den

Köcher und den Bogen, und eilte damit ins Gebüsch. Da hörte der Gott das Rauschen der Blätter, sprang hervor, vermifste seine Waffen, und sah mich, der ich zu spät zu entfliehen suchte. Verräther, sprach er, wo ist mein Bogen? wo ist mein Köcher? Aber Chloe lachte hinter dem Busche, und Eros entdeckte die Lose, und verfolgte sie durch das Gebüsch. — Er wird sie ergreifen, rief die nahe Psyche mir zu, und dir sie wieder bringen: setze dich hier zu mir im Schatten, lieber Jüngling, bis Eros mit ihr zurückkommt. Wie roth ist dein Mund! wie sprechend sind deine Blicke! Eros selbst ist so artig nicht, als du. — Ach ja, Göttin Psyche, sprach ich, er ist artiger. Itzt ist er im Busche mit meiner Chloe. Ach, lafs uns sie belauschen, und sehen, ob Eros dir treu ist. — Reitzende Einfalt! sprach Psyche lachend, und eilte hinter mir drein, als ich mich von ihrer Hand losrifs. Da hörten wir, indem wir einem abgelegenen

Gesträuche näher kamen, mit schmeichelhafter Stimme den Gott erst leiser, dann immer lauter und eifriger sprechen, wie folgt:

Willst du die Königin der Schönen,
Unsterblich wie Cythere seyn?
Gebeut! ein dienstbar Chor von Erdensöhnen
Soll dir im Tempel Weihrauch streun,
Soll dir in lydischweichen Tönen
Manch ehrerbietig Loblied weihn.
Dich soll die Harmonie der Sphären,
Dich der Parnaſs in lauten Hymnen ehren;
Dein Trank soll edler Götterwein,
Ambrosia soll deine Speise seyn.

Ohne den Gott anders als durch den ängstlichen Ruf: Daphnis! mein Daphnis! wo bist du? Hülfe! Hülfe! zu antworten, flog sie, da sie mich herbeieilen sah, sprachlos, aber mit einem Ausdruck ihrer innern Bewegung, der mehr als Worte sagte, mir in die Arme. O wie drückte ich sie an mein klopfendes Herz! — Laſs uns nicht

ferner die Glückseligkeit der Götter beneiden, sprach ich; und mit stolzer Verachtung verliefsen wir Glücklichern den Gott Eros und seine Halbgöttin: denn was sind selbst Götterküsse ohne Treue?

PARTHENOPE.

Jupiter liebte unter den Halbgöttinnen keine so zärtlich, als die Nymphe Parthenope.

Schon mancher goldne Tag war ihrem Scherz verflossen;
Ihr Herz war keiner Lust, die Venus schenkt, verschlossen;
In ihrer Küsse Harmonie
Scholl noch ein Seufzer nie.
Da erst vergafs der Gott zufrieden seinen Himmel,
Floh in den stillen Hain vom prächtigen Getümmel,
Sah seine Schön', und küfste sie.

Einst, als Jupiter die Schöne am Abend verliefs, hörte er etwas unter den Büschen verstohlen daherrauschen. Er verbarg sich und sah einen Faun in die Grotte der Parthenope eilen.

Wie war dem Gott, als er diefs sah!
Bang und betäubt folgt' er dem Faunen;

Und — Falsche! Falsche! welch Erstaunen! —
Und, was er fürchtete, geschah.
Es schmätzelt Kuſs um Kuſs ins leise Spiel der Blätter,
Es lacht — Unsinnige! bebt vor dem Gott der Götter!
Lacht nicht! — Entsetzen, Schaam, langsame zitternde Wuth
Preſst ihm das Aug' hervor, schwärzt sein Gesicht mit Blut.
Da starrt der Gott — und jetzo flammt die Glut —
Und itzt steht er vor den Verräthern;
Und beide flichn gleich scheuen Missethätern:
Doch Jupitern entflieht man nicht!
Er will — fest stehn sie da — er spricht:
„Du Falsche, wagst's, beschimpfest mein Vertrauen —
„Geh, Ungetreue, geh — buhl', und erweck' nur Grauen.
„Du, Faun, lauf' hin; dich straf' ich nicht:"
Und eine Thräne, da er spricht,
Benetzt sein weggewandt Gesicht.

Chloe, hast du jemals dort im Meer eine Nymphe gesehn — Sirene nennen die Dichter sie —

Die selbst im Wasser noch der Schnsucht Flamme leidet,
Manch buhlerisches Lied umsonst zum Himmel schickt,
Weil Jeder schauervoll sie meidet;
Die, wenn sie Einen ja berückt,
Und nun erkennt, daſs sie ihn ängstigt, nicht entzückt,
Den ganzen Erebus in ihrem Busen leidet?

Hast du die Sirene gesehn? Es ist Parthenope; so hat Jupiter sie gestraft!

DIE ZEPHYRETTE.

Ich habe Phrynen auf einer Untreue betroffen: sie hat mir ihr Herz entwandt, die Flatterhafte! die Falsche!

Ich sah sie bei Leandern stehn;
An jeder Miene konnt' ich's sehn,
Dafs sie mir untreu war.
Der Frevler küfste sie sogar;
Sie widerstand, sie zürnte zwar:
Allein ich sah's, ich sah's, dafs sie mir untreu war.
Bei dem Verräther nur zu stehn,
War schon ein sträfliches Vergehn.
Wie konnte sie's? — es ist ja offenbar,
Dafs sie mir untreu war!

Beherrscherin der Götter und der Menschen, hohe Aphrodite! strafe die Meineidige, dafs sie ein Beispiel den übrigen Mädchen der Erde sei! Strafe die Flatterhafte! da ist sie!

Wie? wie? Dank sei dir, Göttin! Itzt! — und itzt! — ach! da ist das Mädchen zur Zephyrette geworden! Wie kläglich sieht die Unglückliche mich an! Gern wollte sie mich küssen, wie sie vormals mich küfste. Doch ach! ihr Kufs ist

Unmerklich, wie der Äther spielt,
Wenn er die Abendschatten kühlt:
Ein wirklich Spiel, nur dafs man es nicht fühlt.

Wie? wenn das Mädchen unschuldig war! wenn ein voreiliger Argwohn mich hintergangen hätte! — Itzt will sie mich mit ihren kleinen luftigen Armen umfassen: aber auch dieser Versuch mifslingt, und bekümmert blickt die Arme mich an. — Ach! mein Herz stirbt vor Wehmuth. Treu, oder untreu, gieb mir sie wieder, Aphrodite! denn ich kann ohne sie nicht leben! Undankbarer! was hab' ich gethan!

Ach, Göttin, ist dein Schluſs ganz unveränderlich?
Nur allzufurchtbar rächst du dich!

Hast du sie denn auf immer mir entrissen?
Mich, mich, o lafs nicht sie, für meinen Argwohn büfsen!
Ich mufs, ich mufs sie auch als Zephyrette küssen:
Zu ihrem Zephyr mache mich!

BACCHUS UND AMOR.

An jungen mifsgerathnen Stöcken,
Und noch von keiner Traube schwer,
Geht Bacchus wirthschaftlich daher,
Sucht itzt ein Auge zu verstecken,
Itzt eins den Strahlen aufzudecken,
Arbeitet, knickt, zerreifst, und bricht,
Und keicht, und schont der Hände nicht.

Amor, der ein Mädchen, das selbst seinen Pfeilen zu schnell war, durch Rosengebüsche jagte, sah, indem er dem Mädchen nachlief, den arbeitsamen Bacchus beim Weinstocke schwitzen. Nie hatte Amor den Bacchus so emsig gesehen. Armer Gott, sprach er leise, ich mufs dir Mufse verschaffen; und gleich flog der Pfeil in des Weingotts Herz, der dem schüchternen Mädchen bestimmt war.

Der kleine Gott, der sonst nur trank,
Sonst nur vom Rausch zu Boden sank,

Sinkt itzt vor Amors Pfeil zu Boden,
Und geistig Blut trieft in den Boden;
Und Bacchus weint, da er die Wunde fühlt,
Dafs Amor ihm so mitgespielt.

Auf! unbezwingbarer Weingott, rief Amor spöttisch, Bändiger der lybischen Löwen und Tieger, auf! und huldige itzt dem stärkern Amor. Die Wunde ist tief: lafs eine Schöne sie heilen. — Amor lachte und floh. — Aber das Blut des Bacchus drang in die Wurzeln der Weinstöcke, und die Trauben schwollen seit dieser Zeit von edlem Cyper-Most auf, der das Herz zu den zärt'sten Trieben erhebt. —

Von diesem Most, den ich noch keinem zugebracht,
Dafs er ihn nicht gleich fühlbarer gemacht,
Von diesem Moste will ich trinken.
O Chloris, siehst du ihn nicht winken?
O liebe Chloris, lafs uns trinken!

DIE NYMPHE DIANENS.

Ich ging einsam durch die Schatten des idalischen Hains, den Lustwald der Diane, die hier oft das gescheuchte Wild verfolgt, und es auch itzt verfolgte. In weiter Ferne tönten die freudigen Jagdhörner dumpf zu mir herüber; und eilig sah ich vor mir auf schroffen Klippen eine der Nymphen hinter einer Gemse dahinfliegen, itzt in graunvoller Tiefe von ihr entfernt, itzt, von ihrem Pfeile begleitet, dicht hinter ihr: und es stürzte hinab in die Thäler zu meinen Füfsen, das blutende stolze Thier, und auch die Nymphe stand vor mir da.

Wild schofs ihr reitzend Aug' umher,
Sah den erlegten Raub nicht mehr,
Sah mich nur! ihre Haare flogen
Um Hals und Stirn und Brust; sie stand

So ernst, wie Juno da! in ihrer rechten Hand
Schwang sie den schweren Pfeil; die linke
trug den Bogen.

Ich zitterte, da ich die schöne Grausame vor mir stehn sah, und blickte furchtsam nieder: denn ich fürchtete sie durch ein freies Auge zu beleidigen, so lang' ich den Pfeil in ihrer Hand wahrnahm. Endlich wagt' ich's, und redete sie an. Zürne nicht, schönste Nymphe, sprach ich, dafs ich so erschrocken dastehe. Ich Unerfahrner bin aus den Staaten der Göttin Cythere, und habe nie ein drohendes Mädchenauge, noch Bogen und Pfeil in der Hand einer Schönen gesehen. Bei uns zürnt nie eine Schöne; oder wenn sie zürnt,

So ist's ein Frühlingstag, der durch ein Wölkchen lacht;
Ihr Mund, zum Kufs so sanft gemacht,
Weifs nur zu seufzen, nicht zu dräuen,
Und droht er ja, es hurtig zu bereuen.

Daher sind keine Mädchen glücklicher, als die cytherischen Mädchen. Es ist unglaublich, schöne Nymphe, was für Freuden der Kufs eines Jünglings in ihrem Busen erweckt.

Nenn' auf der Welt mir eine Lust:
Durch Küsse zaubr' ich sie in eine schöne Brust.

Deine Brust, o du schönste der Nymphen! deine Brust ist unvergleichlich. — Ich sprach's, und gleich lächelte die furchtbare Nymphe; ein kaum merklich unterdrückter Seufzer hob ihre schöne Brust; sanft drohte sie, und bereute sogleich den drohenden Blick. Küsse mich doch auch einmal, des Versuchs wegen, sagte sie, indem sie sich unter eine hangende Fichte setzte; und ich küfste sie, und drückte sie feurig an meinen Busen. Ach! da kam Diane. Wer ist dieser Kleine, rief die trotzige Göttin? Es ist Amor, antwortete die schlaue Nymphe; ich habe ihn hier gefangen, als er muthwillig hinter dem Wilde jagte. Seine

Flügel habe ich ihm abgeschnitten, und seinen Köcher ins Meer geworfen: soll ich ihn vom Felsen ins Meer stürzen? — Nein, sprach die Göttin, nimm ihn mit in deine Grotte, und binde ihn; wenn ich diesen Abend von der Jagd zurückkomme, will ich ihn seiner Mutter zurückschicken, dafs er die Nymphen nicht verwunde. Sie sprach's, und verliefs uns — gütige leichtgläubige Göttin!

Am Abend ist gewifs der kleine Gott entflohn:
Denn wer ist listiger als Cythereens Sohn?

Nun aber weifs ich, dafs die Nymphe jeden Abend im Gesträuche umherschleichen wird, um mich auf Befehl der Göttin zu fahen; und wenn Diane denn nach mir frägt, welch Unglück! so werde ich ihr stets wieder aus den Armen entschlüpft seyn. — Aber ihr, ihr Liebesgötter, richtet Tropäen dem mächtigen Sieger auf, der eine von Dianens Nymphen bezwang.

DIE GRAZIEN.

Als an einem Frühlingsabende sich die drei Grazien neben einem Walde in acidalischen Quellen belustigten, verlor sich plötzlich Aglaja, die schönste der Grazien. Wie erschraken die Töchter der Anmuth, als sie Aglajen vermifsten! Wie liefen sie durch die Bäume und suchten und riefen!

So ängstlich bebt auf Syracuser-Saiten
Der zärt'ste Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton.
Aglaja! — half der Nachhall ihm verbreiten:
Umsonst, Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan schlich längst ihr nach! der Frevler hat sie schon!
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll sie nach langen Ewigkeiten
„Nur itzt nicht länger uns begleiten?
„Zwei Grazien sind aller Welt zum Hohn,

„Und ach! die dritte hat er schon! —
So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

Nun schlichen sie an den Büschen herum, und schlugen leisé an die Blätter, und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähen,
So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehen.

Endlich kâmen sie an ein Rosengebüsche, das meine Chloe versteckte — und mich. Chloe safs vor mir, ich hinter Chloen.

Itzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,
Und stahl ihr schnell ein Küfslein ab;
Itzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kufs auf halben Weg sich ab,
Den jedes nahm und jedes gab.

In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut, da sie uns küssen sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. Da ist Aglaja! — riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und itzt liefen sie mit meiner Chloe davon.

Was? rief ich, lose Räuberinnen!
Wie sollte sie Aglaja seyn?
Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
Für Grazien ist das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!

Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Myrte hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd also zu mir sprach:

Warum willst du zu Chloen eilen?
Sieh, junger Sterblicher, ich lieb', ich liebe dich.

Im Myrtenschatten hier lafs unbelauscht uns weilen;
Hier küss' einmal statt deiner Chloe mich,
Mein Halbgott du, und deine Charis ich.

Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.

Schön war sie, schön! ja, zum Entzücken!
Gefühl und Sehnsucht sprach aus den verschämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern und sprach: Hier ist Aglaja, ihr Grazien. —

O Chloe, meine Lust, mein Glück! —
Gebt meine Chloe mir zurück!
Ist diefs Aglajens Mund und Blick?
Da! nehmt die Huldgöttin zurück.

DIE GÖTTIN DER LIEBE.

Amathunt und Cythera und Paphos stritten über den Besitz der Göttin der Liebe, den jedes dem andern beneidete, und von dem doch keines das andre ausschliefsen konnte. Man sagte, die Göttin würde selbst erscheinen, den Zwist zu entscheiden; und die Thäler waren voll von Jünglingen mit rosenbekränzten Locken, Adonis an ihrer Spitze, und von Mädchen, die zwischen den Blumen und Schmetterlingen spielten. Auch meine Chloe war herbeigeeilt, den Einzug der Göttin zu begrüfsen, während ich unter den Blumen des idalischen Haines die würzigsten und schönsten wählte, um sie der stündlich erwarteten Gottheit auf dem Hausaltare des Adonis zu opfern. Aber wie soll ich euch mein Erstaunen ausdrücken, als ich mein Mädchen von der ganzen Schaar dieser cyprischen Ju-

gend umringt sah, und im harmonischen Jubel einen lauten Hymnus anstimmen hörte, der mir die bereits erfolgte Gegenwart Aphroditens anzukündigen schien.

Göttin, Göttin zarter Herzen,
O du bist's mit deinen Scherzen!
Dein Gefolg sind Lüsternheit,
Muthwill, laute Fröhlichkeit,
Anmuthsvolle Spöttereien,
Winke, Blicke, Tändeleien!
Seht, o seht an ihren Wangen
Alle Lächelgeister hangen,
In der Wangen Grübchen lauschen,
Und in Wonne sich berauschen!

So sangen die Jünglinge und Mädchen; und ich schaute über mir, seitwärts, rückwärts, um die Göttin zu gewahren: aber ich sah sie nicht, auch ihren Wagen nicht, noch ihre Tauben. Am Ende entdeckte sich's, dafs Adonis mit der ganzen übrigen Schaar sich durch die Graziengestalt meines Mädchens die Augen hatte verblen-

den lassen, und sie insgesammt sich blofs in der Person geirrt hatten. Ich konnte ihnen den Irrthum verzeihen: denn hatten nicht einst in einem der entfernteren Myrtenwäldchen die Grazien selbst meine reizende Geliebte mit Aglajen verwechselt, und mit ihr davon laufen wollen?

Im himmelvollen Blick auch meiner Göttin blinken
Die Geister von zehntausend holden Winken,
Gleich dem Gestirn in einer hehren Nacht.
Es drängt sich, wie aus Knospen junger Rosen,
Der zärtern Freuden Schaar, sie küssend liebzukosen,
Auf ihren Lippen, wenn sie lacht.

Adonis aber, diese äufsere Ähnlichkeit meines Mädchens mit der Beherrscherin Cyperns schlau benutzend, hatte schon ihre Hand ergriffen, um unter dem Scheine, als hielte er meine irdische Geliebte noch immer für seine olympische, sich mit ihr

durch den dichtern Kreis der Menge Platz zu machen, und sie nach seinem Palaste hinzuführen, wäre die erschrockne Chloe ihm nicht gählings entschlüpft, und mir, der ich ihr, mit einem Schrei und zwei Schritten, von der Schwelle des nämlichen Palastes entgegensprang, halb athemlos und mit zitternder Stimme in die Arme gestürzt:

Du Einziger! nicht Göttin! nein,
Mein Stolz sei, dein, nur dein! nur dein!
Dein Mädchen nur! nur deiner werth! zu seyn.

O wie das unschätzbare Mädchen mich rührte! wie unsre Thränen sich glühend in einander vermischten! wie sie an meinem Halse, ich an ihrem steigenden Busen, voll der unnennbarsten Gefühle, mehr girrte als schluchzte! wie sie meinen Nacken umklammerte, als ob sie Himmel und Erde trotz böte, uns zu trennen, sie je aus meinen Armen, wäre es auch bis zum ho-

hen Olymp hinauf, zu entführen! Nein, ihr begreift das nicht! es ist vergebens, daſs ich euch ihre und meine Freude, unsre Angst, unsre fast schmerzhafte Seligkeit zu beschreiben versuche. — Nun, und Adonis? Sprachlos und wie eingewurzelt stand er da; zum erstenmal schien er zu ahnen, was lieben ist. Mag er mir doch von heute an im Schooſse seiner olympischen Venus meine irdische beneiden; mag er sich stillschweigend gestehen, wie sehr die letztere der erstern den Vorzug, nicht nur der, itzt auch von ihm gefeierten, Schönheit, sondern noch überdem der geprüften und bewährten Treue, streitig macht. Seine Miſsgunst gegen mich, seine Empfindlichkeit über das, was ihm bei seinem heutigen Miſsgriffe widerfahren ist, der Schatten, den dieses unerwartete Ereigniſs auf den Liebling Aphroditens wirft, nichts von dem allen soll uns über uns selbst erheben: aber uns das Vollgefühl dessen, was Chloe

mir ist, ich Chloen bin, das Bewufstseyn, was wir in diesem unserm wechselseitigen Vollbesitze vor seinem aphrodisischen Halbbesitze (wenn Mars nicht da ist) voraus haben, bis zur Verklärung erhöhen, das soll, das wird es!

DER PARADIESVOGEL.

THEANOR AN MELITE.

Weifst du, Melite, woher mir die Gabe der Erinnerung kommt, dafs du es warst, die ich ehmals auf der Paradies-Insel in Psychens goldenem Palaste geliebt habe? und weifst du, woran ich erkannte, dafs Melite die Gespielin meiner Lieder im Goldpalaste gewesen war, als ich dich zum erstenmale in jener Laube an dem Krotonischen Ufer des Äsarus: Melite! schöne Melite! grüfste? An deiner Kithare erkannte ich dich, Melite, an dem Entzücken, das ich nur bei dieser einzigen wieder empfand. Zwar diese Kithare selbst war es freilich nicht, die unter deinen zierlichen Fingern auf der Paradies-Insel so süfstönend gezittert hatte; auch war es nicht dieser schlanke Mädchen-

wuchs, unter dem du mir als die unnachahmliche Kitharspielerin dort erschienst: und doch waren es deine, waren es diese Harmonien, die mich auf der Paradiesinsel entzückten. Wie das zu verstehen sei, will ich dir itzt enträthseln.

In dem Paradiese auf einer Insel des Euphrates lebte, zum erstenmale eifersüchtig auf jeden andern Blick der Liebe, ausser seinem eignen, Amor sich selbst und seiner Psyche: er der liebevolleste unter den Göttern des Olympus; sie die seelenvolleste, die schönste unter den Töchtern der Erde. Die seelenvolleste: jeder ihrer Gedanken, jede ihrer Empfindungen im Einklange mit der schönen Natur des Paradieses umher. Die schönste: jeder Zug ihres himmlischen Antlitzes in Harmonie mit dem zierlichen Gliederbau ihres Körpers, mit den geheimsten Wünschen ihrer schönen Seele. Die Harmonie dieser schönen Seele in diesem schönen Körper war ihm, dem Gott der Liebe, das Ideal ge-

worden, dem er das Paradies, wohin er sie den Augen der übrigen Welt hatte entrücken wollen, anzubilden, und mit der übereinstimmend er seine Schöpfung zu vervollkommnen gesucht hatte, und immer aufs neue suchte. Sein Köcher hing an dem Aste einer Pappel; er bedurfte seiner nicht; die übrige Welt, ihm von nun an gleichgültig, war den jüngeren Amoretten aus dem Gefolge seiner Mutter preisgegeben. Der Bogen und die Pfeile lagen zerstreut auf dem Boden; er brauchte sie nur, um das Paradies seiner Insel in einen einzigen allgemeinen Laut der Liebe zu stimmen. Kein Blatt in den Wipfeln der Bäume, und an den leichteren Zweigen der Gesträuche durfte durch ein Geräusch, kein Vogel in diesen Wipfeln, diesen Gesträuchen durch ein Gezwitscher verrathen, dafs sie da waren, wenn sie sich nicht zugleich durch einen Ausdruck der Liebe hörbarer machten. Alles in diesem Aufenthalte der Liebe war Anklang, Musik, Harmonie,

oder, in ein einziges Wort zusammen gefafst, Zauber der Liebe. Die ganze Umgebung des Goldpalastes, den seine Psyche bewohnte, war durch die verborgene Federkraft seiner Pfeile in Harmonie der Liebe und des Entzückens verschmolzen; und wo sie es noch nicht war, da ward sie es durch das, was in dem Hörbaren sich am hörbarsten macht, durch den Anklang der Liebe selbst. So ward die Harmonie in dem Innern der seelenvollesten unter den Töchtern der Erde das Muster, nach dem sich die äufsere Natur des Paradieses für den Gott der Liebe zu einem zweiten Olymp umschuf, den der erste schon zu beneiden anfing; ein Aufenthalt, dessen inneren und äufseren Frieden kein Mifslaut des Hasses und des Verderbens störte, und in welchem sogar das, was Mifslaut gewesen war, wenn es sich diesem Paradiese näherte, zum Wohllaut ward.

Wenn fürchterlich ein Sturmwind im Euphrat
Die Luft zerrifs, die Wogen theilte,

Die Klippe peitschend, selbst gepeitscht von Furien, heulte:
Gleich wurden, was kein andrer Sturmwind that,
So wie er nur, der Sturmwind im Euphrat,
Dem seligen harmonischen Reviere
Des Paradieses näher trat,
Die leisern Seufzer des Euphrat
Melodische Zephyre.

Aufser der Tonfülle, mit der Amor sich und seine Psyche in dem Paradiese umgab, empfing sie auch, so oft sie aus den entfernteren Bezirken derselben in den goldenen Palast eintraten, den er für sie hingezaubert hatte, ein Chor von Sängern und Sängerinnen, die, von Psychen gehört, aber nicht von ihr gesehen, durch Hymnen und Gesangwechsel miteinander wetteiferten. Einer in diesem Chore war ich, dein Theanor.

Durch die gewölbten weiten Säle,
Damit dem Goldpalast kein Zauber fehle,

Erscholl vielstimmig unser Chor;
Der ganze Fels umher war Wiederhall und Ohr.
Doch, was an Psychen selbst des Chorsangs Wirkung schwächte,
(Und grausam nannten wir's, dafs so sich Venus rächte)
War grade diefs, dafs alles unsichtbar
Vor Psychens Augen stand, was hörbar war.
Wir Sänger und die Sängerinnen,
Wir alle sahen sie und waren ganz entzückt,
Wenn auch auf uns, wie es uns schien, sie hingeblickt;
Und wufsten kaum, nach langem Sinnen,
Wie uns, wie ihr geschah,
Dafs sie uns doch nicht sah.

Venus hatte sich beleidigt gefunden, dafs einer sterblichen Königstochter, ehe Amor sie dem väterlichen Gebiete entführte, so viele Blumenopfer auf den Altären der Liebe dufteten, und alle Jünglinge diese Sterbliche unter dem Namen einer irdi-

schen Aphrodite feierten; noch mehr durch den Vorzug beleidigt, den Amor selbst in der Folge seinem Insel-Garten vor seiner eignen olympischen Heimath gab. Den Genufs der hörbaren Harmonieen konnte sie, die Königin und Gesetzgeberin der Liebe, ihr nicht entziehen, ohne den ewigen Gesetzen der Liebe selbst Eintrag zu thun, deren Ausdruck diese Harmonieen waren. Nur ein einziges Mittel blieb der himmlischen Aphrodite übrig, sich an der irdischen zu rächen. Wie der Sohn eine Masse des Wohllauts um Psychen her verbreitet hatte, in der kein Mifslaut mehr hörbar war: so konnte die Mutter die Sehekraft ihres Blickes in eine Masse von Licht verhüllen, an der, gleich der Bläue des Äthers, kein Schatten haftete, und in der es Psychen unmöglich ward, grade diejenigen Gegenstände ihres Paradieses zu unterscheiden, deren Sichtbarkeit ihr um desto wünschenswürdiger seyn mufste, je entzückter sie sich durch ihre Hörbarkeit

fühlte. So ward die Liebenswürdigste der Königstöchter blofs darum bestraft, weil sie die Liebenswürdigste war! Was sagst du aber, Melite, zu einer Göttin der Liebe, die des Hasses, die der Rache fähig ist, und diese ihre Rache so sinnreich zu befriedigen weifs? Doch ich knüpfe den Faden unsrer eignen Geschichte wieder da an, wo ich ihn, zu lange schon, fahren liefs.

Unter den Sängern, die sich beeiferten, ihrer paradiesischen Gebieterin den Verlust dieses einzigen Genusses der Sichtbarkeit durch desto hörbareren Gesang zu ersetzen, gelang es keinem, von Psychen so gerne gehört zu werden, als mir, deinem Theanor. Nicht zwar, als ob ich besser gesungen hätte, als meine Mitsänger; o! daran fehlte viel. Nur hatte ich vor den Andern, mir selbst zum Wunder, den Vorzug, dafs mich immer, wenn ich ihr sang, die Harmonie einer Kithare begleitete, die, indem sie meinen Gesang ver-

schönerte, zugleich mich selbst mit dem Gefühl der heifsesten Liebe durchströmte.

Hob oder senkte meine Stimme sich,
Sogleich, als ob sein Spiel er mit mir triebe,
Umschwirrte, lauter itzt, itzt leiser mich
Mit silbernem Geräusch ein Pfeil der Liebe.
Wer wär' ich, wenn ich dabei fühllos bliebe?

Nein, nur zu sehr von einer mir unerklärbaren Liebe zu einem Gegenstande, der mir ja unbekannt war, durchdrungen, trieb mich die Unruhe meines Innersten lange vergebens umher, diesen mir fremden, und doch meinem Herzen so nahen Gegenstand zu entdecken — bis — mit Begeisterung erzähl' ich's dir, und mit Erstaunen wirst du es hören — bis ich einst auf dem Wipfel einer Myrte das Weibchen eines Paradies-Ammers belauschte, die in dem Strahle der Sonne sich badete, und so oft sie sich schüttelte, diese bezaubernde Harmonie hervorbrachte:

Im Bau der Glieder
Fast nur zum Schein
Ein Vögelein;
Doch schlank und stattlich im Gefieder. —
Ein heller süfser Silberklang,
Vergleichbar nur Melitens Saitenspiele,
Ging aus von jedem ihrer Kiele,
So oft sie ihr Gefieder schwang.

Von Zweig zu Zweig kam mir der schöne Vogel, indem ich voll Bewunderung und Entzücken zu ihm hinauf sah, immer näher: aber umsonst suchte ich das unschätzbare Weibchen zu erhaschen. Endlich, mich gleichsam neckend, da ich ermüdet den Versuch des Erhaschens schon aufgegeben hatte, setzte sie sich mir von selbst auf die Schulter, und übergofs mich, indem sie die glänzenden Flügel, wie vor Freude mich überrascht zu haben, auseinander breitete, mit einem Strome der zartesten, der geistigsten Harmonie; zugleich mit einem plötzlichen Sprunge in meinen

Busen hüpfend, und das Köpfchen verbergend, als ob sie sagen wollte, und doch nicht sagen durfte: ich liebe dich! ich liebe dich! O wie ich den Wonnevogel an mein klopfendes Herz drückte, und unter diesem Druck meiner Hand auch noch an meinem Herzen den Nachhall ihrer tönenden Schwungfedern, in einem Seufzer der Liebe ersterbend, nicht hörte nur, sondern fühlte! wie meine Stimme, mir selbst unbewufst, auf einmal Gesang ward, um auch ihr zu sagen: ich liebe dich! ich liebe dich!

Ich sehe es dir an, Melite, dafs ich dir Begebenheiten, wie aus einer andern Welt, erzähle, Begebenheiten, die du selbst, die gefiederte Cicade eines Paradieses, erlebt hast, die uns beide so überselig machten, und von denen doch die leiseste Spur aus deinem Gedächtnisse verschwunden ist. Allein du wirst noch ganz anders erstaunen, wenn ich dir sage,

Dafs es ein Pfeil aus Amors Köcher war,
Der deine Fittige mit Harmonie beseelte,
Durch deren Federspiel er wunderbar
Mit meinem Liede dich, Melite! mir vermählte.

Nur ein Gott konnte die Wunderkraft dieser Töne in die Schwungfedern eines Fittigs legen; und nur der Gott der Liebe konnte aus diesem Federspiele diese Seufzer der Liebe, diese Sprache der innigsten Gefühle hervorrufen.

Der entscheidende, längst von Beiden ersehnte Tag, da die Rache Aphroditens befriedigt war, und Amor mit seiner nun ganz und vollendet göttlichen Psyche in seine olympische Heimath zurückkehren sollte, war itzt erschienen: kein Tag der Wonne für mich, der ich mit meiner bisherigen Gebieterin zugleich meinen reichsten Schatz, meinen Paradiesvogel, zu verlieren befürchtete. Aber Amor, der an meinen erlöschenden Blicken sah, was in

meinem Herzen vorging, klopfte schalkhaft auf seinen Köcher, und sagte, indem er sich erst zu Psychen, und dann zu mir hinneigte: Die Pfeile dieses Köchers

Verwunden nicht zum Tode, nein! um beſsres Leben
Dem, der dafür empfänglich ist,
In langen Zügen hinzugeben. —
Der du von jener lebenden Kithar begleitet,
Durch einen Gott gewürdigt worden bist,
Mit Sang und Spiel die Wolken zu zerstreun,
Die, über dieses himmlische Gesicht verbreitet,
Schwer auf uns Beiden lasteten — doch nein!
Itzt nicht mehr schwer, seit wir, um seliger zu seyn,
O Psyche! nun der hellern Zukunft uns erfreun —
Nimm, Sterblicher! den Lohn hin, daſs du oft,
Was wir von keinem Erdensohn gehofft,
Von Psychens schöner Stirn die Wolken weggesungen;
Nimm hin, was aber auch nur selten oder nie

Ein andrer Gott dem Sterblichen verlieh,
Und du dir längst gewünscht: die Seher-Energie
Palingenetischer Erinnerungen. —
Und wenn ein holdes Weib einst künftig — unbefiedert,
Doch gleicher Kunst und Art — dir Lieb' um Lieb' erwiedert,
So wiss', und halt' es fest im innern Sinn:
Es ist die Paradieserin!

ARIADNE AUF NAXOS.

EINE KANTATE.

1765.

ARIADNE, erwachend.

Sei mir gegrüſst auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!
Sei mir gegrüſst! Seit drei vergnügten Tagen
Hat deine Göttin mich in Theseus Arm gesehn!
Erröthend sah sie mich, und nie so schön;
Aurora, nie so schön
Hab' ich Erröthende dein Antlitz glühen sehn.
Sei mir gegrüſst auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!

Zwar hier, mein Theseus, glänzt kein sonnenheitrer Tag,
Wie in den kretischen dädal'schen Gängen,
Wo uns die Lieb' im Schatten, ach
So reitzend! zu verbergen pflag;
Wo Silberquellen sich um sanfte Myrten schlängen,

Und süfs umduftete Westwinde sich
Um Floiens Busen eifersüchtig drängen.
Wie ist diefs Meer so wild! der Fels so fürchterlich!
Ach, du mein Theseus, komm, umarme mich!
Du schläfst noch? Nein, du irrst vielleicht im Thale,
Jagst mit dem Morgenstrahle
Nach Löwen, deiner muntern Jagd.
Sieh auf! dein Mädchen ist erwacht.
Mein Theseus! Theseus! Erst in dieser Nacht
Hab' ich in Träumen ihn, mit welcher Angst beweinet;
Umsonst streckt' ich die Hände nach ihm aus,
Umsonst sah ich in diese Wüstenei'n hinaus,
Wo aufser mir kein menschliches Geschöpf erscheinet!
Mein Theseus! Theseus! Nicht der Minotaurus nur
War furchtbar für dein Heldenleben.
Es giebt viel Schrecken der Natur!
Es können Drachen um dich schweben!
Es können Hydern sich um deine Schenkel weben!
Wer, Götter, wer errettet dich?
Sieh Ariadnen weinen!

Mich, die du liebst, sieh um dich weinen,
Dein Mädchen, mich!

O du, für den ich lebe! leb', um dich
Und nichts als dich zu lieben,
Mein Wunsch, mein Gott! mein Alles! kannst du mich
Einsame so betrüben?
Der wüste Fels ist fürchterlich:
Wo find' ich dich?

OREADE DES FELSEN.

Zu weit entfernt das Meer den Frevler schon:
Er ist auf ewig dir entflohn!

ARIADNE.

Entflohn? Wer donnerte mich nieder?

OREADE.

Ich, Nymphe dieser Höhen,
Hab' ihn im Sturme dir entfliehen sehen.
Er fürchtete das Licht,
Dein bittend Angesicht,
Dein weinend Auge, nur den Sturm der Wogen
nicht.

Der Männer Herz ist muthig zum Verrath,
Sie wagen jede Frevelthat!
Doch der betrognen Liebe Klagen,
Den Vorwurf ihrer Tücke, wagen
Sie nicht, die Feigen, zu ertragen;
Sie schreckt der Vorwurf, nicht die That.

ARIADNE.

Ist's wahr? Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Bin ich verlassen? hier allein am Fels? am Meer?
Verlassen? Götter! Götter! Und kann er,
Kann Theseus mich verlassen? mich am Fels, am Meer
Verlassen? Die ihr seinen Schwur gehört, gerecht
Beleidigte, ihr des Olympus fürchterliche Mächte!
Warum trifft mich, nicht ihn, der Donner eurer Rechte?
Warum? O alle Götter rettet mich! Da fliegt
Am Horizont das Schiff mit Ungestüm
Vorüber! Ha, vorüber der Barbar auf ihm,
Der über dieses Herz gesiegt,
Das er also! also! betrügt.

Kannst du, mein Herz!
Unter diesem stechenden Schmerz
Fühllos und wund und dumpf erliegen?
Brich! brich! o brich!

Warum, warum verfolgt ihr mich?
Götter! lafst mein wundes Herz
Unter diesem stechenden Schmerz,
Lafst, o lafst's erliegen!

Was für ein Graun
Herrscht hier an diesem stürmischen Gestade!
Ist der Kozyt so furchtbar anzuschaun,
Wie dieses Meer? Gleicht diesem Sitz der Oreade
Das Flammenreich des Dis, der Erebus?
Und bin ich hier? Und mufs
Die einst gefeierte Kretenserin,
Die Hoffnung und die Lust der stolzen Krete,
Die Königstochter, eines Gottes Enkelin,
Mufs ich in meines Lenzes Morgenröthe
Auf diesem Felsen irren? Hier allein,
Die Hände ringend und verlassen,
Der Götter Spott, ein Raub der Thiere seyn?

Minos Tochter und Theseus Liebe,
Wie war ich zu beneiden! Ha,
Stolzes Mädchen! du throntest im Olympus!

Schienst Juno dir und Paphia!
Stolzes Mädchen! wie tief gefallen!
Schweifst, gejagt von allen Wiederhallen,
Unter den reifsenden Thieren allen
Dieser Felsen, allen am Meer
Heulenden Ungeheuern umher.

O Schmach! Unseliger! und Schand' und Grauen!
Mich, die ihn liebte! die den ausgestreckten Klauen
Des Ungeheuers ihn entrifs!
Mich, mich verliefs der Undankbare! liefs
Mich hier zurück, die so voll Zärtlichkeit,
Die Götter wissen es, voll wahrer Zärtlichkeit,
Ihn aus dem Labyrinth des Untergangs befreit?

Mein eignes Leben
Für ihn gewagt,
Um es von Müttern nicht mehr, von Töchtern
vergebens beklagt,
Den Thieren dieser Felsen hinzugeben!

Weh mir! Warum mufst' ich ihn sehn!
Wie schien er mir, gleich einem Gott, so männlich schön!
Er, der Gefährt' Alcids, so tapfer, so vollkommen!
Ach, weiches weibliches Herz, wie warst du eingenommen!
Sein Haar so lockig! so voll edlen Ernsts sein Blick!
Sein Stolz, sein Muth, nicht unterjocht vom Glück,
In seinem Gange, seinen Mienen!
So traurig itzt sein Loos:
Und doch er ganz in stiller Ruh so grofs!
Welch Mitleid schien er zu verdienen!
Wenn man nur mit Bewundrung von ihm sprach:
Wie weint' ich heimlich Freudenthränen! ach,
Wie hob sich diese Brust!
Wie wallte sie, wie bebte sie von süfser Lust,
Und Lieb' und Mitleid! Nun bezwang ich mich nicht mehr,
Floh, wie ein Strahl vom Himmel seinen Armen zu,
Schlang mich um seinen Hals, und weint': „Erstaunest du,

O Theseus? Liebe führt mich her!
Ein zärtlich Mitleid! Fleuch, und rette mir dein Leben!
Sieh hier den Ausgang, sieh den Minotaurus beben:
Die Liebe hat ihn dir in deine Hand gegeben."
Und er erschlug das Ungeheu'r, halb Mensch, halb Thier,
Nahm mich in seinen Arm. Da flohen wir.
Wohin? O Erd' und Himmel! und nun bin ich hier,
Hier ich? Verräther! Sah der Himmel, sah die Erde
Je einen Frevler, der sein Herz gestählt, gleich dir?

Bin ich denn hier verlassen?
Am öden Fels verlassen!
Ich, die ihn so geliebt!

Und konnt' er so mich hassen?
Mich armes Mädchen hassen!
Ach, die ihn so geliebt!

An dem mein Leben hing, für den ich unbetrübt
Geschwister, Vater und Mutter verlassen:
Hatt' er ein Herz, mich so zu hassen?

Und konnte mich verlassen?
Am öden Fels verlassen!
Mich, die ihn so geliebt!

Einst war ich schuldlos; meine Frühlingstage
Flohn sanft, flohn ohne Thränen, ohne Klage,
Noch unbekannt der Liebe, hin.
Der holden Maja gleich, der Blumenkönigin,
Umtanzten mich die rosenfarbnen Stunden.
Mit jungen Zweigen war mein Haupt
Von Krokus und Jasmin umlaubt,
Mit Veilchenkränzen meine Brust umwunden.

An meiner Mutter Busen hingelehnt,
Ihr Stolz, ihr süfses Mädchen! still bethränt
Von ihren Freudenthränen! sanft umschlungen
Von ihren Mutterarmen! tief durchdrungen,

Von edler Regung töchterlicher Zärtlichkeit!
So, so entflossest du mir, beste, goldne Zeit!

Ach, werd' ich dich nie wieder sehen?
Mir dich nie mehr zurück erflehen?
Folgt dem Vergehn so schnell die Strafe nach?
Und bin ich ewig nun ein Gegenstand der Schmach?
O lafs mich noch einmal zu deinen Füfsen sinken,
O meine Mutter! in den Staub gebeugt,
Mich, deine Tochter, mich, aus Götterblut gezeugt,
Noch einmal, reuig, deine Thränen trinken!
War mein Verbrechen grofs? Es war's! Ich kann bereun!
Bereun ist edel; edler ist verzeihn!

OREADE.

Schweig und erzittre!
Elende! du mufst sterben!
Zittre!
Die Löwen brüllen Verderben,
Die Schlünde bersten Verderben;

Die Felsen stürzen Verderben,
Verderben trägt das Meer
Auf dich her!
Schweig und erzittre!
Elende! du mufst sterben!

ARIADNE.

Wohin? Wo flieh ich hin? rings um mich Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite verfolgt! von allen Mächten bedroht!
Wehe! wehe mir!
Mit fliegendem Haare! wohin?
Irr' ich am Ufer, und bin
Das Spiel der Winde!

Nicht dieses Ende, diese Schmach
Hab' ich um dich verdient, o Theseus! nicht diefs Grab
In diesen Wellen! Sieh dann einst herab
Von deinen Ufern, wenn einst die beglücktere Braut

In deinem Arm mit Schaudern hier herunter schaut,
Sieh dann herab auf mich, und sage:
„Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter Klage!
Sie war einst glücklich, fand da hier ihr Grab.“

DER SKALDE.

1766.

DER SKALDE.

AN J. A. CRAMER.

ERSTER GESANG.

Ist's Braga's Lied im Harfenklang,
Ist's, Tochter Dvals, dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt?
Auch mich, ach! meinen Staub durchdringt,
Wie Blitze Thors die Gruft enthöhlt,
O Wonne! mich, mich neu beseelt?
Aus rothen Wellen strömt das Licht;
Ich aber, Heil mir! schlumm're nicht,
Heil mir Erwachten! bade ganz
Den neuen Leib in Sonnenglanz,

Schwimm' in die leicht're Luft empor,
Bin ganz Entzückung, bin ganz Ohr,
Und walle trunken in der Fluth
Der hohen Harmonie! Wo ruht
Mein schwebender Geist auf luftiger Höh?
Wo über Berg und Thal und See
Flattr' ich und glüh' im Silberton?
Wohin, mein Geist, bist du entflohn?
Wo badest du den Schwung so früh
Im Urquell unnennbarer Harmonie?
Nicht so erschütterte Niord
Einst Skada's Eisgebirge durch sein tönend Wort;
Der Fels, auf dem sein Riesensang sich ergofs,
Dafs Nordsturm tonvoll ihn umfloſs,
Bebt' unter ihm, die Tief' erklang,
Und Endils Wölfe heulten in seinen Gesang.

Wo Mimers Haupt vom Hügel quoll,
Hier ist Sigtuna, hier Valholl,
Hier Glasurs Dunkel, hier der Kranz,
Der mit der Wipfel heil'gem Glanz
Herab aus Wolken, die er stützt,
Die goldnen Schilder überblitzt.

Ich sehe Fansal, Schau'r umfaßt
Und stille Würde den Pallast;
Ich sehe Gladheims Freudensaal,
Gehüllt in seines Goldes Strahl:
Von seiner Zinne hebt der Blick
Zu stumpf, ihn anzuschaun, zurück.
Wer schreitet königlich daher
In Vingolfs Hain, am sanftern Meer?
Laſs mich, du Majestät im Hain,
Auf deinen Fußstritt Blumen streun!
Du König, Vater, Friedensheld,
Du Lust des Himmels und der Welt!
Laſs mich die Stunde weihen, da
Ich deinen Tritt, Alfadur, sah!
Hier, wie in Asgards Valaskialf,
Umringt von Disen oder Alf,
Den Zepter Hlidskialfs in der Hand,
Im Helm, im purpurnen Gewand,
Stets Freund der Menschen, dort wie hier,
Bist du geweiht, Alfadur! mir.

ZWEITER GESANG.

Stiller wird das Meer
Der Entzückung um mich her.
Weh mir! auf welcher Stätte ruht
Mein blutbetriefter Fuſs?
Welch feierliches Graun
Steigt langsam über diese Hügel,
Wie im Nachtgewölk
Neugeschiedner Seelen, auf?

Ach hier! hier! Ach Halvard!
Wie manch geflügeltes Äon
Ist von der Nornen Stundenthron,
Seit ich dieſs Grab gebaut, entflohn!
Ruht hier die Urne, mein Halvard,
Hier, bester Freund, dein edler Staub?

Mir schwindelt! durch Jahrhunderte
Blick' ich, durch trübe ferne Nebel

Hoch über eurem Horizont, ins Grab,
Auf unsrer Freundschaft Mal herab!
Lernt's, Dana's Söhne! Wenn der Stein
Der Hügel schweigt, wenn seine Runen
Verloschen sind, kein Trümmer mehr,
Kein Brandaltar der Freundschaft zeugt:
O lernt's durch ewigen Gesang,
Und flammet neuen Opferdank
Vom rauhen hüglichten Altar,
Der euern Vätern heilig war!

Im Schatten dieses Eichenhains,
Hier war's, von hoher Flamme warm,
Wo ich, Halvard, in deinem Arm
Den grofsen Todesbund beschwur.
Still war die Luft, in Majestät
Lag die Natur zu Vidris Füfsen;
Die stolzesten der Wipfel rauschten,
Und leise Bäche murmelten.
Unsichtbar wandelten um uns
Zwei Alfen, von Odin gesandt.
Wo über buntbeblümte Rasen
Der See, vom Hauch der Luft bewegt,

Krystallne Wellen von sich jägt,
Sahn wir, mit süßem Duft beladen,
Die Göttin Blakullur sich baden.
Vom Hügel braust im Bogenschuſs
Ein breiter Quell, schwillt auf zum breitern Fluſs,
Springt donnernd über jähe Spitzen,
Und diamantne Tropfen blitzen,
Im Lichtstrahl und im Silberschein
Erzitternd, durch das Laub im Hain,
Indeſs die Wellen schmeichlerisch sich regen,
Ihr Bild in die glanzvolle Luft zu prägen.
Die Göttin sah ihr himmlisch Bild,
Wie es die Wasserscene füllt.
Bescheiden schlüpfte sie zur Tiefe nieder;
Allein das Ebenmaſs der weiſsen Glieder
Strahlt durch die heitre Fläche wieder.
Es scherzt um ihren Hals ihr blondes Haar,
Verbirgt ihn halb, stellt halb entblöſst ihn dar.
Die seidnen Locken spielen mit den Lüften,
Und thauen dann herab auf Marmorhüften,
Die Wangen blühn in seelenvoll'rer Gluth;
Die runden Arme rudern durch die Fluth;
Die kleinen Füſse rudern, sanft gebogen;

Der volle Busen wallt auf zarten Wogen.
Die sternenvolle Nacht umschwebet sie,
Die Flur ist Duft, der Wald ist Melodie.
Sieh den gelindern West ihr Haar umfliefsen!
O sieh den hellern Mond zu ihren Füfsen!
Wir sehn das Wunder, staunen, beten an!
Schnell hören wir aus einem Zauberkahn
Fremde Spiele der Saiten
Mystische Lieder begleiten.
Stillschweigend horchen wir; die Saite klingt,
Die himmlische verborgne Stimme singt:
„Beglückt! beglückt! dreimal beglückt!
Wer, in die Freuden der Götter entrückt,
Der Skalda hehrsten Kranz erwarb,
Dafs er mit seinem Freund den Tod des Schwertes starb!
Ihm reichen Herfiudra,
Und Skogula, und Hertrudra,
Und alle Valkyriur in Valholl
Einherium Oll.
Lafst uns spinnen, lafst uns spinnen
Den Faden Thorlaug und Halvard!
Lafst ihn in Nebel zerrinnen,
Den Leib, der Einherium ward!“

Der Schauder der Begeisterung
Ergriff mein schwellend Herz! Ich schlung
Den Arm um meinen Freund, und schwur:
Wenn sich in seiner Brust des Feindes Schwerter färben,
Mit ihm, mit meinem Halvard, den Tod des Schwertes zu sterben!
Da jauchzten die Valkyriur!
Da hob mein Freund den Arm, und schwur
Den blanken Schild mit dem Blute des Schwertes zu färben,
Und seines Thorlaugs Tod, zur Ehre Skalda's, zu sterben.
Da jauchzten die Valkyriur!

DRITTER GESANG.

Schon schnitt aufs neu der Sonnenführer
Dem Zwischenraum der Endlichkeit
Drei Jahre bis zur Dämmerung
Der Götter ab, seit mein Halvard,
Vom Waffenblitz aus meinem Arm,
Weit nach Brittannien hinweg
Gewinkt, nach seiner Gegenwart
Mich Schwermuthsvollen schmachten liefs
Einst, da ich einsam und verlassen,
Wo ihn die Barke von mir stiefs,
Am Ufer irrt', und jeden Hauch
Der Luft, der nach der Küste blies,
Mit meinen Seufzern flügelte,
Trat ein mir fremder kühner Mann
Mit wildem Schritt zu mir heran:
Gieb mir die Goldharf! rief er stolz,
Die dir Halvard zum Denkmal liefs:
Er gab sie dir, er nahm sie mir.

Du überträfst mich nicht in Liedern,
Wär' nicht der Raub des Frevlers dein!
Gieb mir die Goldharf, sie ist mein!
Nicht so! sprach ich mit ernster Stirn:
Was mir mein Freund geschenkt, war sein,
Ist itzt mein Stolz, mein Schmuck, mein Ruhm,
Und wird dereinst mein Nachruhm seyn.
O glaube mir, nicht der Besitz
Der Goldharf' ist's, wodurch den Skalden Skalda
macht.
Erhebe dich, entzünde deinen Witz
Mit Bragurs edler Gluth;
Fach auf dein träges Blut,
Streb' himmelan zu dringen;
So wirst du ihrer würdig singen!

Zur Wuth erhitzt und Funken sprühend
Aus rothem Auge, fordert er
Zum Kampf des kurzen Speers mich auf.
Da soll, sprach er, der Rächer Frö
Mit warmem Blut die Wahrheit rächen!
Da mag, sprach ich, Frö, der Gerechte,
Die Wahrheit schützen und mich rächen!

Der neugeborne Tag entschlüpft dem Meer:
Sträubig rauscht von oben her
Der Hahn Valhalls, und kräht
Sein krieg'risch Lied, und hebt den goldnen Kamm!
Aus Heliars Pallast tönt ihm
Der Erde Hahngeschrei entgegen!
Auf! auf! zum Kampf aus später Ruh!
Ruft Dana's Heldenjugend uns zu.

Schon treten wir mit Helmen angethan
Auf die blutlechzende Todesbahn;
Schon schliefst sich um uns her die Schaar
Der Richter, die durch weifses Haar
Und langen Bart ehrwürdig war!
Schon blinkt der Geir im Sonnenstrahl!
Schon strömt die Purpurwunde!
Schon öffnen Endils Wölfe
Auf meinen Feind den gier'gen Schlund!
Ach mir Unglücklichen! da schlüpft
Die Ferse mir im schwarzen Blut;
Da stürz' ich hin, und über mich
Mein sterbender Feind! Schmach, Wuth und Scham
Begrub mich noch in Todesschlummer,

Als mich ein jammernd Klaggeschrei
Vom Ozeane her erweckt.
Ich seh, ich seh! o Schauer! o Entsetzen!
Ach, warum lebt' ich, es zu sehn?
Ich sehe meinen Freund, den besten
Der Menschen, meinen treuen Halvard,
Der Freundschaft Urbild, itzt des Todes Bild,
Im Schleier der ew'gen Nacht gehüllt.
Zu meinen Füßen lag er, seufzte noch,
Und hob die schwere Brust. Ihn hatte
Sein eignes Schwert, zu eingedenk
Des hohen Schwurs, gestürzt, da er
Mich fallen sah. Ach! Wehe, wehe mir!
Warum mußt' ihn ein falscher Anblick trügen?
Warum sein erster Anblick seines Freunds?
Nicht darum war er, nach drei langen Jahren,
Dem Busen seines Thorlaugs zugeeilt!

Ich warf verzweiflungsvoll
Auf seinen Leib mich hin, verbarg
Mein Angesicht in seine Brust, und schluchzte!
Ach nein, Halvard, du bist nicht todt!
Nein! bei den Göttern, nein! du schlummerst nur!

Es ist ein leichter Schlaf der dich erquickt!
Umsonst! umsonst! die lange Nacht
Versiegelte sein Heldenauge!
Er war auf ewig mir entschlummert!

Man riſs mich grausam aus des Todten Arm,
Mit wildem und gebrochnem Blick schaut' ich
Zum Himmel; da ermannt' ich mich,
Und sprach: Ich will dem theuren Mörder
Ein Grabmal bau'n, und seinem Hügel nah
Ein Brandaltar erbau'n, zur Ehre
Der Freundschaft! des Unsterblichen!
Ich that's; mein letztes Opfer flammte
Durch Wolken auf; ich schwang dreimal
Mein Schwert, durchstieſs mein brechend Herz,
Und sank vergnügt auf seinen Holzstoſs nieder.

Die Schaar der Staunenden lieſs meine Glieder
Zur Asche glühn, und senkte dann,
Dem Hügel meines Freunds zur Seite,
Des Staubes Urn' in diese Gruft
Der sie dieſs zweite Denkmal weihte,
Das freundschaftlich im heil'gen Schatten

Dem Wandrer süße Schwermuth winkt,
Und zur Begeistrung ihn erhebt.
Mein banger ahndungsvoller Geist
Hielt bei dem frommen Schauspiel sich
Nicht auf, und flatterte verfinstert
Durchs unbegränzte Leere
Dem Schatten des Geliebten nach.

VIERTER GESANG.

Und doch, leichtgläubiges Gefühl!
Ist alles dieſs mehr als ein Gaukelspiel?
Kann dieſs die Stätte seyn, wo wir
Ins Thal des Schweigens flohn? Gefühl, kaum glaub' ich dir!
Wie reitzend, wie bezaubernd lacht
Die heit're Gegend! wie voll sanfter Pracht!
In schön'rer Majestät, in reifer'm Strahle
Glänzt diese Sonne! Milder fließt vom Thale
Mir fremder Blüthen Frühlingsduft,
Und Balsamgeister strömen durch die Luft.
Unübersehlich mahlt die Blumenflur
Sich meinem Aug', und die Natur
Ist rings umher ein Garten! Welcher Gott
Schmiegt eine Wildniſs unter das Gebot
Der Schönheit, Ordnung, Fruchtbarkeit?
Wer ist's, der Wüstenei'n gebeut,

Sich in entfernter Sonnen Gluth zu tauchen,
Und unbekannte Spezerei'n zu hauchen?
Ha! nicht also, im festlichen Gewand,
Grüfst' ich dich, mein mütterliches Land!
Unfreundlich, ungeschmückt, und rauh und wüste,
In trübem Dunkel schauerte die Küste;
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hain,
Kein Tag der Ähren lud zu Freuden ein;
In Höhlen lauschte Graun und Meuterei,
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrei.
Das Weib der Ehe trat mit Helm und Speer,
Und neben ihr, von blut'ger Rüstung schwer,
Die blüh'nde Tochter fürchterlich einher.
O wie weit anmuthsvoller schreitet,
Von acht geliebten Kindern hold' begleitet,
Dort jene Mutter durch den Schattengang,
In dessen Hecken friedlicher Gesang
Ertönt, wo goldnes Obst um sie entsprang!
Auf Rasen hingelehnt, im Auge Himmel,
Erwartet das weithallende Gewimmel
Der frohe Vater, der mit reger Hand,
In die veredelte Natur entbrannt,
Die mächt'ge Feuerharfe schlägt,

Daſs ihren Schall der Hügel und das Meer,
Und näher wallender Wolken Heer
Empor zum Tanz der Sphären trägt!
Daſs sie den Staub der Urn' erregt,
Und Geisterwelten um sich her bewegt!
Auch mich! auch mich! „Es horchten auf die Lieder
Die Kinder Korah; Assaph stand,
Und staunt', und warf den Psalter nieder,
Den hohen Psalter, und empfand!"
Wer ist der Gott, den deine Saite singt?
Wer, dessen Schau'r mich Bebenden durchdringt?
„Er miſst die Himmel, stillt die Meere!
Gericht und Recht ist um ihn her!
Er ist der Herr! der Gott der Heere!
Er ist's! Wo ist ein Gott wie er?"

FÜNFTER GESANG.

Sie sind gefallen, die Götter, gefallen!
Lasst Erd' und Himmel wiederhallen!
Sie sind gefallen! gefallen! gefallen!
Hrymur fuhr, auf sieben Donnerwagen
Vom Aufgang heruntergetragen!
Da wälzte sich der Ozean!
Da wälzte Jormungandur im Blut
Mit schreckenvoller Wuth
Sich auf der Wogen schäumender Bahn!
Der Adler tönt', und zerriss die Leiche!
Und Naglfar scheitert, das Gebäu der Eiche!
Woher der Untergang der Asen?
Wer hat die Alfen wie Spreu hinweggeblasen?
Vom Krachen heult die Riesenwelt!
Des Himmels Trümmer sind ein Waffenfeld!
Die Zwerge seufzen vor den Thoren,
In zähneklappernde Schrecken verloren!

Das Sonnenschwert des Rächers blitzt
Auf Riesenweiber, die im Fliehn
Sich hinter einer Wolke Ruin
Vergebens, vergebens geschützt!
Da wankte, da erzitterte Hlin,
Und rang die Hände noch einmal!
Vergebens verletzt der Sohn des Odin
Das Ungeheu'r mit triefendem Stahl!
Vergebens würgt auf seinem Riesengange
Der Heldensame des Hlodin
Den Zwillingswolf und die midgardische Schlange!
Sie alle, die Götter, die Helden, sie alle
Sind hingegossen dem Falle!
Furchtbar bellt aus dampfender Grotte
Mit weit geöffnetem Schlund
Hinter dem fallenden Gotte
Garm, der Höllenhund!
Mit schwarzem Antlitz entsteigt die Sonne dem Dunkeln,
Und Sterne hören auf zu funkeln!
Da wüthen Meere, Flammen der Berge wüthen,
Wo ihre Fackeln glühten!
In neue Gegenden entrückt

Schaut mein begeistertes Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faſst ihre Wunder nicht, und schweigt.

ERLÄUTERUNG

der Eddasprache des Skalden.

Braga, oder Bragur, der Gott der Dichtkunst.

Dvals, oder Dvalens Töchter, Parzen, die die Geburt der Kinder weihten.

Thor, oder Hlodin, der Donnergott.

Niord, ein Riese oder Halbgott, den die Edda als einen Dichter anführt.

Skada, seine Gattin. Sie bewohnte das Eisgebirge, er den Strand des Meers.

Mimers Haupt, eine Quelle, die Odin um Rath fragt.

Sigtuna, die Residenz des Odin.

Valholl, oder Valhalla, der Himmel des alten Nordens.

Glasur, ein geheiligter Wald, der die Vorhöfe des Himmels umgab, und dessen goldne Zweige von dem Vorhofe Sigtur an bis auf den mit goldnen Schilden bedeckten Götterpallast (Glitner) reichten.

Fausal, Pallast der Mutter der Götter (Hirschholm, ein Lustschloſs.)

Gladheim, Pallast der Freude, der durch seine goldnen Säle bekannt ist. (Friedrichsburg.)

Vingolf, Pallast der Freundschaft und des Friedens, (Friedensburg, der Sommeraufenthalt K. Friedrichs des V.)

Alfadur, der allgemeine Vater, die erhabenste Vorstellung, die man sich von einem gütigen Wesen macht.

Asgaard, die Residenz der Götter oder Asen.

Valaskialf, der Pallast dieser Residenz.

Disen, rächerische Gottheiten, die auch unter dem Namen der Nornen (Parzen) und Valkyriur vorkommen; die Namen der letztern, wie fern sie den Halbgöttern in Valholl aufwarten, sind im Liede des zweiten Gesanges angeführt.

Hiorthrimul, eine Todesparze.

Alfen, Schutzgeister.

Hlidskialfs Zepter, der Zepter des obersten Throns.

Vidri, der Sohn des Odin.

Blakullur, eine Wassergottheit.

Einherium, Helden, die das Schwert einer Stelle in Valholl würdig gemacht hat.

Einherium Ol, das himmlische Getränk dieser Helden.

Goldharf, ein musikalisches Instrument, das unter diesem Namen in dem Kiämpe-Viser vorkommt, eigentlich aber Mundharp heifst.

Frö, eine Gottheit, die oft mit K. Frotho verwechselt wird.

Dämmerung der Götter, derjenige Zeitpunkt, der, der Voluspa gemäfs, im fünften Gesange beschrieben wird.

Heliars Pallast, der Ort, wo die irdischen Hähne krähen. Das Gallicinium war sowohl in Valholl, als auf der Erde, eine Aufforderung zum Kampfe.

Geir, ein kurzer Speer.

Endil, ein blutdürstiger Wassergott. Seine Wölfe, die Ungeheuer des Meeres.

Hrymur, ein Riese oder Halbgott.

Jormungandur, eine Schlange, welche die Erde umgiebt.

Naglfar, ein Schiff, das beim Untergange der alten Welt zerschmettert wird.

Hlin, eine Göttin, welche die Freunde der Frigga, Gemahlin des Odin, beschützt.

Zwerge, Bewohner des Himmels.

Zwillings-Wolf, Bruder der Jormungandur.

Midgardische Schlange, eine Feindin der Götter.

Der Altar, dessen in diesem Gedichte erwähnt wird, liegt, nebst den beiden Grabhügeln, in dem Gehölze von Sandholm.

Sandholm, die Scene des Gedichts, ein Landsitz des Dichters Johann Andreas Cramer, auf dessen Einleitungsode vor seiner Übersetzung der Psalmen im ersten und vierten Gesange angespielt wird.

POETISCHES WÄLDCHEN.

GOTT.

AN KLOPSTOCK.

1762.

LIED DER ENGEL.

Nicht auf dem Flammenthrone,
Den ein krystallnes Meer umschleuſst,
Nicht ist's im Äther, da ich wohne,
Noch wo der Born des Tages fleuſst!
So spricht der Herr, ich bin kein endlicher Geist.
Sucht, auf des Zweifels irrer Schwinge,
Nicht an den Gränzen des dunkeln Nichts,
Noch in den Strahlen des Lichts
Den Vater aller Dinge.

Wir schweben durch der Himmel Himmel
Bis an die letzten Thore der Welt;

Durchforschen die Tiefen der Erde, des Oceans Gewimmel,
Den ausgespannten Äther, sein Zelt;
Tauchen in Blitz das Gewand und fliehn mit Ungewittern
Hinab in die Klüfte der alten Nacht,
Sehn Embryonen, die hier lang gewacht,
Entwickelt in der Morgenröthe Bächen zittern;
Schaun ehrerbietig um uns her!
Wohin, wohin wir schaun, ist Er!

LIED DES MENSCHEN.

Darf ich's nur wagen sie zu denken,
Des Ewigen Allgegenwart?
Sünder, wende den Blick;
Wend' ihn, Sünder, zurück!
Wie gern, ach! wagt' ich's, sie zu denken;
Aber mein Gebein erstarrt.

Lafs Engel jauchzen ihn zu sehen;
Mich Staubgebornen schreckt sein Licht.
Auf des Ewigen Spur
Prangt die frohe Natur;

Welten müßten untergehen,
Leuchtete sein Antlitz nicht.
Die dunkelsten der Erdenthaten
Sieht Gott in meiner Seel' entstehn.
Thaten, welche sich scheun
Menschen sichtbar zu seyn,
Die kein Busenfreund errathen,
Alle die hat Gott gesehn.

DES MENSCHEN_GENIUS.

Wenn die Himmel sich freun,
Zittert der Mensch, der Sünder, allein.
Unseliger Sterblicher, zittre nur,
Zur Schmach verdammt, o ärmste Kreatur!
So hoch von Gott erhoben!
So tief gesunken! nein,
Du sollst den Schöpfer nicht loben!
Dein Lob erniedrigt ihn.
Greif in dein Herz! sei kühn,
Dich von der Erd' emporzuziehn!
Zerknirsche dein Gebein,
Sei Gottes Ebenbild, sei rein!
Dann stimm' ins Saitenspiel der guten Geister ein.

GEISTERCHOR.

Heilig, heilig, heilig ist Gott!
Schaut der Sonnen Tanz,
Wie sie spielen in Gottes Glanz!
Horcht der Sphären Melodie!
Das ist Gottes Harmonie;
Er rührte sie an: da erklangen sie.
O laſst uns die Hymne der Schöpfung begleiten!
Greift in die regen, zitternden Saiten!
Heilig, heilig, heilig ist Gott.

ERSTER GEIST.

Als ich ein Sterblicher war,
Bekränzt' ich mit Rosen mein Haar,
Und menschliches zartes Gefühl
Floſs in mein Saitenspiel.
Was Menschen gefällt,
Sang ich, und entzückte die Welt.
Heil sei den frohen Stunden!
Der Schönheit ew'ge Harmonie
Hab' ich schon damals empfunden,
Und ward ein Dichter durch sie.

Auch sang ich, zwar schüchtern, Jehovah! dich;
Denn du, mein Vater, umwaltetest mich!
Doch jetzt, wie selig, wie selig bin ich!

ZWEITER GEIST.

Ich malte die Natur,
Belauscht' und haschte den Lenz auf seiner goldnen Spur;
Mich liebte der West und der Lerchen Heer,
Und Nachtigallen sangen,
Wenn ich sang, um mich her.
Ich sang, wie ich empfand,
Und starb zuletzt den Tod für's Vaterland.
Auch Hymnen stimmt' ich dem Ewigen an;
Klimmt' auf den Felsen entzückt, den Herrn auf seiner Bahn
Durch die zerrissnen Gewölke zu sehn;
Sucht' ihn den Tag in Thälern und auf Höhn,
Bis mich die Nacht besiegte,
Und mich in heil'ge Träume wiegte.
Dich träumt' ich, dachte, fühlte dich,
Herr, o Herr! wie selig war ich!

DRITTER GEIST.

Bange Todtenglocken schallen
Langsam feierlich
Durch die Lüfte.
Ein entschleierter Geist
Schwebt fernher von der Erd' empor.
O, so ein anmuthsvoller Geist,
So ganz vollendet, ganz ein Genius,
Ist selten unter uns erschienen.
Willkommen, Edler!

VIERTER GEIST.

Ich war Klopstocks Liebe!
Heil mir, verklärte Geister!
Doch, seht! dort unten wandelt Klopstock noch
Unter seinen Freunden und weint um mich.
Seht, sein volles Herz
In den offnen Mienen!
Hört sein hohes Lied!
Engel singen, wie er.
Nicht du, erhabner Milton,
Sangst wie mein Klopstock! Heil mir!

Aber wenn er nun zu uns kommt,
Wenn er kommt, von Sterblichen beweint,
Umarmt von mir, von euch
Mit Freudenzähren umarmt:
Dann ist der ganze Himmel nur Ein Lied.
Er rührt die Saiten, wir ertönen
In jeder ätherischen Nerve.
Preis dem Allmächtigen! Heil!

GEISTERCHOR.

Laſst die Posaunen des Himmels erschallen!
Vom Abend bis Morgen sie hallen!
Vom Aufgang bis zum Niedergang!
Bringt alle Stimmen, alle Stimmen
In Einen heiligen Gesang!
Heilig, heilig, heilig ist Gott!
Lobt ihn, bringt ihm Dank!
Heilig ist unser Gesang.

DIE KLAVIERSPIELERIN.

Bestes, trautes Klavier,
Schalle, schalle
Lauter Liebe!
Lauter süfse Liebe
Sei dein schmelzendes Saitenspiel!

Denn ich fühl' es, ich fühl's,
Dieser Busen
Schmilzt vor Liebe:
Ach! wie wallt, wie wallt er,
Des verschwiegnen Bewufstseyns voll!

Aber, Theon, du weinst,
Nennst mich kälter
Als das Eismeer:
Und, Grausamer! siehst nicht,
Wie ich zittre dich anzusehn!

Wie die Wange mir glüht!
Und die Stimme
Itzt dahin stirbt!
Und der Finger bebend
In die Töne hinüberfliegt.

Weh mir! wenn er nun kommt!
Und nun sprachlos
Horcht und seufzet,
Und nun meine Seele
Ganz im Feuer der Liebe strömt!

Welchen leisesten Ton
Soll ich, Himmel!
Soll ich wählen,
Der doch ganz ihm sage:
Bester Jüngling! ich liebe dich!

Ach! die Wange wird glühn,
Und die Stimme
Wird verstummen,
Und der Finger bebend
In die Töne hinüberfliehn.

Und der silberne Laut,
Zittern wird er
Auf der Saite,
Noch ersterbend sagen:
Bester Jüngling, ich liebe dich!

DER MAI.

THEON.

Der du aus Rosenlauben
Dein blühend Haupt erhebst,
In Veilchenthau dich badest,
Auf Nelkendüften schwebst:
Schönster unter den Maien,
Erstgeborner des Lenzes,
Gieb Einen deiner Kränze mir!

MELITE.

In deinen Myrtenhainen
Laſs unter deinen Füſsen
Den schönsten deiner Kränze,
Du junger Mai, entsprieſsen!
Ihn unverwelklich
Um meine Stirne blühn
Und junge Rosen um ihn glühn!

THEON.

Mit allen Liebesgöttern
Umwallst du unser Herz.
Dich fühlt es mit Entzücken,
Dich, Frohsinn, Wollust, Scherz;
Taumel ahndender Liebe,
Taumel seliger Liebe,
Und süfsen, süfsen Wonnetod!

MELITE.

Dir folgen mit Entzücken
Und Arm in Arm geschlungen
Vertraute süfse Freuden,
Von Nachreu nie verdrungen.
Verlafst, verlafst uns nimmer,
Ihr jungen Tugenden,
Ihr unsres Lenzes Grazien!

BEIDE.

Umkränzt mit deinen Myrten,
Inbrünstig feiern wir:
Du Erstling unsrer Wonne,
Dir, Mai, wir feiern dir!

Schönster unter den Maien!
Heil, Heil und Dank und Wonne dir!
Sieh uns dir jährlich feiern,
Von deinem Heil durchdrungen!
Kehr' oft uns freundlich wieder,
Und stets von uns besungen!
Stets, wie du itzt bist, neu,
Stets der von uns gepriesne Mai!

ASPASIA.

Aus der Braut von Fletcher und Beaumont.

Legt, Mädchen, mir von Eichenlaub
Ein Kränzchen auf die Bahre!
Streut Weidenblätter über mich!
Sagt, dafs ich treu gestorben!
Mein Freund war falsch; doch ich war treu,
Seit mich der Falsch' erblickte:
Drum, Freundin Erde, gleite sanft
Auf meinen Leichnam nieder!

BRAUTGESANG DER MEERGÖTTINNEN.

Eben daher.

Nur deiner Macht, o Cynthia, nur dir
Gehorchen wir!
Heil den Edlen! Titans Licht
Tödte diese Stunden nicht,
Bis die Liebe selber winket,
Bis der Bräutigam das Licht
Mit zufriednen Augen trinket,
Und, willkommen, Sonne! spricht.
Auf! herbei, ihr Wasserchöre!
Meſst, im Kranz,
Nach den Rudern der Galeere
Euren Tanz.
Laſst, harmonisch mit den Winden,
Tanzend, alle Welt empfinden,
Daſs, dieſs hohe Fest zu zieren,
Götter selbst den Reigen führen!

DAS GLÜCK DER EIFERSUCHT.

Gesegnet seist du meinem Herzen,
Du Gott beneidenswerther Schmerzen,
Und süßer, süßer Lust!
In deinem Ernst, in deinen Spielen
Laß mich dich allgewaltig fühlen,
Du König meiner Brust!

Ich will ja gern vor dir zerfließen,
Gern Thränen deines Grams vergießen,
Und glühn, ach! innig glühn!
Vor deines Amathunts Altären
Will ich mit Zittern dich verehren,
Und deinen Wagen ziehn!

Nur laß an meines Mädchens Wangen,
Mit ausgesöhntem Blick mich hangen,
Erröthen, zärtlich flehn;
An ihrem holden Busen weinen,
So in den innersten Gebeinen
Dich fühlen, und vergehn!

Gesegnet seist du meinem Herzen,
Du Gott beneidenswerther Schmerzen
Und milder Eifersucht!
Wie ist der Sühne Kuſs entzückend!
O dreimal Heil mir! wie beglückend
Ist kurzer Schmerzen Frucht!

Als Venus unter Myrtenbäumen
Einst in phantastisch wilden Träumen
Die Charis Thalia,
Den Sohn der Myrrha zu erfreuen,
Mit allen ihren Tändeleien
Ihn schalkhaft reitzen sah;

Sah, wie sie itzt ihn an sich drückte,
Itzt wegfloh, lächelnd auf ihn blickte,
Itzt ihn umarmen sah:
Zu viel der buhlerischen Triebe!
Zu viel! Ach, Königin der Liebe,
Sprich, was empfandst du da?

Sie wollte schrein, vor Schmerzen schreien;
Da flohn die kühnen Gaukeleien,
Und nun erwachte sie:

„Ach! mein Adonis kann mich hassen?
Um eine Nymphe mich verlassen?
Mich! falscher Jüngling, flieh!“

Er aber schwur, und seufzt' und flehte:
Da weinte Venus; Purpurröthe
Umfloſs ihr Angesicht.
„Mich hatte Phantasus getäuschet,
Thu' was die Rache von dir heischet:
Nur, Jüngling, flieh' mich nicht!“

Nie hatte Venus mehr empfunden,
Nie öffneten die frohen Stunden
Solch einen goldnen Tag.
Sie heiligte, vor allen Bäumen,
Den Myrtenwald der Liebe Träumen,
Und setzt' ihm Paphos nach.

ALCINDOR UND CHLOE.

Alcindor liegt an Chloens Brust
Und seufzet laut, und spricht: O Chloe, meine Lust,
Wenn ich nicht mit der zart'sten Liebe,
Wenn ich dich nicht unendlich liebe,
Ihr Götter, hört's! so will ich hier
Sogleich zu deinen Füßen sterben;
So räch' ein Donner dich an mir!
So treffe Fluch mich und Verderben!

Und, freundlich Beifall winkend, hört
Gott Amor, was der Jüngling schwört.

Und Chloe drückt ihn an die Brust,
Und seufzet laut, und spricht: Alcindor, meine Lust,
Wenn nicht mein ganzes Herz dir glühet,
Dir unaussprechlich zärtlich glühet,
Ihr Götter! hört der Liebe Schwur!
So wünsch' ich länger nicht zu leben,

So hasse, hasse die Natur
Dieſs Weib, dem du dein Herz gegeben!

Und, freundlich Beifall winkend, hört
Gott Amor, was das Mädchen schwört.

Und Chloe beugt, mit nassem Blick,
Ihr reitzend Antlitz schnell zurück,
Küſst mit dem purpurrothen Mund,
Sein trunknes Auge, seinen Mund.
Und nun hat Amor sie der Liebe ganz geweiht,
Und alle Götter sehn's voll Neid.

DIE SCHLUMMERNDE.

Schlummre, schlummre sanft, o Schöne!
Weckt sie nicht, der Nachtigallen Töne!
Sterblich ist sie nicht: o nein!
Eine Göttin mufs sie seyn.

O, ich will auf diesen Auen
Gleich ihr einen Altar bauen,
Opfernd Weihrauch auf ihn streun.
Nein! sie kann nicht sterblich seyn.

Aber wenn sie nun erwachet,
Freundlich diese Wange lachet?
Armes Herz, wie wird dir's gehn!
O wie schlummert sie so schön!

LIED EINES MOHREN.

Darachna, komm, mein Wunsch, mein Lied!
Darachna, komm! der Tag entflieht.
Wo ist sie, sie, mein Wunsch, mein Lied?
Wie kommt's, dafs sie verzieht?

Schwarz ist mein Mädchen, wie die Traube,
Die durch die Blätter dieser Laube,
Mit süfsem Most beladen glänzt.
Süfs ist ihr Mund, wie der Geruch der Blume,
Die meine Stirn' umkränzt.

Du Quell, der sich durch Goldsand schlängelt,
Rausch' mir's herüber, wo sie ist.
Du rauschend Laub in Zedernwäldern,
Sag' mir es, wo mein Mädchen ist.

Ich harre, fühllos, dafs der Sand
Die Fersen mir verzehrt, und meine Seufzer wecken

Die Tieger dieses Hains, die schon, von Durst entbrannt,
Weh mir! mein Blut von ferne lecken.

O Sonne! wenn auch ihr der Tod
Aus Höhlen oder Wäldern droht!
Wenn eine Schlange sie umflicht,
Ein Krokodill sie hascht, ein Skorpion sie sticht!
Eh treff' ein Donner euch! Scheusale! wagt es nicht.

Mein Herz, mein Herz fleucht ihr entgegen!
Ich will an ihre Brust mich legen,
Das kleinste Röcheln spähn, und horchen wie sie schlägt,
Und forschen, wo der Tod sich regt.

Wie Ambraduft will ich dich, Tod!
Mit jedem Odemzug aus ihren Adern trinken,
Auf ihren matten Busen sinken,
Und mit ihm sterben. Süfser Tod!

SCHLACHTLIED.

Feuerbraunen Angesichts,
Ihr Auge blutroth, starr ihr Blick,
So tanzen sie zum Todesreihn,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Die Donnergötter, rasch dahin.
Die Sonne steigt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Gegenüber tritt hervor
Aus Wald und Felsenkluft der Feind,
Hervor mit hohem Opferspiel,
Zum Todesreihn, zum Rabenmahl,
Hervor das Opfer, Mann und Roſs.
Die Sonne steigt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Brüllend wälzet sich die Schlacht,
Von Heer zu Heer die Hyder fort.

Und vom Gebrüll ertönt der Hain,
Und der zerrifsne Himmel tönt;
Und Raben schweben näher her.
Die Sonne steigt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Rosse brausen dumpf im Blut,
Und ihre Reiter weinen laut.
Ha! die zu Rofs und die zu Fufs!
Hinsturz! Verzweiflung! Wuthgeheul!
Ha! Todesschau'r ergreifet sie!
Die Sonne sinkt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Noch einmal auf Sterbenden,
Zerrifsnen Gliedern seines Rumpfs,
Und Leichen schwankt der Feind daher:
Umsonst! umsonst! der Donner brüllt.
Umsonst! umsonst! der Rabe schwebt.
Die Sonne sinkt, und stiller wird's im Thal,
Und Geisterschatten lispeln durch die Luft.

Schleunig hebt er seine Schenkel,
Blutriefend flieht er durch's Gefilde,

Brüllt aus sein Leben aus der Wunde;
Und Donner rollen hinter ihm,
Und fernher tönt das Opferspiel.
Der Mond steigt auf, und Stille herrscht durch's Thal,
Und Raben lagern sich aufs Leichenfeld.

UNSTERBLICHKEIT.

Er sprach's! und hervor aus der Tief' und der Nacht
Entsprangen die Ordnungen alle,
Vom Wurme des Sumpfs bis zum ersten Äon,
Vom Staube der Luft bis zur Sonne.
Unendlichkeit schied
Von Raum sich und Zeit,
Und von der Verwesung das Leben.

O du, die sich in mir ein Leben begreift,
Und staunt, dafs sie ist, und sich ahndet:
Du ahndest Unsterblichkeit, Seele! dein Traum
Ist Lispel geheimern Erwachens.
Nicht wirst du, mein Geist,
Ein Hauch, der verweht,
Defs leb' ich und sterb' ich, verwehen!

Wenn Erden zertrümmern und Sonnen verglühn,
Und Staub sich versammelt zu Staube,

Unsterbliche! schwingst du dich über das Grab:
Was Nacht war, wird Tag und Erwachen!
Was Nacht war, wird Tag!
Dem Schlummer vermählt
Sich Nacht, das Erwachen dem Tage.

Sieh auf! es entschwebet der Wagen des Lichts,
Mit seinen geflügelten Rossen,
Dem spähenden Blick' ins Verborgne hinab,
Von Wogen der Meere verschlungen:
Am Morgen der Nacht
Steigt purpurner auf
Zur Feste die Fürstin des Tages.

STERBELIED.

Ich soll den Lichtquell trinken
Am himmlischen Gestad!
Ach! wo das Lied der Sterne strömt,
Am himmlischen Gestad,
Da strömt ihr Silberstrom
Unsterblichkeit!
Ihn soll ich schaun! Gedanke!
Unauszudenkender Gedanke!
Ach! ich verstumme dir!

IDUNA.

Meiner Reisen die letzte bin ich gewallt:
O Göttin Freia! Göttin goldner Thränen!
Sie war glücklich!

Odin hat am Baum des Äthers hinauf
Mich schweben gelehrt und herab.
Neun Tage lang, neun Nächte lang

Schwebt' ich, und fühlte den Gott:
An meiner Stirne lispelte Laub
Vom Aste Glasur.

Ich sang! ich sang! dem Tritt des Wallenden
Entfiel die sterbliche Fessel:
So glitt ich auf Dünsten dahin!

Alle Ströme Valholls umrauschten,
Fürchterlich umbrauste mich und erhaben
Des Himmels Ozean.

Meines Hauptes Scheitel tönte
Hoch auf an der Scheitel Jotuns:
Da träufte Wolkenschweifs

Von Ymers Gehirn in der Erde Kelch.
Ich habe den Schlaf der Alfen gesehn
Am Busen des Windes;

Gehört des Raben Kriegsgesang,
Und den Hammer Thors, und den Waffenregen
Um die Wagenburg Valholls;

Und mich gebadet in der Alfen Röthe.
Aber, o mein Gesang, du Most Odins,
Ruf' es laut!

Dafs vom Eise Winilands es halle
Bis an der schwarzen Woge Strand!
Ruf' es laut!

Vom goldnen Apfel Iduns hab' ich gekostet!
Jugendlicher blüht nicht auf
Vom goldnen Apfel Iduns,

Der mit dem grauen Bart! Mehr Braga war ich!
Mir gab's sein Weib zu kosten! und, Heil mir, o wie
Hab' ich gekostet!

Nicht jugendlicher scherzt an der Brust
Des Mädchens mit den weifsen Armen
Asa der Graue!

Nicht jugendlicher spottet der Dämmerung,
Und ihrer sieben Donnerwagen,
Und Fenris des Wolfs,

Und Loks, und aller Schlangen Midgaards
Die Schaar der alten Götter, verjüngt
Vom goldnen Apfel Iduns!

IDYLLEN
aus den Hesperischen Gärten.

ERSTES IDYLL.

Zeige, Silen, mir den Weg, der führt zu den westlichen Gärten,
Dort, wo der Apfel entsprofs, der goldene, den mir Eurystheus
Ihm zu brechen gebeut. So sprach (ihn begrüfsend) Herakles.
Leicht ist, erwiederte Jener (des Wiedersehn's sich erfreuend),
Leicht ist, den Weg zu finden, doch schwer, den Apfel zu brechen.
Setze dich hieher, mein Sohn, mit mir an den schattigen Abhang,
Dafs ich Kunde dir geb', indefs sich Disteln mein Thier sucht.
Beide nun setzten sich hin in die Kühle des schattigen Abhangs;

Und das Flüſschen zu ihren Füſsen, es murmelte leiser,
Und das Geräusch in dem Winde des Laubes, es ward zum Lispel,
Als, aufmerksam, der Rede Silens hinhorchte der Jüngling.
Treibt denn zu neuer Gefahr, hub an, schwerseufzend, der Halbgott,
Dich rachsüchtig umher, von Heren verleitet, Eurystheus?
War's nicht genug, daſs der Kraft des Nemeäischen Löwen
Schier du jüngst nicht erlagst, und dem Zahn des wüthenden Ebers?
Möge doch endlich vom hohen Olymp der Preis dir beschert seyn,
Den aus Rache nur Here von allen Göttern dir mifsgönnt!
Wisse, der Apfel, den ihm dir zu pflücken gebot der König,
Droht dir Gefahr, wie du kaum sie bestand'st mit der Hyder am Lerna:
Denn den Baum, der den Apfel trägt, den so eilig du aufsuchst,

Hält umlagert — man weifs nicht, ob dem Geschlechte des Drachen,
Ob Medusen verwandt — ein Ungeheuer, wie keines
Hekate jemals erschuf. Aus dem entsetzlichen Rumpfe
Winden sich hundert Empusen, wie Schlangen, empor, und, o Wunder!
Wie sie sich winden, entwinden zugleich melodische Stimmen
Sich den hundert Kehlen des tückebrütenden Untiers.
Wehe dir aber, wenn auch nur von fern du dem Zaubergesange,
Zweifelnd, dich nahst, ob etwa, wo seitwärts Trauben an Trauben,
Pfirsiche winken an Pfirsichen, sich dir verberge der Chorsang:
Schnell, eh' das Ungeheu'r du gewahrst, das diese Gesänge
Wirbelt im finsteren Dickigt des unabsehlichen Obstwalds,
Bist du von hundert Empusen mit hundert Schlingen umwickelt;

Schenkel und Arme stehn dir erstarrt von schwellendem Gifte;
Schwingst vergebens die Keule, gehaun aus den Wäldern Nemeens.
Nur ein einziges Mittel, die goldene Frucht zu gewinnen,
Bleibt vielleicht dir noch übrig, wenn diesen Schlingen du ausweichst,
Aber ein Mittel verbunden mit namenlosen Gefahren:
Etwa dieſs, daſs zum Dank, weil rasch mit der knotigen Keule
Du aus räubrischen Händen ihr süſses Leben gerettet,
Selbst dir die Hesperiden gewähren, den Apfel zu brechen.
Drei sind ihrer, des Hesperus Töchter, der unter den Sternen
Itzt, vorleuchtend der Morgenröth', ins Helle verschwindet,
Itzt, nachdämmernd der Abendröth', aus dem Dunkel hervorblinkt.
Sein war das Wunder der Kunst, das erfand den Hesperischen Garten,

Den durch eigene Pflege mit wechselnden Blumen verschönen
Seine Töchter, zugleich ihm in Einer Stunde geboren;
Lieblich und hold, wie er selbst am azurnen Gewölbe der Veste,
Und gefeiert, wie er, von den fühlenden Söhnen der Erde:
Ägle die eine, die zweit' Erytheis, und die dritte Hesperusa, den goldnen olympischen Apfel bewahrend.
Ja, den olympischen! Denn hier steckt's, das tiefe Geheimniß!
Dir, dem Einzigen, sei es entdeckt, und verschließ's im Herzen!
Als einst Atlas, der irdische Träger des hohen Olympus,
Hesperus, seinem Sohne, vergönnte, statt seiner zu tragen,
Doch nur auf Augenblicke, die Last des hohen Olympus,
Nahm der Sohn die Gelegenheit wahr, und tauchte den Sprößling

Eines Apfelstammes, ins Gold der erwachenden Äo;
Sicher, in seinem Garten sich eines Apfels zu rühmen,
Wie hienieden kein andrer Baum je Äpfel getragen,
Wenn's ihm gelänge, daheim den fremden Keim zu verpflanzen — — —
Eins nur fehlte dem Glücklichen noch, um vor frevelnden Händen
Diesen Goldnen auf immer zu schützen: ein rüstiger Wächter,
Nicht zu überlisten, und unbedürftig des Schlummers,
Wär' es möglich, so einer, wie, nächtliche Diebe zu schrecken,
Hekate, zwar nur selten, sie formt aus ihren Empusen.
Sieh, auch diesen Wunsch hat erfüllt ihm die magische Göttin,
Ihrem Günstling zuliebe, dem himmeltragenden Atlas,
Bis, nach des ewigen Schicksals unabzuänderndem Rathschluſs,
Selbst sie aus Räuberklauen, die flehenden Schwestern, der Retter,

Den mir die Kunde verschwieg, nach seiner Heimath zurückführt,
Und zur Gabe von Äglen empfängt den bräutlichen Apfel.
Frage dich nun, mein Sohn, ob nur zu denken du wagest,
Dafs, diefs Unmögliche möglich zu machen, dir Here verstatte.
Ihm antwortete drauf der bescheidne Jüngling Herakles:
„Früh, wie du weifst, hab' ich am Scheidewege gelernt,
„Meine Pflicht zu erfüllen. Und zürnt mir das eiserne Schicksal:
„Zwiefach sei es mir Pflicht, nicht diesen Zorn zu verdienen.
„Mir befahl mein Gebieter, den goldenen Apfel zu holen,
„Und ich hol' ihn." So liefs er den Weg zu den Gärten
Sich von Silen bezeichnen, und schied (ihm dankend) von dannen.

Auf dieses erste Idyll hätten nun noch acht andre folgen sollen, denen die bekannte Fabel vom Herkules und den Hesperiden zum Grunde lag, und wozu von Johann Martin Preisler in Kopenhagen die Kupfer bereits gestochen waren. Sie sind aber im Jahre 1775 auf einer Seereise, nebst verschiednen andern Papieren, verloren gegangen; und nur das obige Einleitungs-Idyll ist der Verfasser im Stande gewesen, aus dem Gedächtnisse einigermafsen, wiewohl mit einer ziemlichen Lücke, wieder herzustellen.

CYPERN.

1759.

Trage mich auf deinen kühlenden Flügeln, schneller Boreas, nach Cypern hin, wo Bacchus neue nektarische Reben pflanzt, und die Liebesgötter am Traubengeländer trinken lehrt. Hervor, hervor, schneller Boreas, aus dem äolischen Kerker! denn, o Lenäus! mich durstet nach deinem Wein', in Cypern gepflanzt, wo die Liebe herrscht.

Er kömmt, Boreas kömmt, einem schwarzen Gewitter gleich, das hinter sonnenrothen Klippen fernher sich aufthürmt: da rollt er hin über den fliehenden Horizont, meinem Blicke schon näher? — — Nein, es ist Bacchus, von Tiegern gezogen! Sei mir gegrüfst, heiliger Vater des Weins! sei mir gegrüfst: meine tobende Brust schmilzt von flatternden Flammen des Dur-

stes — des Durstes nach Cyper-Wein, wo die Liebe herrscht.

Evan! Evoe! er steigt herab, und trägt mich hinauf in den luftigen Wagen! Da schwimmen wir hin durch den zerrissnen Himmel, vor seinen schallenden Sphären schnell vorüber, dafs ihr Reigen nur Augenblicke in dem aufmerksamen Ohre verweilt. Die libysche Tiegerhaut rauscht ausgespannt über meiner Schulter, und trotzt dem Sturme, der gegen ihn braust. Schon steigen schroffe Felsen mit mosigtem Haupt aus dem blauen Abgrunde hervor; schon stehn sie in ihrer ganzen ehrwürdigen Schöne nackt vor mir da; und itzt ruht der Wagen auf cyprischem Gestade. Bacchus nennt mir den heiligen Ort. O Evan! Evoe!

Ich eile, von schwellender Freude getrieben, in jene blumigte Grotte, wo mir der Becher winkt. Stille Wellen von Wein-Bächen nagen den Saum der geweihten Grotte; Reben-Hügel träufeln ihren güld-

nen Thau auf ihn herunter. Hier sitzen die Amors um den Rand des Bechers, und lernen Wonne vom Wein, und freie Dithyramben, und den begeisternden Rausch. Schüchtern wagen sie sich itzt vom Rande des Bechers hinab, und schweben über der flüssigen Ebne, und kosten den Wein mit ihren kleinen Lippen, und klatschen mit schwererm Fittig in den labenden Trank. Plötzlich fällt einer der Amorn in die Tiefe des Bechers, vom frohen Taumel heruntergestürzt, und lachend heben die Götter den nassen Freund wieder heraus. Itzt sitzt er furchtsam auf der Handhabe des Bechers und schauert, bis neue Freude ihm aus dem perlenden Most entgegen duftet, und er mit verspreiteten Flügeln einen süfsen Regen auf die lachenden Trinker herabschüttelt.

Reicht mir den seligen Becher, ihr Liebesgötter: denn ich bin der Schüler des Bacchus, und er hat mich auf flüchtiger Achse hieher getragen, dafs ich trinken sollte.

Neugierig sehen die Götter mich trinken, und schauen verwundernd in den leeren Becher, leer auf einen einzigen Zug. — Süfser ist nicht der liebliche Saft, den Jupiter bei den Festen der Götter zecht, mit Ambrosia gewürzt: aber ach! Vater Lyäus! zu klein ist der Becher. Einen gröfsern Pokal, oder ich schwöre, ich stürze mich in diesen Weinbach, bis ich in dem reitzenden Quell ertrinke. — Aber winkt mir dort nicht ein gröfserer Pokal, mit Reben-Laube bekränzt? und nun — ach, süfser Wein! wie schlüpft er mir den Busen hinunter.

Wie ein fröhlicher Gems auf spitzigen Gipfeln hoch im Nebel daherhüpft, so hüpf' ich durch die tanzenden Wiesen, und über das wankende Gestade, und unter die spielenden vervielfältigten Bäume des idalischen Hains. Die Eichen laufen hinter mir her, aus ihren Wurzeln gerissen, und die Dryaden hinter den Eichen, voll Bestürzung, dafs ihre Wohnungen entflie-

hen. Taumelnd flattern die trunknen Nachtigallen im Laub' auf beseelten Ästen, und singen Trinklieder.

Wohin, diese schreiende Nymphe, die dort durchs Gebüsche flieht, und den Gürtel hält, dafs er sich nicht in den Rosenhecken verwickle? Ein berauschter Faun läuft stolpernd mit dem vollen Kruge hinter ihr her, dafs der verschüttete Most an dem Riedgrase herabtröpft, und er ruft: Verzieh, schöne Nymphe, verzieh! ich will aus diesem Kruge die Liebe dich lehren. Trink, schöne Nymphe, trink! denn da ich trank, empfand ich, dafs ich dich liebte. Sieh her, ich will trinken! — Der Faun setzte den Krug an den durstenden Mund; aber der Most lag im Riedgrase. Als er wieder aufsah, war die Nymphe verschwunden. Und nun schalt der Betrogne zornig die Nymph' und den leeren Krug, und warf ihn an einen Baum, dafs die Scherben umherflogen.

Allein ich habe die Nymphe gesehn, da

sie floh. Ich will sie verfolgen, die Lose, bis ich sie bei ihrem Gürtel ergreife, und sie freundlich zurück sieht: und dann will ich plötzlich sie küssen. Da steht sie am Gestade, und spiegelt sich stolz in der Fluth, wie eine Tethys: denn sie sieht mich nicht, wie ich leise zu ihr schleiche, und itzt hinter ihr stehe, und itzt zufahre, und itzt ihren Gürtel — ach Boshafte! — nichts als den Gürtel in der Hand halte, ein luftiges Kleid, das wie Blumenduft unter meinen Fingern verfliegt. Wie bin ich beschämt! Die Arglistige! sie sprang in die Fluthen, und ehrerbietige Wogen trugen sie weit von mir hinweg, von Delphinen verfolgt.

Der Abgrund des Meeres eröffnet sich. In erheiterter Majestät erhebt Neptun den hohen Dreizack, und spaltet die schwarzen gethürmten Wogen. Nereus, der Tethys blühender Sohn, steigt aus den Wogen: hinter ihm folgen Tritonen im lauten Triumphe krummer Trompeten, und Äol, und

die Schönen des Meers; denn die Göttin dieser Insel hält ihren glänzenden Einzug. Auf ihrem vielfarbigtem Muschelwagen fährt sie lächelnd daher, wie da, als der gebärende Schaum sie ans Gestade trug, und der holdselige Embryo, königlich schon in seiner Geburt, an das Ufer sprang. Gehorsam schwieg das brausende Meer, und warf sanfte musikalische Wellen an den Strand, der jungen Göttin ein feierlicher Lobgesang. Von nahen Zweigen grüfsten die Vögel sie, und Flora schuf fühlende Blumen unter ihren Tritten, die sich gefällig hinschmiegten, von ihr betreten zu seyn. Die Löwen des Waldes, und die keichenden Tieger, und die gefleckten Parder krochen ehrfurchtsvoll zu ihren Füfsen hin, und leckten den heiligen Staub, auf dem sie ging.

Sie fährt daher, die Göttin, und um sie herum die Grazien, die Freuden, die Buhlereien, die so gerne in den Grübchen schalkhafter Mädchen-Wangen wohnen,

und die gefälligen Scherze. Amor beschliefst den feierlichen Trupp, und wirft Meerblumen unter das holdselige Gefolge der Venus, und zielt auf sie mit seinen leichtesten Pfeilen. Aber die Nymphen sehen sich spöttisch um, und rufen: hat Amor keine gröfsere Pfeil' im Köcher?

Wo soll ich zuerst, wo zuletzt hinsehen, die frohen Gegenstände zu betrachten, die von allen Seiten her meine begeisterte Seel' erfüllen? Hinter mir rauscht das hohe Saitenspiel der seligen Bewohner dieser Insel, und ihr harmonischer Gesang, und der laute Jubel, der den heraufgestiegenen Pomp und die Königin der Liebe begrüfst. Schamhafte Mädchen in Blumenkleidern tanzen am Gestade neben der majestätischen Cypris, in mäandrischen Wechseltänzen stampfen sie den duftenden Boden. Venus nähert sich ihnen, und wählt die schönsten zu Nymphen ihres Gefolgs.

Welche glühende Achse rollt dort auf

dem donnernden Boden? Bacchus ist's, der Gott des cyprischen Weins. Entzückte Mänaden eilen mit aufgelöstem Haar vor ihm her, flammende Fackeln in der Hand, und peitschen den Rücken der schäumenden Tieger, die den Wagen ziehen. In lächerlichem Aufzuge laufen bockfüfsige Satyrn dem zu schnellen Wagen von ferne nach, und keichen vom ermüdenden Rauche, und stofsen sich lärmend durch das Gebüsch; indefs Bacchus die Göttin liebreich bewillkommt, sie mit blühenden Rebenkränzen umhängt, und im Jubel mit ihr über die bunten Hügel zu jenem Tempel fährt, dem Heiligthume der Cypris. Tanzend eilt das Gefolg in feierndem Pomp ihr nach. Mit glättern Rücken tragen die Hügel die himmlische Last. Die Oreaden und die belaubten Napäen des idalischen Hains, und die schlanken Najaden hüpfen ihr singend entgegen, und Jupiter schwebt hoch im Gewölk auf seinem stolzen Adler über der prächtigen Scene. Schon fliegen

die Pforten des Tempels aus ihren Angeln zurück, und schon dampft der Opferrauch über die goldne Decke hinaus. Anbetend knieen die geweihten Diener der Göttin vor ihr hin, und bespritzen das Pflaster aus den heiligen Opferschaalen: Tibull und Flaccus, und der Tejische Greis, unsterbliche Sänger der Vorwelt, in verklärter Gestalt.

DIE NAJADE.

Ein junger aufblühender Faun hatte durch die Blätter einer Geisblattlaube, hinter der er sich versteckt hatte, eine der Najaden belauscht, wie sie von dem

Crystallnen goldbesprengten Bogen
Des Wasserfalls, sich itzt beregnen liefs;
Itzt mit dem kleinen Fufs des Staubbachs Wogen
Muthwillig plätschernd von sich stiefs;
Itzt, Brust und Hals herabgebogen,
Den runden Busen von den Wogen
Der Laube näher tragen liefs;
Itzt, mit dem Wirbel fortgezogen,
Sich ihm in immer schönern Formen wies.

Endlich verlor sich die liebliche Najade hinter ein vorüberhangendes Rosengesträuch; und unerwartet stieg sie dicht hinter der Geisblattlaube ans Ufer, um

sich in dem Halbschatten der Sonne einem leichten Schlummer hinzugeben. Aber ehe sie sich noch mit dem luftigsten ihrer Najadengewänder bis an den Busen bedecken konnte, und, in dem Augenblicke, da sie den Faun erblickend, halb vor Schrecken und halb vor Lachen mit einem kreischenden Schrei aufsprang, um sich in die Cascade zu stürzen, hielt der Faun schon den Zipfel ihres Schleiers in seiner Hand. Und nun hättet ihr das Spiel sehen sollen, das sich zwischen diesen beiden Götterhälften erhob.

Genöthigt, sich dem Zipfel nachzudrehn,
Sprang sie, gleich Rehen, ihm vorüber,
Und jauchzte hoch, sich gegenüber
Dem Geisblattschirm so nah zu sehn,
Und stürzte dann mit Lachen und mit Schrei'n
Sich blindlings in die Laub' hinein,
Und er ihr nach, lautrufend: schön! o schön!
Lieb war der Schirm ihr, ihm noch lieber.

Noch hoffte sie, bald rückwärts bald seit-

wärts trippelnd, seinen vorgehaltnen Armen zu entrinnen, als er sie mit den Ranken seiner Geisblattstauden so künstlich umschlang, dafs ihr nichts übrig blieb, als sich ihren Erlafs mit einem freundlichen Wörtchen zu erflehen. Liebes Fäunchen! sprach sie bittend, liebes Halbgöttchen! ist es dir nicht genug, ein argloses Nymphchen im Bade überrascht zu haben? mufst du mir auch mit deinen Blumenfesseln die Arme wund drücken? — Blumenfesseln? lachte spöttelnd der Faun. Weifst du auch, dafs ich diese Geisblattstauden itzt gleich in diamantne Ketten verwandeln kann, wenn dich nicht ein freiwilliges Küfschen deines Rosenmundes aus ihren umschlingenden Ranken erlöst? Mufs man euch Nymphen denn erst durch den Augenschein belehren, welche Wunderkräfte wir Halbgötter in die Wurzeln der arkadischen Stauden zu legen wissen, so oft uns ihr würziger Duft einladet, sie in einen Boden zu ver-

pflanzen, der unserm Pan geweiht ist. Sieh, wie diese blumichten Geisblätter sich durch einen einzigen Druck meiner Hand in Kränze gewunden haben, um dir, indem sie deinen Liljenbusen umfangen, zugleich den Verlust deines Gewandes weit angemessener und zierlicher zu ersetzen. Verdient nicht dein Fäunchen auch schon dafür eine kleine Belohnung? — Sie betrachtete nun die Blümlein genauer, und mit jungfräulicher Scham und mit Unwillen bemerkte sie erst itzt den Mangel ihres Busenschleiers. Ich? Boshafter? ich, rief sie erbittert aus, ich dir eine Belohnung, dafs du mir meinen Schleier entwandt hast? Diese Stauden, sagst du, diese Ranken, diese Blüthen das Wunder deiner faunischen Hand? Diese verschrumpften, gelben, duftlosen Blüthen? — Nur Einen, bat er, nur Einen! wenn auch nicht als Preis deines Erlasses, den ich dir hiemit augenblicklich verspreche, doch als ein Zeichen, dafs du mir die unschuldige

Überraschung verziehen hast. — Und nun, nach einem kurzen, aber beredten Stillschweigen, neigte sich die holdselige Jungfrau seinem kufslüsternen Munde erröthend entgegen, und küfste ihn, freiwillig zwar, aber mit dem Schrecken eines ersten Kusses. Doch er, der Hochentzückte, wie hätte er sich mit dieser Hälfte eines Kusses begnügen können?

Kaum seiner sich bewufst, und trunken von Entzücken,
Wagt er, für ihren halben Kufs
Ihr seinen ganzen aufzudrücken.
Und kaum — o Wunder! — Darf von diesem ganzen Kufs
Ich, aufser seinem Vollgenufs,
Euch mehr erzählen? — Ja! ich will, ich mufs!

Und kaum hatte auch die Nymphe diese Ergänzung ihres Kusses empfunden, als sich plötzlich mit dem schönen Roth ihrer Wangen zugleich die Geisblattblümchen an

ihrem noch schönern Busen rötheten, der Duft dieser würzigeren Blümchen neues geistiges Leben durch alle ihre Adern ergofs, und auch sie, sie selbst — nicht ermüden konnte, die immer erneuerte Erwiederung seines kufsbegabten Mundes mit dem Kusse ihres Rosenmundes noch lebhafter zu erwiedern. —

Du bemerktest, rief aufser sich der Faun, du bemerktest vorher die blafsgelbe Farbe und die Duftlosigkeit dieser Blüthen: bemerke doch itzt, wie purpurn sie sich an deinem Busen geröthet haben, wie durchwürzt ihr belebender Duft die ganze Laube erfüllt; bemerk' es, und erkenne in deinem Halbgöttchen den Gott. Meiner schöpferischen Erfindungskraft verdankt die Blässe des Blümleins den köstlichen Purpur, der sich ihr aus der geistigen Wärme einer Najadenbrust mittheilen mufste. Erfinde du nun auch, Geliebte, einen würdigen Namen für das Blümlein selbst. Wie wollen wir künftig das anmu-

thige purpurne Blümlein nennen? Geisblatt? welch ein übelersonnenes Wort! Geisblatt! So mögen es Andre nennen. Wie aber nennen wir's? — Ich, sprach die Najade ihn küssend, ich nenne das Blümlein: Je länger je lieber.

GESCHICHTE DES HYAS.

Empfange mich, dem Gram geweihter Bach!
Oft schallt mein traurig Lied dir sympathetisch nach,
Wenn hier vor deiner Nymphe Klagen
Schwermüth'ge Herzen stärker schlagen;
Wenn Zephyre hier deiner Nymphe Klagen
In schaudernd Laub nachhallend übertragen.
Es horcht der Hain auf der Dryade Lied,
Und beugt vor der Dryade Lied
Sein Haupt, das finstrer Ernst umzieht,
Und herrscht einsiedlerischen Gram in Eulen,
Die Lichtscheu hier im Spalt erstorbner Eichen heulen.

Einst, Daphne, war die Halbgöttin
Ein Mädchen, eine Schäferin,
Des ganzen Thales Wunsch und Ehre:
Doch stolz und wilder noch als Meere,
Und wilder noch als du — wenn dieses möglich wäre.

Selbst Hyas, der Adon der Flur,
Schön wie die schönere Natur;
Von dessen sanfter Stirn, wie von des Amors Bogen,
In manche warme Brust der Liebe Pfeile flogen;
Auf den bei jedem Reihentanz
Ein feiner Strauſs, ein bunter Kranz,
Von Seufzern still begleitet, flogen:
Selbst Hyas, tief von ihr verwundet, liebte sie
Vergebens! O mit wie
Viel Ehrfurcht liebt' er sie!
Wie rührend klang sein zärtlich Lied um sie!
Die fernste Flur empfand des Liedes Harmonie:
Nur sie empfand den Schmerz, von dem es tönte, nie.
Ganz unaussprechlich ward zuletzt sein Leiden!
Die Grausame! stets floh sie ihn!
Die Grausame! wie konnte sie ihn fliehn?
Beb', Eitle, beb'! und fürchte seine Leiden!
Die Rache wird nicht stets verziehn!
Kannst du am tiefsten Harm dein kühnes Auge
weiden?

Einst bat er sie auf seinen Knien,
Mit Thränen bat er sie, nicht ewig ihn zu fliehn!

Bat — Aber sie: wie oft werd', ich dir sagen müssen? —
Sie sprach's kaum halb — und er verschied zu ihren Füßen.

Er starb, der Hirt, von dem in ihren Finsternissen
Die Fabel einst gedichtet hat,
Daſs eine Löwin ihn zerrissen —
Sie war die Löwin, die es that.

Starr, zitternd, sprachlos steht sie da. Der Reue Schmerzen
Ergreifen schnell das härteste der Herzen.
Zeus sah, — und schüttelte sein Haupt — des Mädchens Leid,
Und gab in zürnender Gerechtigkeit
Ihr einer Nymph' Unsterblichkeit,
Gab ihrem Gram die Ewigkeit.
Die jammervollste der Dryaden
Weint seit Jahrhunderten hier noch um ihren Freund;
Und diesen Thränenborn hat sie mit den Hyaden
Hier, wo der Schmerz ihn tödtete, geweint.
Ach! ewig weint sie hier, die bängste der Dryaden!

O Daphne! — mein schwerklopfend Herz! —
Auch du verachtest meinen Schmerz! —
O warnten doch die weinenden Hyaden,
Und diese bängste der Dryaden,
Und dieser Born, dein marmorhartes Herz!

DIE ERSTLINGSROSE.

Ein Erstlingsröschen! ei! Mit dir
Soll traun! sich gleich Nanettchen schmücken;
Mit Blatt und Zweig will ich dich ihr,
Lautjubelnd, an den Busen drücken.

Dann sprech' ich: „Nettchen, liebst du mich?
„Sieh, was der Lenz dir itzt schon weihet!
„Sieh, wie das stolze Röschen sich
„Des schönern Betts am Busen freuet!"

Doch untersteht ein Jüngling sich,
Ihr da dich räubrisch abzubrechen,
Dann sei ganz Dorn! Dann räche mich!
Dann mufst du ihn gewaltsam stechen!

Doch wenn in meines Mädchens Brust
Nach mir sich leise Wünsche regen:
O die geliebte zarte Brust!
Dann hauch' ihr süfsern Duft entgegen.

DER FRÜHLINGSABEND.

Kein schön'rer Frühlingsabend war
Vom Meere jemals aufgestiegen!
Die Wipfel aller Bäume schwiegen;
Der zart'ste West, den je ein Lenz gebar,
Verhüllt in ätherleichtem Kleide,
Trug vom Olymp herab den holden Gott der Freude.

Ein wolkengleicher Kräuterduft
Von allen Thälern, allen Höhen,
Umfloſs die schattigen Alleen.
Am Horizont, auf purpurrother Luft,
Siegprangte noch im goldnen Wagen
Der unvergeſslichste von allen Frühlingstagen.

Gemalt von eines Guido Hand,
Schlief Venus neben mir auf Rosen,
Und Kränze schmückten sie von Rosen.
Ein Liebesgott, der lächelnd vor ihr stand,

Rief, leise winkend, seine Brüder,
Die Träume süfser Lust, auf ihren Schlaf hernieder.

Und ach! mein trautes Mädchen sang
Mit ihrer Nachtigallenkehle
Zur Harfe! ganz Gefühl! ganz Seele!
Nicht inniger, erhabne Götter! klang
Die Laute Sappho's, wenn sie spielte,
Und Phaon Wort und Ton in jeder Nerve fühlte.

Mit Küssen schlofs der Abend sich,
Mit meines Mädchens Nektarküssen!
War's möglich, schöner ihn zu schliefsen?
O Vater Zeus! demüthig bitt' ich dich,
Verläng're mir diefs kurze Leben!
Ich will Elysium um solche Freuden geben.

DER ABEND.

1759.

Der Abend treibt die stillen Schatten vor sich her auf die Wiesen, und über die güldnen Häupter der Berge. Flüssiges Silber schwimmet auf der schuppigten Quelle, und den Blättern jener bejahrten Eiche, die sich über die Quelle beugt, dafs die Nymphe, die in ihren Zweigen sitzt, sich in dem erhellten Gewässer spiegeln könne. Heere von Ephemeriden, mit der Morgenröthe dieses Tages geboren, schweben über der Fläche des Bachs, und scherzen den Abend ihres Lebens hinweg, und trinken scherzend in seinen Wellen den nahen unvermeidlichen Tod. So war es im Buche des Schicksals beschlossen: Denn die Ephemeriden sind Seelen verstorbner Trinker, der treusten Schüler des Weingotts. Wenn

bei vollem Becher und bacchantischen Liedern ihre Seele verfliegt, so vergönnt es ihnen Jupiter, selbst ein geschäftiger Trinker beim Kelchglas der Hebe, dafs jede Morgendämmerung sie gebäre, damit sie sich in jeder Abenddämmerung den lieblichen Tod trinken.

Mit olympischen Muschen verziert, strahlt der Diane frostiges Nachtgesicht traurig durch die Ebne des blauen Himmels, und blickt sehnsüchtig herunter ins dicke Gebüsch, ihren Endymion auszuspähen, der indefs mit den Nymphen der Göttin hinter dem Schatten des Waldes lauscht, und vertraulich mit ihnen scherzt, der keuschen ehrwürdigen Göttin lachend. Der Untreue! Sie wird noch in der furchtbaren Stunde der Mitternacht mit schmachtenden Blicken über dem Walde hängen, und schwermüthig seufzen, dafs der Liebling verzieht: aber wenn er nun unter dem Gebüsche betrügrisch hervorkömmt, wie wird die Arme dem Heuchler entgegen

lächeln, und mit verliebtem Zorn ihn strafen, dafs er so lange verzog! Ich eilte hinter einem pfeilgeschwinden Dammhirsch, wird er sagen, mit dem ich morgen deinen Tempel ausschmücken wollte. Da streicht er hinter den Buchen!

Über den Dünsten des Horizonts steigen wolkigte Phantomen hervor, von Titans letzten Strahlen geröthet: anmuthige Bilder dem scharfsichtigen Auge der Phantasie. Es sind die Träume des Morpheus, der auf seinem magischen Wagen vor ihnen herfährt, mit Mohnblumen die ätherische Schulter bekränzt. Sie gaukeln muthwillig um seinen Wagen herum: itzt Seepferde mit geharnischten Fisch-Schwänzen; itzt gethürmte Palläste voll spielender Mädchen, vom schlummernden Jünglinge gesehn, der mit schwerer Hand sie zu haschen glaubt; itzt belastete Schiffe dem fröhlichen Geitz, oder dem bestürzten See-Helden, der sie träumend für Kriegs-Schiffe hält.

Eifersucht entflammte die Königin des

Olymps, als sie Jupiters Schöne, die angenehme Kalisto, und ihre göttliche Geburt, in Bären verwandelte, und sie an die nächtlichen Schneeschauer des starren Nordpols fesselte, von da sie niemals — ach! niemals in die entfernten Wellen des Oceanus hinabsteigen können, wenn der übrige Himmel sie verläfst, und froh in den Fluthen sich badet. Wie schüchtern das bange Mädchen an der blauen Ebne dahin eilt! vom nahen Bootes verfolgt, der eine Bärin zu jagen glaubt. Grausam streckt er die ungeheure nervigte Faust nach ihr aus: nun wird er seinen zitternden Raub erhaschen, und nicht auf das Winseln des erschrocknen Kindes achten, das um seine Mutter jammert, und Thränenthau auf die Blumen der Erde weint, auf die glühende Rose, und auf die buhlerische Tulpe, die mit den Zephyrn scherzt, und wenn sie einen flatterhaften Zephyr herbeigewinkt hat, listig in ihre zusammengefalteten Blätter ihn einkerkert.

Aber tönt nicht dort ein wollüstiges Saitenspiel in die Harmonie eines Tejischen Liedes? Welcher schalkhafte Jüngling, schlank und von balsamischen Düften umflossen, sitzt dort in der schattigten Grotte, und lehrt vielleicht ein lächelndes Mädchen — — vielleicht eine Grazie des weiblichen Geschlechts — Amors verräthrische Triumphe? Ach! wer weifs, ob die Holdselige nicht gleich itzo den Glücklichen mit ihren sanften Händen streichelt, und mit ihren weichen Lippen freundlich ihn küfst, indefs das entzückende Lied von der Laute strömt! — Nicht also hat mir einst die gefühllose Chloe gelächelt, als ich in Liebe für sie zerfloss, und zärtlicher Schmerz mich zu ihren Füfsen niederriss, dafs ich einer Grausamen flehen mufste, die meine Klagen verlachte. — Allein, ihr Götter! da seh' ich das Mädchen! — Chloen! — — — O Boshafter! der du in dieser Grotte das Herz des verstocktesten Mädchens zu untreuen Empfindungen schmelzest: mein ist

das Mädchen! Ich habe für sie geseufzt, ehe dein verräthrisches Spiel sie erweichen konnte. — — Tückischer! ach! es ist Amor in Jünglingsgestalt. Da eilt er, mich verhöhnend, schon pfeilschnell mit ihr davon! — Mit verlängertem Halse blick' ich den beiden Flüchtlingen nach, und fliehe traurig über den unseligen Boden hinweg, hinweg über die schmalen Sümpfe, durch das dicke Gehölz! und will hier auf dem Hügel am Meer ruhen. Bacchus! Bacchus! räche diese Schmach des ungetreuesten Mädchens. Aus der Weinflasche, die an meiner Seite herabhängt, will ich Stolz und Vergessenheit trinken, dafs ich die Grausame verachten könne. O meine Weinflasche! mein Trost!

In neuer Begeisterung steh' ich hier auf dem Hügel am Meer, und seh' in die unermefsliche Tiefe hinab, weit hinab in die azurne Veste, bis wo sich die äufserste Gränze des Himmels schliefst. Was fühl' ich, ihr Götter? Heiliger Enthusiasmus

rückt meine Seele zu den fernsten Gestirnen hinüber, die über meinem Haupte, und in den Fluthen unter meinen Füfsen monarchisch daherrollen. Ihre weit ausgedehnten Lasten schiffen schnell die unabsehliche Bahn, wunderbar durch einander geschlungen, wie die Wege des cretischen Gartens, das Werk des Dädalus. Sonnen wälzen sich glühend daher: Ozeane voll flammender Wogen — ein niedriges Bild: auf ihrem Pfade lassen sie, unvermifst, Ozeane von Feuer zurück. Kleinere Welten — aber Welten mit Sonnen verglichen — tanzen an dem Gestade des Äthers hinweg, dafs die fortgerissene Luft stürmisch hinter ihnen braust, wie, wenn der Donner die Atmosphäre des Erdkreises zerreifst: ein prächtiger Reigen, einst von dem samischen Greise gesehn, als die Symphonie der klingenden Veste sein zärteres Ohr berührte, und ihn in der Stille der Mitternacht auf einsiedlerische Gipfel der Berge lockte. Auch ich, auch ich sehe die tanzenden

Riesenkörper, Welten hinter Welten, dicht neben einander gesäet, dem Auge stets gröfser und stets unübersehbar.

Wo streust du deine diamantenen Strahlen umher durch das weite Feld des Himmels, schöner Hesperus! Lieblingserde der hohen Cythere! Schon lange sucht dich mein neugieriges Auge, als wenn es seine Heimath sehen wollte. Klinge daher auf der sapphirnen Bühne, wie ein zartes Liebeslied, von Sappho gesungen, dafs ich dich unterscheide, und in deine Geheimnisse sehe. Der Schalkhafte! Da rollt er sanfttönend dahin, als wenn er die Lesbierin wäre. Mit starken Schlägen, wie, wenn es Freunden entgegen schlägt, schwillt mein Herz hoch hinaus über den engen Busen, und drängt, und drängt sich, die Freuden dieser seligen Sphäre zu geniefsen, dieser Sphäre der Venus: kein leerer Name! Jupiter gab ihr die Herrschaft des reitzenden Abendsterns, dessen sanfte Strahlen manche stolze Brust in der kühlen Abendstunde

siegreich zur Lieb' erwärmten. Oft steigt die Göttin von Paphos oder Knidos hinauf, und sieht von ihrem glänzenden Thron' auf die besiegte Majestät spröder Mädchen, die am Mittage vorher den Jünglingen trotzten. Dann kehrt sie zu ihren seligen Unterthanen, den Bewohnern dieser Sphäre, zurück, und lächelt hold ihren treuen Päanen. Unsterbliche, selige Menschen, die die Sphäre der Venus bewohnen! Ewige Jugend beseelt ihren himmlischen Leib, und streut Blumen über jede Minute, die sie hinwegküssen. Nicht Eifersucht, nicht hämischer Neid, die schwarzen Geburten des Tartarus, vergällen ihre Tage. Eine Schöne küßt ihren Liebhaber im Rosengesträuch. Fröhliche Jünglinge kommend singend daher, und blühende Mädchen scherzen in ihren umschlingenden Armen. Schnell grüßen sie die beiden Verliebten im Rosengesträuch mit freien Küssen, und setzen sich um sie herum, und vertauschen sich ihre Schönen, und

singen der Lieb' ein Lied. Das Lied lockt andre Mädchen herbei, die, von Liebesgöttern belauscht, unter den Zweigen schlummerten. Sie springen hervor unter den Zweigen, sehen die singenden Jünglinge, schmiegen sich in süfsen Empfindungen an den Busen der Jünglinge, thauen stille gefühlvolle Zähren auf das Rosenlager, und küssen die geliebten Sänger. Dann glühn die Herzen und die Purpurlippen, und die beredten Wangen! Dann ist die ganze Wonne der Zärtlichkeit in ihre Brust gesammelt. Schöner schnäbeln sich die Turteltauben um sie her auf den Ästen. Schöner athmet der ambrosische Strauch. Schöner funkelt der goldne Tag.

Königin der Liebe! wann werd' ich in diesen Himmel voll Wollust entrückt werden? Du hast mir deine theuersten Freuden aufgehoben: aber ach! wenn sie auf meinen Tod warten, warum sterb' ich nicht itzt in meiner Begeisterung auf dem Hügel am Meer?

DER TEJER.

Ich fühl's, es kämpfen in mir die schon verwandelten Glieder!
Ich fühl's, der Mensch hört auf in mir!
Da schwimm' ich durch Wolken dahin mit neuerschaffnem Gefieder,
Zu stolz vor niedrigerm Revier!
Ich eil' in unbeflogne Höhen!
Kaum kann mich Hammons Adler sehen.

Itzt werd' ich, schnell wie der Ost, die getulischen Syrten erfliegen,
Und itzt des Bosphors engen Strand!
Seh' itzt die skytischen Wüsten erstarrt tief unter mir liegen,
Und itzt der Marser dürres Land.
Mich sollen ferne Perser kennen!
Mich Indier mit Ehrfurcht nennen!

Entweiht, entweihet mich nicht mit euren schändenden Zähren!
Bezähmt, bezähmt das niedre Leid!
Was braucht's des festlichen Grams, und eurer irdischen Ehren,
Und eures Grablieds Ewigkeit?
Hoch über Wolken hingetragen,
Werd' ich ein Spatz an Venus Wagen!

AMORS KRIEGSLIST.

„Du Amor! beſsre deinen Bogen!
„Die Sehne, scheint's, ist wohl zu schlaff!
„Drei Pfeile sind nun schon nach meiner Brust geflogen,
„Und keiner, keiner traf.“ —

Da hat mein Spott ihn weggetrieben!
Da fliegt er hin! da fliegt er hin!
Heil mir! mir Glücklichem! der ich vor Amors Trieben
Nun ganz gesichert bin!

Doch muſs ich ihn schon wieder sehen?
Da find' ich ihn ja, mir zum Spott,
Auf Chloens Sehorgan mit Pfeil und Bogen stehen!
O der verschmitzte Gott!

Wohl möcht' es itzt dem Frevler glücken!
Ach ja, da sink' ich kraftlos hin!
Denn sprecht, wie könnt' ich doch zugleich wohl
Chloens Blicken,
Und seinem Pfeil entfliehn?

DER BLÖDE.

Sieh doch, mit den Huldgöttinnen
Spielt sie dort im Myrtenhain;
Keine von den Huldgöttinnen
Scheint so sanft, wie sie, zu seyn:
Und doch steh' ich Blöder an,
Ihr die Liebe zu entdecken, die ich nicht verhehlen kann.

Länger, nein! kann ich nicht schweigen!
Nein! ich muſs sie ihr gestehn!
Zärtlich will ich mich ihr zeigen,
Zärtlich mir ihr Herz erflehn!
Auf den Knieen sag' ich's ihr:
Schönste! glaub' es meinen Thränen, treuer weiht kein Herz sich dir!

Nie fühlt' ich mich mehr entglommen!
Ja, itzt will ich mich ihr nahn!

Doch sie kommt — ich seh' sie kommen;
Freundlich lacht ihr Blick mich an.
Warum stockst du, zärtlichs Wort?
Weh mir! gleich gescheuchten Rehen lächelt mich
ihr Auge fort.

PAPHOS.

Dich, wo mein Herz, wenn es dich fühlet,
Froh, wie in seiner Heimath glüht,
Dich, Paphos, hab' ich oft gespielet:
Sei du auch itzt mein Lieblingslied.
Von deinen Blumendüften trunken,
Und ganz Gefühl für deinen Mai,
Lernt' ich, hin auf dein Moos gesunken,
Daſs ich beglückt wie Amor sei.

Hier bin ich, dem Geräusch entwichen!
Sei mir gegrüſst, würzreicher Hain!
Ein ganzer Frühling von Gerüchen
Läd't mich in deine Schatten ein,
Er hüpft daher auf schwanken Ästen,
Der Lenz, in Blüthen eingehüllt,

Um den ein Schwarm von leichten Westen
Der Bäume Wipfel säuselnd füllt.
Die offnen Fluren abzukühlen,
Ziehn sie durch die erwärmte Luft,
Ruhn itzt im Rasen aus, und spielen,
Und übergiefsen sich mit Duft.
Dann buhlen sie mit jungen Rosen,
Die durch die Liebe früher blühn;
Und, ihnen schöner liebzukosen,
Fliehn sie, und küssen sie im Fliehn.

Fern liegt vor mir auf jähen Gipfeln
Der Liebe heiligster Pallast,
Den ringsumher mit tausend Wipfeln
Ein dichter Myrtenhain umfafst,
Auf den von seinem Flammensitze
Der Tag verstohlen niedersieht,
Wenn er, zu kühlen seine Hitze,
Dem Schoofs des Meers entgegenflieht.
Dem Arm des Mulcibers entrissen,
Hat Venus hier mit Nektarküssen
Einst den Adon zuerst erfreut.

Er starb, der Liebling der Cythere:
Doch ihn verewigen Altäre,
Die Paphos seinem Ruhm geweiht.
Noch itzt beweinet ihn Cythere;
Man glaubt, sie würd' untröstlich seyn,
Wenn ihr nicht Mars noch übrig wäre,
Sie unterm Netze zu erfreun.

Sie kommt, die Königin der Herzen!
Sie kommt, die Mutter der Natur!
Verfolgt von Amorn und von Scherzen
Betritt ihr schöner Fuſs die Flur,
Und hinterläſst auf seiner Spur
Den Aushauch einer Veilchenflur.
Ihr hüpft ihr schlauer Sohn zur Seiten,
Der manchen Sklaven ihr gemacht.
Auch Heben seh' ich sie begleiten,
Die uns durch sie so freundlich lacht.
Schon tanzen in geschlungnen Reihen
Die Grazien, die Schmeicheleien,
Die Freuden, und die Buhlereien,
Der Liebesgötter lärmend Heer,

Und alle Nymphen um sie her.
Geschmückt mit ew'gen Lorberkränzen,
Mischt sich zu ihren frohen Tänzen
Ein Tejisch muntrer Dichterchor;
Einst hörten Erden ihre Lieder:
Der Tod hob sie auf Schwangefieder
In diese frei're Welt empor.

HOCHZEIT DER VENUS UND DES BACCHUS.

1759.

Die Muse wandelt nicht immer neben der bemoosten Hütte des Landmanns, oder in stolzen Städten unter Sybariten, oder in den stolzern Pallästen der Könige dieser Erden: niedrige Scenen! welche die Begeisterung der Muse tödten, die vom Himmel herunterkam, mich ihre Harmonien zu lehren. Oft steigt sie glühend, die Laut' in der Hand, zu ihrer Geburtsstadt empor, und wohnt den Festen der Götter bei, und erzählt mir die heiligen Geschichten, von keinem menschlichen Ohre jemals gehört, und leiht mir die Laute, dafs ich den Menschen sie spiele.

* * *

Die liebreitzende Mutter jener jungen Göttin, welche den Mulciber zu ihrem Gemahl erkor, und Amors und Grazien — — aber nicht ihm! — gebar: die unsterbliche Venus Dione ward von dem Weingott geliebt, der für sie die schönsten der Reben nach Cypern, der Insel der Liebe, brachte, und bessern Nektar der Göttin pflanzte. Schon oft hatt' er sie auf die süfsbelasteten Hügel geführt, und sie alle die unaussprechlichen Reitze des Weins gelehrt, die ich in deinem Arm, o Chloe, fühle! — nektarischer Wein in einer liebenden Brust! —

Empfindungsvoller schlug der Göttin das himmlische Herz, Wonne hauchte der entbrannte Mund, blendender strahlte der bezaubernde Leib, aus Silberlichte gewebt, beseelt in jedem unmerklichen Zuge. Wie wallte, wie wallte — ach Muse! wie kann ich den Seherblick ertragen! — —

ihr schwellender Busen, begeistert vom Wein, und von dem feinsten Gefühle bewohnt! Keine Sterbliche rühme sich eines solchen Busens! Von künftigen ungebornen Liebesgöttern schwoll er so hoch! — o Bacchus! —

Mit halbem verschämtem Seitenblicke sah Bacchus auf die wallenden Brüste, sah er auf ihre Purpurwangen, die aus jedem Grübchen Ermuntrung ihm winkten, und auf die lachenden Augen! und nun zwang sich Bacchus nicht mehr! Ermattet vom Anblicke so vieler Schönheiten sank er auf den schwellenden Busen, der willig ihn wiegte. Göttliche, sprach er, ich bin der Vater des Weins. Ich habe die geheimsten Freuden des Weins durchgekostet. Alle die zärtesten Saiten meines Herzens waren zu jeder Empfindung harmonisch gespannt; und es schlug, dieses Herz: von mächtigem Gefühle schlug es. Aber was ich itzt empfinde, das hab' ich

nie empfunden! Und du schweigst, Venus Dione? — du zürnst? —

Statt der Antwort nannte sie ihm den festlichen Tag, den der ganze Olymp mit ihnen feiern sollte.

Und siehe! schon ist er da, der hochzeitliche festliche Tag, mit dem heitersten olympischen Lichte auf die feiernde Erde herabstrahlend. Erquickende Gerüche ziehen durch die verdünnte Luft. Meine Brust athmet leichter, und haucht selbst Balsam über die Gegend.

Schon öffnen die tanzenden Stunden des Olymps unermefsliche Thore! und ich seh', ich seh' in die hohe Versammlung der Götter! Sie bereiten sich zu den nahen hochzeitlichen Vergnügungen vor, und Hymen und Komus und die Scherze führen den glänzenden Zug herab an das cyprische Gestade, wo Cupidons, von Myrtenkränzen umflochten, sie mit schalkhaftem Ernst empfangen, und in den Pallast der Liebe begleiten.

Jupiter, von wetterleuchtenden Wolken getragen, die eine Krone von Donnerkeilen um seine erhabne Scheitel bilden, eröffnet den prächtigen Aufzug. Zu seinen Füfsen sitzt der schöne Ganymed, auf den ausgebreiteten Fittigen des Adlers. Neugierig sieht Jupiter herab auf die Nymphen der Venus, die am Gestade spielen.

Ihm zur Seite fährt Juno fürstlich daher auf dem Pfauenwagen, hinter welchem Iris den vielfarbigten Regenbogen betritt. Mifstrauisch sieht sie ihren Gemahl an, und bewacht seine behutsamsten Blicke.

Zur Rechten des Donnergotts fährt die Königin des Olymps, die ehrwürdige Berecynthia, von Löwen gezogen, die von dem Klappererze der Corybanten gescheucht, und von ihren eignen Schweifen gepeitscht, mit Gebrüll die olympische Bahn einhertraben. Tiefsinn und Überlegung sitzt anständig auf der Stirne der Göttin.

Hinter ihnen fährt die geharnischte Pallas auf dem Rücken einer Sphynx, und unterrichtet den wilden Merkur, der neben ihr fliegt, und mit zweideutigem Ernste zuhorcht, als wenn er ihre Lehren tief in sein Herz grübe; da er indefs auf die Mädchenbeute sinnt, die er seinem Jupiter nach der Hochzeit erhaschen will.

Hinkend eilt Vulkan dem entfernten Pompe nach, und ruft, dafs die Götter verziehen sollen. Das Lachen der Götter, die zurücksehen, durchschallt das weite Leere, begleitet vom noch lauterm Lachen des Schmiedegotts.

Weit vor ihm her prangt Latone, der die Göttin der Jagd, und Apollo, ihre jugendlichen Kinder, nachfolgen.

Aurora und Mars, und Bellona beschliefsen den langen majestätischen Zug oberhalb des Horizonts.

Unter dem Horizont kömmt die milde Ceres heraufgefahren, mit Ähren bekränzt. Schamhafte Schwermuth ist mit eisernen

Zügen auf ihre Stirne gegraben, Schwermuth über jene arkadische Geschichte, da Neptun in Pferdegestalt die Göttin zur Lieb' entflammte.

Der gehörnte Pan, und die keusche Pales, von ihrem Verehrer, dem Gott der Gärten, stattlich an der Hand geführt, kommen zu Fuſs die breite Wölbung herauf.

Jenseits dem cyprischen Gestade stehen die gethürmten Wogen gleich festen Mauern zusammen gedrängt. Seepferde ziehen den Muschelwagen des bärtigen Neptunus, der mit gewaltigem Dreizack den Wassern zu ruhen gebeut.

Die fröhlichen Nereiden tanzen um ihn her auf den Wellen, und umschlingen sich mit rosenfarbigten Armen.

Tritonen blasen in ihre Muschel-Hörner: dann ruhen sie aus, und schlüpfen scherzhaft unter die Meer-Nymphen.

Doch wie? eröffnet die Erde den grauenvollen Schlund, daſs sie die Unheiligen ver-

schlinge, die an diesem Festtage den Boden betreten? Wessen finstres Haupt steigt dort aus der gespaltnen Erde hervor, die rothes Feuer über die Ebne wirft? Es ist der graue Pluto mit seiner Proserpina. Ungewohnt des neuen Tages, blinzt er mit den Augen, und schüttelt den Kopf. Heitrer eilt er zum Jupiter hin, schlägt seine schwere Hand in die Rechte des Bruders, und ruft: Bruder, Jahrtausende sind's, seit ich dich zuletzt sah. Zwar der Tartarus liegt weit hinter den äufsersten Gränzen der Zeit, und der Umlauf des Tages ist mir ein neuer Anblick. — Ich hoffe, dafs Bacchus seine Weine nicht sparen wird: denn beim Styx, wenn ich heute nicht fröhlich seyn kann, so will ich mich ewig in meine Staaten verschliefsen. — Aber warum sieht Ceres so zornig mich an? Wenn es um Proserpinen ist, so geb' ich ihr willig die Tochter zurück: denn was sind die Göttinnen anders, als reitzende Qualen ihren Männern? Du weifst's, Bru-

der Jupiter! — Jupiter erröthet, und sieht mit abbittendem Aug' auf Juno.

Der schmetternde Klang der Trompeten, in die sanften Accorde des Saitenspiels gemischt, ruft die Götter zur Tafel. Oben an der Tafel sitzt das himmlische Paar, mit jeder überschwenglichen Reitzung der Natur geziert, unaussprechliches Gefühl aus ihren Augen blitzend, und beredt in dem ganzen Antlitz, als wenn es mit zehntausend Zungen spräche. Die Entzückungen der Venus und des Bacchus theilen sich der erhabnen Versammlung mit, dafs selbst Vulkan und Pluto sich fühlen. Halbgötter, und die schönsten cyprischen Knaben und Mädchen warten an der ambrosischen Tafel auf: aber Ganymed und Hebe reichen die vollen Pokale herum. Und nun strömt die Lust unaufgehalten durch die Versammlung. Ernst und fesselnder Anstand entfliehn, und der laute Scherz erfüllt den frohlockenden Speisesaal. Apollo nimmt die geweihte Leier, und singt in die

bebenden Saiten. Aufmerksame Stille verschliefst die stürmenden Götterlippen. Er singt:

Rauschet dahin, ihr Jubel der feiernden Natur, dafs die ganze Schöpfung nur Ein melodisches Lied werde! Vollendet euern einträchtigen Tanz, alle Welten des hohen Olymps! und du, geschwätzige Nymphe bei den Felsen, halle mir nach!

Feiert, feiert, ihr Himmel, ihr Meere, ihr schwarzen Thäler des Erebus! Feiert das Fest des Bacchus und der Venus!

Singt den Vater des Weins, der die Flüsse bändigt, und die blutigen aufrührischen Wogen des indischen Meers.

Als das Heer der Giganten den Pelion und Ossa zusammenthürmte, und des Olympus unersteigliche Höhen ruchlos betreten wollte, hast du, o Vater des Weins, den Rhökus in Löwengestalt furchtbar heruntergeschreckt, und ihn aus deinen weitgeöffneten Klauen in des Phlegetons brennende Tiefe geschleudert.

Der grimmige Cerberus liebkoste dir sanftmüthig mit dem unschädlichen Schwanze. Als du in die Oberwelt zurückeiltest, leckte seine dreifache Zunge schmeichlerisch dein göttliches Knie, und berührte gebändigt die festgeheftete Ferse, die auf seinem Rücken ruhte.

Aber tanzet, tanzet, ihr Knaben und Mädchen! Mit euern lilienweifsen Füfsen stampft dreimal den schallenden Boden, wie Mavors Priester ihn stampfen.

Die Königin der Liebe hat den Helden besiegt: mit mächtigen Fesseln hat sie den Helden gefesselt.

Reinerer Glanz, als der Glanz des parischen Marmors, hat ihn entzündet. Die Unsterbliche hat Cypern verlassen, und ist ganz in den Weingott gestürzt.

Singt die Siegerin, und den glücklichen Besiegten! So schön überwunden zu seyn, ist lorbeerwerther als Sieg, mit Millionen Thyaden erfochten.

* * *

Er schwieg, der blonde Sohn der Latone. Lange verstummten die Götter mit tiefzurückgehaltenem Athem nach dem geendigten Liede. — Itzt zum Beschlusse winkte Venus neun Mädchen aus ihrem Gefolge hervor, die unter der Musik der Sphären und dem allgemeinen Händeklatschen der hohen Versammlung mit den Grazien tanzten. Zur Belohnung gaben die Götter nach vollendetem Tanze den neun Mädchen den Kranz der Unsterblichkeit für ihre zierlichen Grazientänze, und Apoll übernahm das Amt, sie am Helikon, da wo der Permessus in die Aganippe fließt, im rhythmischen Gesange nach seiner eignen Lyra zu unterrichten, weil sie auf der Hochzeit der Venus und des Bacchus mit den Grazien im Rhythmus der Sphären getanzt hatten.

AN EINEN MALER.

Diese Spröde male mir,
Wie sich Amor neben ihr
Auf ein duftend Veilchen setzt,
Wie er seine Pfeile wetzt,
Wie sein Pfeil ihr Herz bekehrt,
Und sie schnell mich küssen lehrt —
Aber ach! das kannst du nicht!
Ach! das kann ja Amor nicht!

DIE KUNDSCHAFTER.

Es schwärmen durchs Gebiet der Liebe
Die Zephyrs um der Mädchen Brust,
Kundschaften die verborgnen Triebe,
Erforschen jede Jugendlust,
Und merken sich die Zahl der Schönen,
Die ihrer Göttin Zepter höhnen,
Und die, die ihm gehorsam fröhnen:
Dann hört die Göttin den Bericht,
Die jeder dann ihr Urtheil spricht.

Die Zephyrs flatterten vor Zeiten
Als Stutzer durch die junge Welt,
Erfanden neue Zärtlichkeiten,
Und jene feinsten Heimlichkeiten,
Die Amor so verborgen hält.

Zum höchsten Preis für diese Thaten
Rief Venus sie in ihre Staaten,
Und hüllte sie in Äther ein,
Kundschafter ihres Volks zu seyn.

AMOR
AN DIE DREI SCHWESTERN F.

Habt ihr nicht etwa hier drei Grazien gesehn,
Jung wie der Lenz, und wie der Morgen schön?
Ich sah sie dort im Garten gehn,
Und lief hieher, sie noch einmal zu sehn. —
Sieh da! seid Ihr's? — So nah bei euch zu stehn,
Und — Blinder! kann ich denn nicht sehn?

Welch schwesterliches Dreiblatt! — Ach, kann's, irgend seyn,
So gönnt, mit meinen Tändelein
Mir das Verdienst euch manchmal zu erfreun;
Ich mag nun nicht zurück nach Paphos! Nein!
Hier soll bei euch mein Paphos seyn.

HERBST - EPITHALAMIUM.

Tanz, Gesang, und Scherz, und Wein
Soll mich, soll mich heut' erfreun.
Bräute sollen um mich springen,
Ihre Liebchen mit mir singen.
Bacchus soll von seinen Reben
Mir die feuerreichsten geben;
Mit dem Laube kränz' er sich,
Und sein Weinfaſs sei für mich.

Herbst! dein weinerlich Gesicht
Störe meine Freude nicht:
Denn ich seh', ich seh', o Freude!
Hymen dort im Feierkleide.
Jo! Triumph! Im Siegeswagen
Wird er durch die Luft getragen.
Scherze, die den Wagen ziehn,
Schwärmen, und umgaukeln ihn.

Brause sanfter, rauher Nord!
Schleudre nicht den Wagen fort.
Ungestümer! wie? schon wieder?
Hundert Scherze stürzen nieder.
Sieh, mit struppichem Gefieder
Stürzen hundert Scherze nieder.
Um das Brautpaar säuberlich
Sammeln sie und putzen sich.

Aber lachen muſs ich nun.
Können diese Flattrer ruhn?
Auf des Bräutleins Brust-Bukette
Lagern sie sich um die Wette,
Wo sie von des Straufses Höhen
Amorn seitwärts lauschen sehen. —
Plötzlich eilen sie, um ihn
Aus dem Braut-Revier zu ziehn.

Amor, der den Platz bewacht,
Merkt sich ihre Tück', und lacht,
Schlüpft, zu listig Hymens Scherzen,
Nur noch näher hin zum Herzen.

Hymen will ihn hier verscheuchen:
Aber Amor will nicht weichen.
Schade, Schade wär' es ja!
Ist doch Raum für beide da.

BACCHUS UND VENUS.

Nach Gleim. *)

Amor ist mein Lied!
Schön ist er bekränzt!
Wie sein Auge lacht!
Seine Wange glänzt!

*) Die folgenden Lieder, die seit vielen Jahren mit bekannten Melodieen, theils gedruckt, theils ungedruckt, unter meinem Namen im Umlaufe sind, habe ich geglaubt, hier ihren rechtmäfsigen Verfassern wieder zurückgeben zu müssen. Niemand wehrte mir, von diesen Liedern zu meinem Privatvergnügen nach meinem eignen Belieben Gebrauch zu machen, und sie den besagten Melodieen, ihrem Ton und Charakter gemäfs, mit den erforderlichen Veränderungen unterzulegen. Da sie aber, wider meine Absicht, auch Andern in die Hände gerathen sind, so würden unter diesen vielleicht Einige es ungern sehen, wenn ich die so veränderten Lieder hier ganz unterdrückte.

Seht, wie stolz er da
Seinen Bogen trägt:
Ganz gewiſs hat er
Einen Held erlegt!
Seinen Wagen ziehn
Bacchus Tieger her:
War in aller Welt
Je ein Kind, wie er?

Aber Bacchus schleicht,
Traurig und entlaubt,
Durch die Reben hin,
Senkt sein schönes Haupt.
Bacchus trinkt nicht mehr,
Seufzt nur: Paphia!
Ganz gewiſs liebt er
Venus Cypria!
Amor lacht, und fährt
Im Triumph daher:
War in aller Welt
Je ein Kind, wie er?

Aber Paphia
Schleicht in Bacchus Hain,

Klagt ihr tiefes Weh,
Trinket Cyperwein,
Seufzt nur: Bromius!
Seufzt: Idalia!
Ganz gewifs liebt ihn
Venus Cypria!
Amor ist mein Lied!
Keinen sing' ich mehr!
War in aller Welt
Je ein Kind, wie er?

SCHNITTERLIED.

Nach Gesner.

Die du dich mit Ähren kränzest,
Blonde Ceres, habe Dank!
Ceres, für der Ernte Segen
Dankt der Schnitter Erntesang.
Wir, und die die Garben binden,
Rufen alle: habe Dank!

Lehnt euch drüben, o ihr Schnitter,
Auf den Schaft der Sense nicht!
Denn, ihr wiſst's, der Erntekönig
Hüben mit der Sichel spricht:
Wer hojähnt am Schaft der Sense,
Bindet dem das Kränzlein nicht!

Weichet nicht, ihr kühlen Winde,
Von dem Schnitter auf dem Feld!
Säuselt sanft um seine Schläfe,
Unterdeſs er Ähren fällt!

Flattert kühl in seinen Haaren
Bei der Hitz im Garbenfeld!

Grille, die du um uns hüpfest,
Sing' wohlauf dein helles Lied!
Und du, groſser Krug der Ernte,
Lab' uns, weil der Mittag glüht!
Sei nie leer, du Krug der Ernte,
Wenn der Schnitter in dich sieht!

Aber bald, du Mond am Hügel,
Schaust du auf dieſs nacktre Feld;
Duft von allen Garben duftet
Rings wohin dein Schimmer fällt.
Aber wir ziehn mit Gesange
Über Stoppeln, über Feld.

Die du dich mit Ähren kränzest,
Blonde Ceres, habe Dank!
Horch herab, du Goldumkränzte,
Auf der Schnitter Erntesang!
Garbenbinderin und Schnitter
Rufen alle: habe Dank!

ALPENJAGD.

Nach Gesner.

Willkommen, junger Wintertag,
Du Freund der Jagd!
Schon hallt aus Dickicht und Gebüsch
Das Jagdgetön!
Schon hallt vom krummen Horne
Die Felsenkluft!
Schon hebt der Hirsch am Staupach
Den langen Hals empor.

Breit' aus die klippevolle Wand
Du Schneegebirg!
Ihr Katarakte, stürzt durch's Eis
Seitab den Strom!
Schon schwebt der Jagdzug höher
In blauer Luft!
Roſs, Hund, und Jäger sprengen
Hinauf, dem Himmel nah!

Auch dich, mein Mädchen, dich erblick
Mein Auge dort?
Ha! Jägerin! die Feder blitzt
Von deinem Helm!
Die Morgenkühle säuselt
Um deine Stirn!
Dein Haar fliefst aus dem Helme,
Und spielt im Federbusch!

Vom Marmorbusen senket sich
Der Jagdtalar;
Ich seh', ich seh' den kleinen Fufs
Vom Sturm enthüllt.
Dianen, die am Latmos
Vorüberflieht,
Gleichst du, du schlankes Mädchen,
Im silbernen Gewand.

DIANENS NYMPHE.

Cantate.

Nach einem Ungenannten.

NYMPHE.

Faunus, ja, dir will ich's sagen,
Stille Klagen
Sind im Jagdgeräusch mein Lied!
Faunus, seit ich dich gesehen,
Ist ein Klagelied mein Lied!

FAUN.

Was hör' ich, holde Nymphe?

NYMPHE.

Ihr Büsche, zeugt es mir,
Nur Klagen sind mein Lied.

FAUN.

Nur Klagen, seit du mich gesehen?

NYMPHE.

Ja! denn ich hasse nun
Dianens ungestüme Freuden!
Ich hasse sie!
Auch hör' ich gern dein Rohr,
Und zieh's Dianens Hörnern vor.

FAUN.

O Nymphe! du entzückst
Berauschest mich in Wonne!

NYMPHE.

Und willst du, schwör' es mir,
Nie meinem Arm entflichn?

FAUN.

Ich schwör' es dir!
Ich schwör' es dir beim Pan!
Mich soll selbst Pan
Aus deinem Arm nicht trennen!

BEIDE.

Mir wird! mir wird! ich weifs nicht, wie!
Mir wird! mir wird! so war's mir nie!
So süfs! so ganz Elysium!

So schmerzhaft süfs! so ätherleicht!
Ich schwimm' empor! die Seel' entfleucht!
Es wallt um mich,
Hier, dort, ringsum,
Elysium!
Du neues Leben meiner Brust,
Du mein Elysium in mir,
Wie nenn' ich dich?
Ach, bist du nicht —
Ach ja, du bist
Liebe, Liebe, Liebe!

ABBADONNA.

Nach Zacharia.

Seraph Abdiel war's! Seliger Seraph! warum
Schwang er sich hieher vom Himmel herab?
Ja! er liebte mich einst! Aber ach! von ihm geliebt,
Bin ich itzt dreimal unseliger noch!

Seraph, wende dich weg! Dunkel zeucht über mich,
Furchtbare Finsternifs über mich her!
Nicht Ein mildernder Strahl schimmert mir hinter der Nacht!
Furcht und Entsetzen schwebt rings um mich her!

Mutter ewiger Qual, Ewigkeit! ach warum
Warst du einst hell wie der Himmel für mich?
Ist's mein fürchterlich Loos, ach! von unsterblicher Qual
Langsam gemartert, dein Opfer zu seyn?

Itzo, da du dich mir verfinsterst, faſst mich der Schmerz
Unüberwindlich! wie sprech' ich ihn aus?
Fleuch, Verworfner! o fleuch! fleuch! da zersplittert im Sturm
Wolkichten Feur's ein Komet! Er vergeht!

Schrecklich schleudert der Richter ihn weg aus dem Seyn!
Durch das verwüstete Leere hinweg!
Reiſs mich mit ihm hinweg! Mich! du des Rächenden Arm,
Laſs mich vergehn mit der trümmernden Welt!

DER ENTFLOHNE AMOR.

Nach dem Moschus.

Er ist entflohn! In welchem fernen Lande
Irrt er, mein flüchtiger entlaufner Sohn?
So jammert laut die Göttin Cytherea
Um Amor, ihren Sohn.

O Wandrer! weifst du mir ihn auszuspähen,
So ist ein Götterkufs dir zugesagt:
Doch bringst du gar den Flüchtling mir zurücke,
Sind's hundert, und noch mehr.

Vor andern Knaben ist er leicht zu kennen:
Sein Antlitz ist nicht weifs, ist feuerbraun;
Ganz Gluth sein Blick; leichtfertig jede Miene;
Und honigsüfs sein Mund;

Verzagt sein Herz: doch wirft er seine Pfeile
Bis hin zum Styx; der König des Averns,
Selbst der ist nicht vor seinem Pfeile sicher,
Selbst nicht im Styx;

Mit leichtem Fittig schwärmt er, unbekleidet,
Umher, und schont nicht Jüngling, Mann, noch Greis;
Sein Bogen klein, der aber bis zum Äther
Die schwere Wunde trägt;

Auf seinem Rücken schwebt ein goldner Köcher,
In dem vergiftet mancher Pfeil sich birgt:
Zu sehr, zu oft hab' ich dieſs Gift empfunden;
Auch meiner schont er nicht.

Bind' ihn; und wenn er dir ein Thränchen weinelt,
Beklag' ihn nicht; und wenn er freundlich lacht,
Sei auf der Hut; und will er gar dich küssen,
Trau ihm noch weniger;

Und will er mit Geschenken dich erweichen,
Und beut dir trüglich seine Waffen dar:
Zurück die Hand, als träfe sie auf Schlangen!
Die Natter drinnen sticht!

AMOR IM KLAVIER.

Cantate.

DAPHNE.

Die Lieb' hat Schmerzen:
Ich will nur scherzen.

AMOR.

Sie will nur scherzen!

DAPHNE.

Sucht andre Herzen,
Ihr Liebesschmerzen!
Ich will nur scherzen.
In meinem Herzen
Ist nimmer Raum für euch.

AMOR.

In ihrem Herzen
Ist doch wohl Raum für euch!

DAPHNE.

Tönt, meine Stimme zu begleiten,
Ein Gott aus euch, ihr Silbersaiten?

AMOR.

Beseelt ein Unsichtbarer euch
Zu Tönen, ihren Tönen gleich?

BEIDE.

O Wunder, Zaubereien gleich!

DAPHNE.

Wo aber, ach! wo bist du, Stimme?

AMOR.

Im Tanz der Saiten tanz' ich Stimme;
Hüpf' auf mit der zitternden Sait', und schwimme
Im Strome deiner Hand daher!
Nun rathe, wer ich bin —

DAPHNE.

Ach wer?

AMOR.

Ich komme fernher über's Meer.
Wellen, die sich jagen,
Haben mich getragen;
Eine Perlenmuschel war mein Wagen.
Nun rathe, wer ich bin —

DAPHNE.

Ach wer?

AMOR.

Auf Sonnenstrahlen komm' ich her.
Meines Flügels Düfte
Träufeln durch die Lüfte;
Doch ihr Mädchen nennt sie Rosendüfte.
Nun rathe, wer ich bin —

DAPHNE.

Ach wer?

AMOR.

Mein Rüstzeug ist ein Köcher: schwer —
Schwer von goldnen Pfeilen —
Pfeilen, die schon eilen —
Eilen, itzt dein Herz mit mir zu theilen.
Du hast mich!

DAPHNE.

Ich? Wer bist du? wer?
Ahi! ich bin verloren! verloren!

BEIDE.

Ein Götterknabe, neugeboren,
Stemmt an die Sait' ein kleines Knie,
Spannt sie im Bogen! Ahi! Ahi!

DAPHNE.

Pfeile, die mein Herz durchbohren,
Fliehn von der Sehn'! Ich bin verloren!
Ahi! ich bin verloren! verloren!
Du aber, Knabe, lachst! Ahi!

BEIDE.

So siegt der Saiten Harmonie!

KRIEGSLIED

eines dänischen Grenadiers.

1762.

Der Kriegsgesang durchbraust die Luft!
Erhebe dich, mein Herz!
Zu neuen hohen Thaten ruft
Der Ehre tönend Erz.

Die Kugelsaat zum nahen Kampf
Wird hingesä't in Reihn.
Ich wittre Blut, schluck' Pulverdampf
Mit starken Zügen ein.

Zur Wahlstatt hin, ins Schlachtfeld zieht
Das drohende Geschütz.
Er schläft nicht mehr, er glüht, er glüht
Der aufgehobne Blitz.

Mit Glorie die Stirn umstrahlt,
Mit Donnern in der Hand,
Entbrannt, wie man den Zeus uns malt,
Von edlem Zorn entbrannt;

Ein Vater auch in seinem Drohn,
Erhaben fürchterlich
Blickt er von dem umwölkten Thron
Herab, dein Friederich.

Du aber zitterst: zittre nicht,
Bestürztes Vaterland!
Nur deinem Feinde droht Gericht
Und Rach' aus seiner Hand.

Voll stiller Größe blicke du
Auf den betrognen Feind,
Der uns im Schlummer tiefer Ruh
Zu überraschen meint.

Er lerne bald, daſs unsre Rast
Kein Todesschlummer war! —
Das Schwert, mit starker Faust gefaſst,
Und furchtlos in Gefahr:

So schläft der Däne! Friedrich wacht,
Sein Schutzgott, über ihn,
Durchforscht die Finsterniſs der Nacht,
Und wenn uns Stürm' umziehn.

Drum tritt, Vermeſsner, nur heran,
Wer du auch seist, sein Feind;
Dann sieh' uns, beb', und falle dann,
Von deiner Brut beweint.

Wer unsern goldnen Frieden stört,
Und unsers Friedrichs Heil,
Der sterb', er ist des Todes werth,
Und Schande sei sein Theil.

Der Löwe ruht im stillen Hain
Mit ausgestreckten Klau'n;
Ein dichter Schatten hüllt ihn ein,
Und um ihn herrscht das Grau'n.

Schnell rauschet eine Tiegerschaar
Hervor in blinder Wuth,
Kratzt in den Staub, und sträubt das Haar,
Und keicht nach Löwenblut.

Der Löw' erhebt sich königlich,
Schaut langsam um sich her,
Ergrimmt, zerreißt sie, lagert sich
Im Schatten, wie vorher.

SPARTANISCHES KRIEGSLIED.

Nach dem Tyrtäus.

Wer wagt's zu zweifeln? Sparta's Held,
An Muth weicht er Alciden nicht.
Des Kampfes froh tritt er ins Feld,
Und drückt den Helm sich tiefer ins Gesicht;

Hebt seine Lenden hoch empor,
Und hält den breiten Schild
Den Schultern und dem Busen vor,
Den Sparta's Geist und edler Ehrtrieb füllt.

Er wirft den Spieſs, du Feind, auf dich
Mit starkem Ungestüm:
Indessen winket, fürchterlich
Dir, Feind! der Blitz der Feder über ihm!

Er ist der Männer Stolz! die Gluth
Der Weiber! lebt ein Held!
Ihr spätes Lied, wenn er mit Muth
Voran im Reihn der Waffenbrüder fällt!

Ihn wünschet Sparta sich zurück,
Wenn sie den Staub begräbt.
Er war ihr Kriegsgott! war ihr Glück,
Ihr Schutz, der immer nur für sie gelebt.

Denn vieler Helden Thatenzahl
That er! Im Waffensturm
Sahn All' auf ihn; und allemal
War er, der Sohn Alcids, ihr Schutz und Thurm.

LYDE AN AMORN.

Nach einem Ungenannten.

Venus Sohn, den kleinen Weltbezwinger,
Welch ein Schmerz durchtobte seinen Finger,
Wund von deinem Stich, Honigträgerin!
Aber fühlt' er's auch, wie Schlangenbisse:
Er bedenke, was ich leiden müsse,
Da ich wund vom Stich seiner Pfeile bin!

Jener Schäfer mit den feuervollen
Schwarzen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Mund ach! so rosenroth!
Ach! der Stolze flieht vor meinen Küssen!
Ach! der Undankbare flieht! Narcissen
Und dem Zephyrus ist der Flattrer gleich.

Ihn, der, stets geliebt, nie wieder liebet,
Ihn, dem ewig Eis die Brust umgiebet,
Rächer Amor, auf! ihn entflamme du!
Ihm gieb einen Theil von meinen Schmerzen,
Und dann eil' er mit durchschmolznem Herzen
Reuig und verhöhnt meinen Armen zu.

ORPHEUS.

Nach S. G. Lange.

Orpheus, als deine Saiten
Bang die Geliebte tönten,
Da rief seufzend der Hall der Echo
Neunmal: Eurydice!
Dieſs Wort durchlief die Thäler;
Der West rauscht's im Gebüsche;
Alle Gelispel seufzten
Mit ihr: Eurydice!

Könnt' ich wie Orpheus spielen,
Laura, und ach! dich risse,
Ach dich, Laura! der Todesengel
Furchtbar aus meinem Arm:
Doch könnt' ich nie der Echo
Den Namen Laura singen:
Nein, die bethränten Saiten
Erklängen nicht von dir.

Sterben, Geliebte! würd' ich,
Sterben würd' ich vor Kummer!
Laura! aus dem verhaßten Körper,
Würd' ich vor Schmerz, entfliehn.
Hielt' aber eine Gottheit
Gebietrisch mich zurücke:
Schweigend und ernst durchtraurt' ich
Die lange Nacht alsdann.

Welke verfallne Wangen,
Müdegerungne Hände —
Weh' mir, wehe des langen Lebens! —
Laura! so würd' ich alt!
Wenn dann der Todesengel
Mich von der Qual befreite,
Würd' ich im nächsten Busche
Zu einer Nachtigall.

Ihr, die ihr dann im Lenze
Schatten der Haine sucht,
Freunde, die ihr mit euren Laura'n
Fröhlich den Hain durchstreift;

Wenn unter Nachtigallen
Ein Spresser länger schmachtet,
Langsam sein Leben ausgießt:
Dann, Freunde, hört ihr mich.

DIE HERRSCHAFT DER LIEBE.

Nach J. A. Schlegel.

Die Vorwelt huldigte Cytheren.
Sie feierlicher zu verehren,
Bracht' Amathunt ihr Opfer dar.
Man ehrte sie in lauten Chören;
In Tempeln ehrte man Cytheren;
Und Myrten schmückten den Altar.

Die Tauben zogen ihren Wagen;
Ihm folgten angenehme Klagen;
Auch Scherze gaukelten um ihn.
So fuhr sie hin in heitern Lüften;
Und unten sah man auf den Triften
Des Frühlings Töchter schöner blühn.

ABEL UND THIRZA.

Nach Gesner und Rolle.

Sei, schöner Morgen, gegrüſset,
Herauf aus nächtlichen Cedern!
Von allen Bergen dampfet
Dir Opferdampf entgegen.
Dich, Morgen Gottes, feiert
Die heilige Natur.
Dich singt der Vögel Chor
In aller Bäume Wipfeln.
Sei, schöner Morgen, gegrüſset,
Herauf aus nächtlichen Cedern!
Dich grüſst der Unschuld Liebe
Aus stillen Cederlauben.
Auch uns, du Kind des Himmels,
Sei, Schönster, uns gegrüſst,
Du Glanz aus Gottes Glanz!
Von Edens Hain herauf
Grüſst Abels
Grüſst Thirza's } feiernd Loblied dich.

Einst, wenn vom Niedergange
Zum Aufgang Adams Same,
Wie Staub an Pisons Strande,
Dich, Garten Gottes, decket,
Tönet laut die voll're Hymne!
Tönt beim Opfer seines Danks
Die voll're Hymne!
Am Altar des Opfers tönet
Dir der Enkel Morgenlied!
Die voll're Hymne!

HARMONIE.

Nach Congreve. *)

Wenn einsam Harmonie, unhörbar uns,
Auf Engelharfen schwebte:
Was wäre da dieſs Erdeleben?
Ach dieſs Erdeleben! —
Allein du weilst auch unter uns,
Schwebst um dieſs Erdeleben her,
O Harmonie! o Harmonie!
Hochheilige Harmonie!
Als durch die Stille der alten Nacht
Hervor die Erde drang,
Warst du es, die von Pol zu Pol
Aus ihr im Chor erklang —
Drommetenjubel tönte,

*) Anfangs einer Composition von Albanese, L'Arrivée du Piano betitelt, untergelegt, nachher von dem Herrn Kapellmeister Kunze neu componirt, und in der Schweiz gedruckt.

Und Harfentöne rauschten
In ihren Hochgesang.
So schwebtest du zur Erd' herab,
Von Engeln uns herabgesandt,
O Harmonie! o Harmonie!
Hochheilige Harmonie!
Doch zwischen Bythos und werdender Natur
Heulte chaotisch ein Donnersturm,
Kämpfte mit Flammenströmen
Und Strömen des Meers,
Und zerriſs die erzitternde Luft:
Du aber senktest dich
Auf der Bäume Wipfel herab;
Zu Hymnen wurden alle Haine,
Zu Wonneliedern ihre Lauben.
So schwebtest du zur Erd' herab,
Schwebst um dieſs Erdeleben her,
O Harmonie! o Harmonie!
Hochheilige Harmonie!
Siehe, nun sind unsre Thale
Ganz Wohllaut unter deinem Tritt,
Und deine Tempel ihre Höh'n.

Ach nur Mifslaut ist dieſs Leben,
Nur Mifslaut, Mifslaut ohne dich!
Geweiht sei es auch fürder dir,
Nur Wohllaut sei es uns!
O Harmonie! o Harmonie!
Hochheilige Harmonie!

DER TRAUM.

Nach einem Ungenannten.

Ich sah ein Mädchen ohne Mängel;
Es war ein Mädchen, wie ein Engel:
So eines hab' ich nie erblickt!
Du magst mir alle Mädchen nennen,
Du magst, du magst für alle brennen:
So hat dich keins, wie mich, entzückt!

Sie war bescheiden, doch nicht blöde;
Voll strenger Tugend, doch nicht spröde;
War witzig ohne Spötterei;
Vernünftig; warmes Blut im Herzen;
Ernst, doch nicht abhold klugen Scherzen;
Fromm, aber ohne Gleißnerei;

Sprach viel, nicht stets, nicht zu belehren;
Sang — Plaudrer schwiegen, sie zu hören;
Nahm Lob an mit Bescheidenheit;

Ein Blick, der sanften Feuers glühte;
Ein Antlitz, das wie Rosen blühte;
Ein Leib rundum voll Lieblichkeit.

„O Freund, das Mädchen muſs ich küssen!
„Laſs mich des Mädchens Namen wissen!
„Schon ist es um mein Herz geschehn!
„Wo soll ich nach dem Mädchen fragen?“ —
Ach Freund, das kann ich dir nicht sagen:
Im Traume nur hab' ich's gesehn.

CLARISSA.

Nach einem Ungenannten.

Die Sonne, hinter Nebeln
Der Nacht, die vor ihr wich,
Kam, und, o Tag der Schrecken!
Clarissens Sterbetag.

Von Ahnungen belastet,
Von dunkler Angst gescheucht,
Trat hoch auf Wolkenwogen
Ihr Genius einher.

Aus trüber Morgenröthe
Warf er den ernsten Blick,
Sah sie erblassen, hörte
Der Gräber dumpfen Ruf.

Sprach: Friede, Friede Gottes,
Sei, edler Staub, mit dir!
Bald, der Verfolgung müde,
Stört dich kein Frevler mehr.

Von Gottes Schaar umlagert,
Von jenem Stein gedeckt,
Schläfst du, nach viel Gefahren,
Zur Ruh' des Himmels ein.

Doch Rache wird, doch Rache —
Hier stürmte, was er schwieg,
Ein Sturm zu seinen Füſsen
Ihm dreimal donnernd nach.

Schon weht auf ihren Lippen
Ihr Geist, zum Engel reif;
Schon schlägt, von ihm verlassen,
Ihr Herz zum letztenmal!

Wo aus der Bahn der Sonnen
Ein Strahl sich niedersenkt,
Mit Schimmer zu umstrahlen
Des neuen Engels Pfad:

Erzitternd in dem Strahle
Steigt himmelwärts ihr Geist;
Um ihren Fuſstritt glühet
Der Morgenröthe Gold.

Mit schöner Würde schwebet,
Den Schutzgeist an der Hand,
Sie durch des Himmels Bläue
Zu Gottes Thron empor.

Ihr nach ein Volk von Klagen,
Das Gott um sie beschwört,
Tief ausgeseufzt ihm klaget,
Wie sie geduldet hat;

Schnell wie ein Blitz der Nächte
Reifst durch die Klagen sich,
Entwölkten Blicks, ihr Schutzgeist
Ins rein're Licht mit ihr:

Sieh, spricht er, dort die Erde,
Den Staub, tief unter dir!
Heil dir! du hast errungen,
Was deiner würdig war!

Unsterbliche! Geprüfte!
Und nun Vollendete! —
Und sie, nicht mehr Clarissa,
Sinkt hin an seine Brust.

Zum letztenmale blickte
Sie hin auf ihren Sarg,
Und sprach: Mit jener Hülle
Legt' ich Clarissen ab.

Weit über alle Sterne
Erhob sich nun ihr Geist:
Doch die verhaltne Thräne
Weint noch ihr einsam nach.

ALPENJAGD.

Nach Gesner. *)

Es tagt herauf! Willkommen, o willkommen,
Du Freund der Jagd! du junger Wintertag!
Schon hallt aus allen Dickichten des Forstes
Der Hörner Ruf, der Hunde dumpf Geheul.

Schon wittert hoch den Tod vom Schneegebirge,
Und mißt den jähen Sprung umher, der Gems;
Schon schüttelt sein Geweih der Hirsch des Thales
Und horcht mit langgestrecktem Hals empor.

Breit' aus, Gebirg, den klippenvollen Rücken!
Ihr Katarakte, stürzt seitab den Strom!

*) Eben dieses Lied ist schon oben in einem andern Versmaafse dagewesen, wie es die Melodie erfoderte, der ich es untergelegt hatte. Das hier wieder abgedruckte Lied ist zwar dem Inhalte nach das nämliche. Da es aber in der Kunzischen Lieder-Sammlung mit einer andern Melodie und in einem andern Versmaafse vorkommt, so habe ich es den Lesern beibehalten müssen, die es mit dieser letztern Melodie besitzen.

Wölbt, ihr des Felsens breitre Säulengänge,
Ein weites Thor dem Drang der nahen Jagd!

Der Jagdzug schwebt! Er schwebt am schroffen Hange
In blauer Luft daher, dem Himmel nah;
Vom Huf der Rosse dröhnt's, und Roſs und Jäger
Sprengt über Alpenwände, bis sich's bahnt.

Auch dich, auch dich, vorauf im raschern Zuge,
Auch dich, mein Mädchen, trägt dein stolzes Roſs;
Von deinem blanken Helm blitzt Morgenröthe;
Ihr leiser Säusel spielt im Federbusch.

Ha, Jägerin! mein liebetrunknes Auge
Vergiſst des schroffen Abhangs, sieht nur dich,
Vergiſst der Spur des Wildes, sieht nichts fürder,
Als dich, mein Mädchen, dich und dein Geschoſs.

Du aber fliegst, im Wettspiel deiner Pfeile,
Den Gemsen über Felsenspitzen nach!
Am Latmos flog Diana so vorüber,
Und Pfeil und Tod von ihrer Marmorbrust.

AN DIE NACHT.

Von J. F. Schmidt.

Traurige Nacht, du kömmst!
Vom Mond heraufbegleitet!
Traurige lange Nacht,
Weh mir! du kömmst schon wieder!
Dein schwarzer Fittig rauscht,
Ein Todesfittig, her!
O rauscht' er nimmermehr,
Du lange traurige Nacht!

Schrecknisse ruh'n auf ihm,
Und Träume voll Verzweiflung,
Marter, und Gram, und Tod!
So rauscht dein schwarzer Fittig!
Warum, Natur! Natur!
Schufst du mein Herz so weich?
Zu meiner Strafe nur
Schufst du mein Herz so weich.

Schöner ist Cynthia,
Als die umstirnten Meere:
Aber ich fühle Tod,
Fühl' ihn in seinen Schauern!
Geböt' sie, Schickung, mir
Die Martern meines Grams,
Das wäre mild: allein
Sie hafst und liebt mich nicht.

Hörest du ein Geseufz,
Wie in der Todtenstunde;
Hörest du ein Geseufz,
Wie an der Gräber Wänden:
Wiss', es ist mein Geseufz,
Mein letztes! Cynthia!
Getreue Lüfte wehn's
Nach deiner Laube hin.

GRABLIED.

Nach Gellert.

Meine Lebenszeit entfleuſst,
Als ein Halm im Wasserfalle.
Dich erschüttr' es nicht, mein Geist:
Denn Ein Tag erwartet Alle.
Schauer wohnt in seinem Licht;
Aber fürchte du ihn nicht.

Bald, o Seele, wird der Tod
Dich auf seinen starken Schwingen
Über Thäler banger Noth
Zu der Höh' der Wonne bringen,
Wo Ein goldner Mittag glänzt,
Neben dem kein Abend gränzt.

Held der Helden, hier sei Held,
Hier sei's, wo auch Starke beben!
Hier sei Sieger einer Welt,
Sterbend gröſser als im Leben!

Hier dein Tod, wenn dir's gelang,
Hehr, wie Sonnenuntergang.

Sieh, des Lichtes Königin
Schwebt mit ihren Feuerrossen
Nah am Untergange hin,
Schon vom Ozean umflossen:
Doch im Purpur ihrer Pracht
Tagt's ihr wieder aus der Nacht.

GENUSS DES LEBENS.

Nach Utz.

Wie? willst du stets der falschen Hoffnung trauen,
Die nur mit Träumen dich, Getäuschter, unterhält?
Dir in der Luft manch glänzend Schloſs erbauen,
Das plötzlich ohne Spur, wie Erdenstaub, zerfällt,
Indessen dir das Glück, was du gesucht, entziehet,
Und Lust, die um dich schwebt, dir ungekannt,
entfliehet?

Der Rasen hier, den weiches Moos bedecket,
Und über den herab, zur stillern Sicherheit,
Sich schattenreich die breite Laube strecket,
War, deiner wartend, längst für dich und mich bereit:
Hier laſs uns, dem Genuſs der Freud' empfänglich,
liegen!
Auf, bring' Lyäen mit! Ihm folge das Vergnügen.

Denn tiefe Nacht deckt vor uns her die Tage,
Die ungewiſs der Fuſs durchs Leben wandern wird.

Ich schleiche fort, gleich reif zur Lust und Plage,
Dem Wandrer ähnlich, der in dichten Nebeln irrt;
Die schwarze Wolke flieht mit jedem seiner Tritte:
Erschrocken steht er da in öder Wildnifs Mitte;

Bald aber wird sein frohes Lied erschallen,
Wenn nach zerstreutem Dunst, nach so viel Ängstlichkeit,
Am kühlen Bach ein Wald voll Nachtigallen
Ihm frischer Blüthen Duft und grüne Schatten beut.
So lafs auch uns, der Freud' empfänglich, liegen:
Ihr Hain ist, wo wir sind; was fehlet dem Vergnügen?

DAS LACHEN.

Nach einem Ungenannten.

Freunde, laſst uns lachen!
Lacht bei jedem Trunk!
Lachen stärkt die Kräfte,
Und versüßt die Säfte,
Und erhält uns jung.
Blöken ist der Heerde,
Wiehern ist der Pferde
Scherz und Lustigseyn;
Vögel können singen:
Unter allen Dingen
Lacht der Mensch allein.

V. A.

DER LAUSCHER.

Nach Götz.

Ihr Büsche, die ihr mich versteckt,
Wo sie im Bade rauschet,
Still! still! damit sie nicht entdeckt,
Daſs sie mein Blick belauschet.
Und du, steh' meinem Vorwitz bei,
Du Gott der Liebesgötter!
Daſs ich durch's Laub ganz Auge sei,
Verkläre Zweig' und Blätter!

Gewährt sich mir mein Wunsch so schnell?
Ist's Traumbild? Ist's Entzücken?
Welch Schauspiel, so ganz wahr, so hell,
Enthüllt sich meinen Blicken!
Ich sehe Götterchen der Lust,
Gleich kleinen Schmetterlingen,
An ihrem Hals, um ihre Brust
Im Busenschleier ringen.

Sie schaukeln und verwickeln sich
In des Gewandes Falten,
Und flattern drinn, als ob, für mich
Die Durchsicht aufzuhalten;
Kaum lächelt sie dem Scherz, alsbald
Sind sie in beiden Grübchen;
Und wo nur eine Locke wallt
Schwebt gleich ein Liebesbübchen.

Drei Götter glitschen auf dem Kinn,
Fünf kollern um die Wette
Vom glatten Hals noch tiefer hin,
Entlang des Busens Glätte.
O kleiner Schwarm, wie wohl ist dir
Bei dieserlei Gefährden!
O gönnte mein Verhängniſs mir,
Wie du, so froh zu werden.

PHILINDE AM NACHTTISCH.

Nach einem Ungenannten.

Freund, sie ist schon erwacht! Ihr Reitze, naht
euch wieder!
Ihr Liebesgötter, schlüpft in ihre Morgentracht!
Schwebt, junge Grazien, um ihre schlanken Glieder!
Und, Göttin Hebe, du! denn sie ist schon erwacht.

Freund, hurtig näher her! So lächelte Cythere!
Sieh und bewundre sie: allein nimm dich in Acht,
Dafs dir Cytherens Sohn, der Siegerin zur Ehre,
Gleich mir, seit ich sie sah, nicht tiefe Wunden macht.

DIE SELIGKEIT DER LIEBENDEN.

Nach Hölty.

Wohl dreimal dem, der die Geliebte findet,
Die mit ihm hin durchs Leben schlüpft,
Wo, Arm in Arm, sich Herz an Herz entzündet,
Sich Seel' an Seele fester knüpft!

Zum Goldpallast machst, Liebe, du die Hütte,
Streust auf die Landschaft Tanz und Spiel,
Enthüllest uns der Schickung leise Tritte,
Giebst uns des Himmels Vorgefühl.

Du machst das Herz der Schwermuth frühlingsheiter,
Du bettest uns auf Rosenau'n,
Und hebest uns auf eine Himmelsleiter,
Ins Paradies hineinzuschaun.

Schon hier sind Liebende zu bessern Zonen
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht,

Empfahn schon hier des Himmels goldne Kronen,
Eh' ihr Gewand von Staub verweht.

Sanft hingeschmiegt auf seidne Frühlingsrasen,
Auf Blumen eines Quellenrands,
Verachten sie die bunten Seifenblasen
Des liebeleeren Erdentands.

Ein Druck der Hand, der Mark und Bein erschüttert,
Ein Blick in seiner Trunkenheit,
Ein Mehr als Kuſs, was auf der Lippe zittert,
Giebt ihnen diese Seligkeit.

Ihr Traum sogar, ein Traum den Engel neiden,
Küſst ihren Morgenschlummer wach.
Ein Reihentanz von ewig jungen Freuden
Schlingt an den Morgen ihren Tag.

Gern kehrt für sie der Stern des Abends wieder,
Die Morgenröthe gern für sie.
Kein Endlicher miſst dieser Kette Glieder,
Dem Liebe nicht das Maaſs verlieh.

PHILEN UND DAPHNE.

Nach J. F. Schmidt.

PHILEN.

Weht sanft, ihr Winde!
Fleuſs sanft, du Silberbach!
Denn ich empfinde
Der Nachtigall nach.
Ihr Lied voll Zärtlichkeit
Ist, Liebe, dir geweiht;
Auch mir, mir winkest du
Dein Paphos zu.

DAPHNE.

Weht sanft, ihr Winde!
Fleuſs sanft, du Silberbach!
Denn ich empfinde
Der Nachtigall nach.
Er, den ich längst geliebt,
Er, der mich wieder liebt,
Flöſst tausendfache Lust
In meine Brust.

PHILEN.

Wie mild umfächelt
Der Westwind Hain und Flur!
Ihm dankt, ihm lächelt
Die junge Natur.
Doch erst bei Daphnens Spiel
Macht er mich ganz Gefühl;
Er trägt ihr Lied dem Ohr
Der Götter vor.

DAPHNE.

Schön ist die Quelle,
Die hier durch Blumen rollt;
Auf jeder Welle
Glänzt flüssiges Gold.
Allein singt sie Philen,
Erst dann wird sie mir schön!
Nur sein Gesang erklärt
Des Schönen Werth.

BEIDE.

Schmuck vom Gefilde,
An dir hangt meine Ruh,

O Herz voll Milde!
Mein Alles bist du.
Dich küssend, o mein Licht,
Neid' ich die Götter nicht;
Sie labe Nektar: ich,
Ich küsse dich!

AN DIE SEELE.

Nach J. F. Schmidt.

Dich sättigt nicht, o Seele,
Was nach der Erde schmecket,
Wo du ein Fremdling bist.
Wenn ich, den Durst zu stillen,
Der Tiefe Perlen tränke,
Dich, meine Seele, sättigt's nicht.

Hienieden brauch' ich wenig,
Nur wenig, und nicht lange;
Bald werd' ich aufgelöst.
Die Hand des Todes öffnet
Mir zu der alten Heimath
Der Schatten bald ein weites Thor.

Der Menschen Leben fliehet,
Wie leichte Nebelwolken
Im Sturm vorüberfliehn;
Flieht, gleich dem Sommerstaube,
Der, plötzlich aufgestoſsen,
Minutenlang erst wallt, dann sinkt.

Ermüdet vom Gedränge,
Entrinn' ich gern und willig,
Wo niedres Dach mich deckt,
Und achte nicht der Menge,
Die draußen noch im Wirbel,
Verfolgend und verfolgt, sich jägt.

Ein stiller süßer Schauer
Durchdringt dich, meine Seele,
Dem Hafen nah zu seyn,
Aus dem ein Unsichtbarer
Dich treu ans Ufer leitet,
Wo dich der Meere Wuth nicht schreckt.

NATUR UND LIEBE.

Nach Gesner.

An eurem Rand, ihr Bäche dieser Thäler,
Will ich itzt ruhn!
Hier will ich ruhn, hier schöpfen innern Frieden
Aus eurem Quell!
Hier bring' ich euch ein reines Herz und heiter
Wie dieser silberreine stille See,
Den nie der Sturm mit rauhen Wogen faltet,
In dem sich gern die schönste Gegend malt.

Mein Leben soll wie dieser See verfliefsen;
Aufathmen soll
Mein Innres, wie zum Himmel würzig aufsteigt
Ein Rosenduft:
Noch steht sie da, die Lieblichste des Lenzes;
Ein zarter West fährt schmeichelnd über sie;
Sie lacht ihn an; die welken Blätter fallen;
Er sammelt sie: sie aber ist nicht mehr.

Zwar wächst auch oft am Ufer eines Baches
Ein Distelstrauch;
Den schönsten Lenz umhüllt mit finstern Wolken
Ein Sturm der Luft:
Allein mit dir, du Freundin meiner Seele,
Verlieren selbst die Rosen ihren Dorn;
Und wenn der Tag sich hüllt in Frühlingsnebel,
Erheitert ihn dein liebevoller Blick.

Denn da, wo ich mit dir, Geliebte, wandle,
Ist immer Lenz,
Ist Freude nur auf Höhen und in Thälern:
Denn du bist da.
Wenn deine Brust an meinem Busen zittert,
Dein Mund mich herzt, dein treuer Arm umschlingt:
Geliebte, hat die Erde mehr des Himmels,
Dir dank' ich es, und deiner Zärtlichkeit.

DIE LANDLUST.

Nach Hagedorn.

Aus Dörfern und Gebüschen dringet
Der Kern der Jugend rasch hervor,
Hebt an den Tanz, indem er singet,
Und schlingt sich in ein tanzend Chor.
Verläumdung, Eifersucht, und Sorgen,
Was Stadt und Hof zur Hölle macht,
Schwärzt nicht des Landmanns frühen Morgen
Stört nicht den Schlummer seiner Nacht.

Wie manche frische braune Dirne
Schminkt sich aus jenem Schmerlenbach,
Und giebt an Wangen, Brust, und Stirne
Doch nicht des Hofes Schönsten nach!
Gesundheit, Unschuld, und Vergnügen
Belebt ihr Aug', erwärmt ihr Herz,
Und reitzt in allen ihren Zügen,
Und würzt selbst ihrer Einfalt Scherz.

In jährlich neuverjüngten Schätzen
Genießt der Landmann sichres Glück,
Denn Fülle, Freiheit, und Ergötzen
Erheitern ringsum seinen Blick.
Ihm prangt die blumenvolle Weide,
Ihm perlt sich die bethaute Flur,
Wohin er blickt, umstrahlt ihn Freude:
Ihm kränzt, ihm malt sich die Natur.

AUSTRITT AUS DEM PARADIESE.

Nach Gesner und Rolle.

Ach, leit' uns, du im Himmel!
Auf unsrer fremden Bahn!

Weit vor uns ausgestreckt,
Liegt sie da, die Welt:
Schweigend und einsam!
Trüb' und erröthend glühet
Ostwärts die Sonn' herauf!
Unfreundlich blickt die Welt,
Die uns empfängt!
Verstoßen und verlassen
Stehn wir und weinen!

Ach, darf der Staub dir flehen:
Furchtbarer! wende nicht
Dein Antlitz von uns weg!

MORGENLIED.

Nach Gesner.

Willkommen, frühe Sonne!
Willkommen, junger Tag!
Aus dunkeln Alpenwäldern
Blitzt schon dein Strahl herauf.

Er blinkt im Wasserfalle,
Im Thau, auf jedem Laub;
Und Freude kommt und Wonne
Mit neuem Glanz hervor.

Der West, aus Glockenblumen
Erwachend, schüttelt schon
Die unter ihm noch schlummern,
Mit ihren Glöcklein wach.

Raubt, Zephyrs, allen Blümlein
Den lieblichen Geruch,
Und tragt ihn hin zu Chloen
Itzt, da auch sie erwacht.

Und wenn sie aufblickt, sagt ihr:
Dafs früher als der Morgen
Ich ihren lieben Namen
Am Wasserfall geseufzt.

UGOLINO IM KERKER.

Nach Zachariä.

Warum durchdringt die schwarze Nacht
Ein zweifelhafter Strahl?
O Licht des Himmels! schrecke nicht
Mich auf zu neuer Qual!
Lafs mich mir selbst mit meinem Harm,
Worin die Seel' erstirbt;
Und Finsterniſs umhülle mich,
Und fühllos sei mein Schmerz!

Zu grausam! Ach! womit, Barbar,
Hab' ich's um dich verdient?
Womit der Unschuld süſses Kind,
Das, vor mir hingestreckt,
Vergebens Hülfe fleht?

Mich, Unmensch! treffe deine Wuth
Nur schone, schone sein!

O rufe nicht die Höll' herab,
Auf dein verwirktes Haupt!

Umsonst! mit jeder Grausamkeit
Bewaffnest du dein Herz:
Nimm, Moloch! denn dein Opfer hin,
Und sei zur Hölle reif!

HORAZ.

Nach Hagedorn.

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land. Des Eises letzte Trümmer
Versenkt die Fluth; die Tage sind schon heiter;

Der West wird lau; des Nordsterns kalter Schimmer
Erlischt im Strahl der frühern Morgensonne;
Und enger fühlt sich's im verschlofsnen Zimmer.

Die Auster schmeckt nicht mehr; die leere Tonne
Verhaucht des edlen Rheinweins letzte Düfte.
Konzert und Ball und Schauspiel weicht der Wonne

Des frohern Gartenschmauses. Andre Lüfte
Brau't uns der Blütenhain, und andre Geister
Die Feld-Chemie, als die der Leichengrüfte.

Gas-artig ist der Witz der Städte, feister
Selbst unter Dichtern, als der Witz im Freien:
So lehrtest du, o du mein Freund und Meister!

Der lauten Lache satt, die aus den Reihen
Des Circus hallte, mit gesenkten Ohren
Riefst du: „Wann kränz' ich dich mit jungen Mayen,

„Mein Meierhof! wann athm' ich, neugeboren,
„Die leichtre Luft von deinen Blumenauen!
„Wann, in des Hains Gelispel wie verloren,

„Umschwebt ihr mich am Silberbach, ihr lauen
„Mit süfsem Veilchenduft beladnen Weste!
„Wann werd' ich euch, ihr grünen Hügel, schauen!"

Wie du, des Städters müd', und seiner Feste,
Flücht' ich — von dir, o mein Horaz, begleitet —
Ins nächste Dorf, wo schon für seine Gäste

Herr Heufs, der Wirth, ein ländlich Mahl bereitet.

Ende des zweiten Bandes.

GERSTENBERGS

VERMISCHTE

SCHRIFTEN

VON IHM SELBST GESAMMELT

UND

MIT VERBESSERUNGEN UND ZUSÄTZEN

HERAUSGEGEBEN

IN DREI BÄNDEN.

DRITTER BAND.

ALTONA

BEI J. F. HAMMERICH 1816.

VERZEICHNISS

DER

PRÄNUMERANTEN.

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Sr. Majestät, Frederik der VI. König von Dännemark - -			24
Ihre Majestät die regierende Königin von Dännemark - -			5
Ihre Königl. Hoheit Carolina, Kronprinzessin von Dännemark -			2
Sr. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preufsen - -			1
Sr. Königl. Hoheit der Prinz Carl von Preufsen - -	1		
Ihre Königl. Koheit Marianne, Prinzessin von Preufsen - -			2
Ihre Königl. Hoheit Charlotte, Prinzessin von Preufsen - -			1

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Ihre Königl. Hoheit Friederike, Prinzessin von Preufsen – · –			1
Ihre Königl. Hoheit Alexandrine, Prinzessin von Preufsen – –	1		1
Ihre Königl. Hoheit Louise, Prinzessin von Preufsen – –	1		
Ihre Königl. Hoheit Louisa Augusta, verwitwete Herzogin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geborne Prinzessin von Dännemark			1
Sr. Durchlaucht Herr Christian Carl Friedrich August, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg			1
Sr. Durchlaucht der Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz –	1		
Ihre Durchl. Carolina, verwitwete Herzogin von Braunschweig-Bevern-Glücksburg	1		
Sr. Durchl. der Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, Königl. Dänischer General-Lieutenant von der Infanterie –			2
Sr. Durchlaucht Peter Friedrich Wilhelm, Herzog zu Holstein-Oldenburg in Ploen	1		
Sr. Durchlaucht der Prinz von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Major, in Rendsburg		1	

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Abegg, Kirchenrath in Heidelberg		1	
Frau Amalia Adler in Altona	1		
Herr Kammerherr von Ahlefeld, Amtmann in Hadersleben	1		
Frau Priorin Antoinette von Ahlefeld in Itzehoe	1		
Frau Charlotte von Ahlefeld, geb. von Seebach in Schleswig	1		
Herr A. P. Andresen, Senator in Flensburg	1		
— Rektor Andresen in Uetersen	1		
— Arends et Comp., Buchhändler in Embden		1	
— Arnemann, Kaufmann in Altona		1	
Frau Gräfin von Arnim in Berlin		1	
Herr Barth, Buchhändler in Leipzig	1		
— S. B. Baumeister, Kaufmann in Hamburg	1		
Herr Baur, Senator in Altona		1	
— G. F. Baur, Kaufmann in Altona	1		
Madame Beer in Berlin	1		
Herr Benedicks in Berlin			2
— v. Berg in Berlin		1	
— Etatsrath v. Berger in Kiel	1		
— Liebmann Berlin in Altona	1		
— Bertels, Schullehrer in Altona	1		

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Die Bibliothek des Kön. Gymnasii in Altona	1		
Die Bibliothek des Museums in Altona			1
Herr Biester, Königlicher Bibliothekar in Berlin – –		1	
— Doktor Bing in Berlin –		1	
— Doktor Birkenstock in Hamburg	1		
Fräulein v. Bischoffswerder in Berlin		1	
Sr. Exzellenz der Herr geheime Konferenzrath von Blücher, Ober-Präsident in Altona – –			1
Herr Oberhofgerichtsrath Dr. Blümner in Leipzig – –	1	1	
Herr Justizrath Bock in Ottensen		1	
— Leopold Böhmer in Flensburg		1	
— Hofprediger Böttger in Dessau	1		
Frau Generalin v. Boguslawsky in Berlin		1	
Herr Justitiarius Boie in Kiel	1		
Frau Kammerherrin von Bork auf Falkenhausen – –	1		
Herr Boselli, Buchhändl. in Frankfurt	1	3	
— L. M. A. Brammer in Altona	1		
— Rektor Brauneiser in Hadersleben		1	
Frau Regierungsräthin Bredow in Breslau	1		
Herr Ant. Freiherr von Bretfeld, der Hochlöbl. H. H. Stände des Königreich Böhmen Landes-Ausschufs Beisitzer		1	

	Schreib.	Druck.	Velin.
Herr Brockdorff, Rittmeister beim Leibregiment Dragoner in Segeberg	1		
— Brockhaus, Buchhändl. in Altenburg			1
— Kapitain v. Brömbsen in Schleswig		1	
— Pastor Brüning in Steinbeck	1		
Frau Konferenzräthin Friederike Brun, geb. Münter in Kopenhagen –			1
Fräulein Bügel in Kopenhagen –			1
Madame Büsch in Schönefeld –	1		
Herr Obergerichtsrath Busch in Glückstadt	1		
— Baron von Butlar in Berlin		1	
Herr Calvary in Altona –		1	
— J. D. Carstens in Husum –		1	
— Cassinone, Rechtsprakt. in Heidelberg	1		
— Hardesvoigt Clausen in Toftlund bei Hadersleben – –		1	
— Pastor Clausen in Ulkebull auf Alsen		1	
— Cornils, studiosus juris in Kiel	1		
Die Cottasche Buchhandlung in Stuttgardt	1	1	
Die Creutzische Buchhandlung in Magdeburg		2	
Herr Professor Creutzer in Heidelberg		1	
— von Croustern auf Nehmten	2		
Herr von Deichmann, Premier-Lieutenant bei der Artillerie in Rendsburg	1		

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Deltmann in Berlin –		1	
Frau Hofräthin Depping in Heidelberg	1		
Sr. Exzellenz Herr Graf von Dernath in Dresden – –			2
Die Dieterichsche Buchhandl. in Göttingen	1		
Herr Kammerherr von Döring, Amtmann in Segeberg – –	1		
— Staatsrath und Ritter von Dohm auf Pustleben – –		1	
— Rektor Dohrn in Melldorff	1		
— Conrad Heinrich Donner in Altona			1
— Johann Christian Donner in Altona			1
— Franz Heinrich Dreyer in Altona		1	
— J. C. D. Dreyer in Altona	1		
— M. S. Dreyer, Königl. Kirchspielvoigt und Zollverwalter in Brockdorff		1	
— Dümmler, Buchhändler in Berlin			1
— Dunker et Humblodt, Buchhändler in Berlin – –		2	
Fräulein Duntzfeld aus Copenhagen in Altona		1	
Herr Dr. Ebeling, Augenarzt in Hamburg	1		
— Dr. und Rektor Eggers in Husum	1		
Herr Kammerherr Fabritius v. Tengnagel, Rittmeister in Ploen –		1	
— Professor Feldmann in Altona	1		

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Felsecker, Buchhändler in Nürnberg		1	
— von Fischka in Berlin		1	
— Flügge, Kaufmann in Altona	1		
— Baron de la Motte Fouqué, Major und Ritter, in Berlin			1
— J. Fränkel, Banquier in Berlin	2		
— Pastor Franzen in Niebüll		1	
— Stadtrath Friedländer in Berlin		1	
Frau Pastorin Frise in Tostrup in Angeln	1		
Herr Frühling, Notarius in Braunschweig	1		
— Füchsel, Buchhändler in Zerbst		1	
— Landgraf Friedrich von Fürstenberg in Wien	1		
— Pastor und Ritter Funk in Altona		1	
Herr Gabain, franz. reformirter Prediger in Altona	1		
— Konferenzrath Gähler, Ritter, in Altona			1
— Gähler, Oberpräsidial-Sekretair in Altona	1	1	
— Gassert, Buchhändler in Anspach		1	
— Gastl, Buchhändler in Brünn	1		
— Justitzrath Gebauer in Altona	1		
— G. H. M. Gehrt in Altona		1	
— Artillerie-Kapitain von Gerstenberg, Ritter, in Rendsburg			1

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Kammerrath v. Gerstenberg in Copenh.	1		
— H. Giernsann in Berlin –	1		
— Kontrolleur Goldbeck in Rendsburg	2		
Frau Fürstin Grasalkovits in Wien	1		
Herr Doktor Gribkow in Berlin		1	
— Graf v. Gröben, Hofmarschall I. K. H. Marianne, Prinzessin Wilhelm in Berlin – –			1
— v. Gusmann, Stadtsekretair in Altona	1		
Sr. Exzellenz der Kriegsminister und General-Lieutenant v. Hacke in Berlin		1	
Herr Baron v. Hacke in Wien –			1
— Häseler in Hamburg –	2	2	
— Häuschel in Berlin –	1		
Madam Hagemeister, geb. Belitz, in Kiel	1		
Herr Justizrath Hager in Glückstadt	1		
Die Herrn Gebrüder Hahn, Buchhändler in Hannover – –		2	
Herr Justizrath v. Halem in Eutin		1	
— Probst Hannstein in Berlin		1	
— Advokat Harries in Flensburg		1	
— Haude et Spener, Buchhändl. in Berlin	1	1	2
— Graf v. Haugwitz in Berlin			1
— Kammerherr v. Hedemann in Hadersleben – –		1	

	Schrb.	Dr.p.	Velin.
Herr Heyer, Buchhändler in Gießen	1	2	1
— Heyer et Leske, Buchh. in Darmstadt		1	
Demoiselle Heims in Heidelberg	1		
Herr Johann Friedrich Heyne in Altona	1		
— Heyse, Buchhändler in Bremen	1		
— C. Heldt in Altona		1	
— Kanzlei-Sekretair Hellwag in Eutin		1	
— Kammerherr v. Henning in Ranzau		1	
— Hepp in Altona		1	
— Kammer-Assessor Herbart in Eutin		1	
Die Herrn Herold et Wahlstab, Buchhändler in Lüneburg		1	
Die Herrmannsche Buchhandl. in Frankfurt		1	
Herr L. S. Herz in Altona		1	
Frau Justizräthin Hiört in Hadersleben	1		
Herr Pastor Höckstra in Altona			1
— Obergerichts-Adv. Höpp in Schleswig			2
— Jakob Holländer jun. in Altona			1
Frau Gräfin von Holstein auf Neverstorff			1
Demoiselle Hornemann in Altona		1	
Frei-Frau v. Hügel in Wien	1		
Herr Hühne, Kaufmann in Altona		1	
— Staatsrath Dr. Hufeland in Berlin	1		
Herr Obergerichts-Advokat Jacobsen in Altona		1	

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Die Jägersche Buchhandlung in Frankfurt			1
Herr J. Jansen in Hamburg -	1		
— Doktor Jensen in Altona	1		
— Jensen, Senator und Stadt-Sekretair in Flensburg - -	1		
— Peter Jensen in Flensburg		1	
— Obergerichts-Advok. Jessen in Altona		1	
— Jolly, Universitäts-Amtmann in Heidelberg - -	1		
Sr. Exzellenz der Herr Feldmarschall, Graf v. Kalkreuth in Berlin			3
Herr Kapitain v. Kaufmann in Rendsburg		1	
Frau Fürstin Kaunitz in Wien	1		
Herr Keyser, Buchhändler in Erfurt		1	
— Artillerie-Kapitain von Kierulf in Rendsburg - -	1		
— Kindt, Hof-Apotheker in Eutin		1	
— Professor Klausen in Altona	1		
— Herr Obergerichts-Advokat Knudsen in Hadersleben - -			1
— Kammerjunker v. Kobbe in Rendsburg			1
— Advokat Koch in Glückstadt	1		
— Carl Koch in Heidelberg		1	
— von König in Heidelberg	1		
— Korte Jessen, Buchh. in Flensburg.		2	

	Schrb.	Drkp.	Vollst.
Herr Kraus, Polizeimeister in Flensburg	1	1	1
— Artillerie-Kapitain von Krebs in Rendsburg	1		
— C. L. Krüger in Lauenburg	1		
— Krüll, Buchhändler in Landshut		2	
— Pastor Kuhlmann in Neuerstorff		1	
— Doktor L. H. Kunhardt in Hamburg	1		
— Kummer, Buchhändler in Leipzig	2	1	
— Kammerrath Kunniger, Kanal-Sekretair in Rendsburg		1	
— Professor und Kapellmeister Kunzen in Copenhagen	1		
— Kupferberg, Buchhändler in Mainz		2	
Herr Justizrath Langreuter in Hadersleben		1	
— Pastor Lautrop in Hadersleben		1	
— Konferenzrath und Ritter Lawätz in Altona	1		
— H. F. Lawätz	1		
— Leiner, Post-Sekretair in Embden	1		
Madam Levy, geborne Itzig, in Berlin	1		
Herr Kammerjunker v. Lewetzow in Altona	1		
— Kammerj. v. Lewetzow in Pinneberg	1		
— Kanzlei-Assessor Lewon in Eutin		1	
— Magister Lilie, Subrektor in Altona		1	
— Limpricht in Altona	1		

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Lindauer, Buchhändler in München	1		1
— Bürgerm. Lindenhahn in Hadersleben			1
Frau Fürstin v. Lobkowitz in Wien	1		
Herr Fürst Anton v. Lobkowitz in Wien	1		
— Löffler, Buchhändler in Mannheim		3	
— Löffler, Buchhändler in Stralsund	1		
— O. P. Lubbes in Altona -	1		
Frau Landschreiberin Lüders in Tonning	1		
Herr Jedoccy Edmundy Lüdgers, Canonicus sanctae Crucis in Hildesheim			1
Herr Rath Mayer in Weimar		1	
— Malchus von Marienrode in Heidelberg		1	
Fräulein v. Maltzahn in Eutin -		1	
Herr Marcussen, Inhaber des technischen Büreau's in Berlin -		1	
— Professor Martens in Heidelberg	1		
— Mathiesen, Amtsverwalter in Segeberg	1		
— Mauritius, Buchhändler in Greifswalde - -	3		
— Präsident von Mausebach in Coblenz			1
— v. Mechlenburg, Ober-Kriegs-Kommissair und Regiments-Quartiermeister beim Artilleriekorps in Rendsburg	1		
— Doktor Meyer in Bremen -	1		
— Kammerrath Meyer in Lügumkloster		1	

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr F. W. Meyn, Obergerichts-Kopist in Glückstadt		1	
— G. J. N. Melchert in Altona	1		
— G. Mendelsohn in Berlin	2		
— A. Mendelsohn in Berlin	2		
— F. Merkel in Hamburg		1	
— Metzler, Buchhändler in Stuttgardt	2		
— E. Michaelis in Hamburg	1		
— Pastor Möller in Lüneburg		1	
— Mohr et Zimmer, Buchh. in Heidelb.		2	
Sr. Exzellenz der Herr Friedr. Ludw. Graf v. Moltke in Altona	1		1
Die Herrn Montag et Weiss, Buchhändler in Regensburg	1	1	
Herr Konferenzrath Moritz, Obergerichtsrath in Schleswig	1		
— Dr. Müller, Lehrer am Lyceum in Bremen	1		
— Dr. Phil. J. G. Müller in Itzehoe			1
— Hardesvoigt Müller in Leck	1		
— Freiherr v. Müller in Weimar		1	
Frau Christiane Müller, geborne v. Qualen in Arriedt	1		
Frau Baronin v. Münchhausen in Braunschw.			1
Sr. Magnifizenz der Herr Dr. und Bischof Münter in Copenhagen	1		

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Dr. und Ritter Mumsen, Physikus in Altona – –		1	
— Mylius, Buchhändler in Berlin		1	1
Herr Nauck, Buchhändler in Berlin	1		
— Dr. Neuber in Apenrade –	1		
Madam Nichelmann in Altona –		1	
Herr von Öhlerking in Wesselhofede im Hannöverschen – –		1	
— Oppert in Berlin –		1	
— Osiander, Buchhändler in Tübingen		1	
Die Herrn Palm et Enke, Buchhändler in Erlangen – –		3	
Herr H. S. Pappenheimer in München	1		1
— Pauder in Berlin –		1	
— Pauli in Eutin –		1	
— Probst Paulsen in Apenrade		1	
— geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg	1		
— Pelchow in Berlin –		1	
— Perthes et Besser, Buchh. in Hamburg	8	8	1
— Petersen, Seminarist in Flensburg	1		
— Petersen, Advokat in Hadersleben		1	
— Petersen, Pastor in Lensahn	1		
— Plett in Eutin –		1	

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Pöhlmann, Kommandeur in Hadersleben		1	
— P. Pöl in Altona	3		
Herr Professor Rahbeck in Copenhagen	1		
— Obergerichts-Adv. Rahtgen in Altona	1		
— Peter Ramsing in Ripen		2	
— Kammerherr Graf von Rantzau auf Breitenburg			1
— Rasch, Lotto-Administrator in Altona	1		
— Reck junior in Altona		1	
— Reimer, Professor in Kiel	1		
— Hofrath Carl Reinhard in Altona	1		
— Professor Reinhard in Heidelberg		1	
— Dr. Reinhold in Hamburg	1		
— Hofrath und Bibliothekar Reinwald in Meinungen		1	
— v. Reizenstein in Heidelberg	1		
Freiherr Joseph v. Retzer in Wien			1
Herr geheimer Kammerrath Ridel in Weimar		1	
— Regierungsrath Ridler in Wien	1		
— Riegel et Wiesner, Buchhändler in Nürnberg		1	
— Gustav von Rochow in Berlin			1
Frau Landräthin v. Rumohr auf Rundhoff	1		

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr v. Rumohr, Erbherr auf Rundhoff	1		
Herr Salchow in Altona –	1		
— Sander, Buchhändler in Berlin	1		
— Graf Saurau in Wien –			1
— v. Schartzhoff in Berlin –		1	
— Schaumburg et Comp., Buchhändler in Wien – –	2		1
— Obergerichts-Adv. C. Scheel in Itzehoe	1		
— Professor Schelver in Heidelberg		1	
— Pastor Schetelig in Heide –	1		
Frau Präsidentin v. Scheve in Berlin	1		
Herr Schiff, Makler in Altona –			1
Sr. Exzellenz der Herr geheime Konferenzrath und Staatsminister Graf v. Schimmelmann in Copenhagen –			1
Herr Kammerherr Graf von Schimmelmann in Wandsbeck – –			5
— Dr. juris Schleiden in Hamburg	1		
— Notarius Schleppegrell in Altona	1		
— Dr. Schmeisser in Altona –		1	
— Obergerichts-Adv. Schmidt in Altona		1	
— Schmidt, Notarius und Prok. in Altona	1		
— M. H. Schmidt, in Altona –			1
— Obergerichts-Advokat Schmidt der Ältere in Schleswig –	1		

	Gebrb.	Drkp.	Velin.
Herr Pastor Schmidt in Glücksstadt	1		
— Dr. Schmidt in Kiel	1		
— Pastor Schneider		1	
Frau Gräfin v. Schönborn in Wien	1		
Herr Graf Franz v. Schönborn in Wien			1
— — Friedrich v. Schönborn in Wien	1		
— Schönherr, Apotheker in Flensburg		1	
— Bürgermeister Schow in Apenrade	1		
— Kanzlei-Sekr. Schrader in Hadersleben		1	
— Schubothe, Buchhändl. in Copenhagen	1	3	
— Schultze in Eutin		1	
— Dr. Schumacher in Bremen	1		
— Dr. Schumacher in Hadersleben			1
— Schwan et Götz, Buchh. in Mannheim	1		
Fürst Joseph v. Schwarzenberg in Wien			1
Frau Baronin v. Sierstorff in Braunschweig			1
Herr Simon aus Leipzig in Berlin	1		
Fürst Prosper Sinzendorff in Wien			1
Herr Soltau, Kaufmann in Hamburg	6		
— Baron v. Steigentesch in Wien	1		
— E. Steinberg in Hadersleben		1	
Die Steinersche Buchh. in Winterthur		1	
Herr Dr. med. Steinheim in Altona	1		
Die Steinische Buchhandlung in Nürnberg	1		
— J. M. Steinmetz in Altona			1
— M. Stender, Zeichenmeister in Tonning		1	

	Schrb.	Drkp.	Volin.
Herr v. Sternfels in Heidelberg –	1		
— Stiller, Buchhändler in Rostock		3	
— Johann Peter Stoppel in Altona, Ritter vom Dannebrog –		1	
— Storjohann, Lotto-Assistent in Altona			1
Herr Ströhlein in Altona, Ritter vom Dannebrog – –		1	
— Professor und Rektor Stubbe in Kiel		1	
— Obergerichts-Adv. Stuhlmann in Altona	1		
— Premier-Lieutenant v. Sukow, von der Artillerie, in Rendsburg		1	
Herr Hofrath Thibaut in Heidelberg	1		
— Georg Timmermann in Flensburg	2	1	
— Tourneysen Sohn, Buchhändler in Cassel – –		1	
Zwei Ungenannte in Altona –		2	
Ein Ungenannter in Berlin –	1		
Herr Baron von Ungern-Sternberg in Heidelberg – –		1	
— Unzer, Buchhändler in Königsberg	2	4	
Herr Valentiner auf Futterkamp –			1
— Varrentrapp, Buchhändler in Frankfurt			2
— Veith, Banquier in Berlin –			1

	Schb.	Drkp.	Velin.
Frau v. Venningen, geborne v. Dalberg in Heidelberg – –	1		
Herr Doktor Völkers in Eutin –	1		
— Vogel, Studiosus in Heidelberg		1	
— Advokat Vogl in Preetz –		1	
— Advokat Vogler in Altona –		1	
Die Vollmersche Buchhandlung in Hamburg		1	
Herr M. Voſs in Altona –	1		
— Hofrath Voſs in Heidelberg	1		
— Professor Voſs in Heidelberg		1	
— Dr. med. W. Voſs in Eutin –		1	
Herr Raugraf v. Wakerbarth in Ratzeburg			1
— Professor Wagemann in Heidelberg	1		
— Major v. Wagner in Rendsburg		1	
— Kanzlei-Rath Waitz in Altona		1	
— Isaak Wall in Altona –	1		
— von Wamboldt in Heidelberg		1	
— General-Maj. v. Wegener in Friedericia	1		
— Oberfinanzrath Weisser in Stuttgardt	1		
— Wendel, Buchdrucker und Buchbinder in Rendsburg – –	1	1	
Frau Christiane Westphalen, geb. v. Axen in Hamburg – –	1		
Herr Wilder in London –	1		
— Lucas Willink in Altona –	1		

	Schrb.	Drkp.	Velin.
Herr Kammerherr v. Witzleben, Hofchef in Ploen – –			1
— F. A. Wolff in Berlin –			1
— Professor Wolff in Berlin –			1
— Doktor Wolff in Berlin –			1
— Professor Wollstein in Altona		1	
Herr Apotheker Zabel in Gera –		1	
— Professor Zelter in Berlin –			1
— von Zillnhardt in Heidelberg		1	

Druck und Papier von G. J. Göschen.

INHALT

DES ERSTEN BANDES.

An Herrn Konferenzrath Gähler.	Seite	5
Minona.	—	35
Anmerkungen zur Minona.	—	355
Ugolino.	—	379
Zwei Fragmente.	—	511

INHALT

DES ZWEITEN BANDES.

Tändeleien. - -	Seite	5
Ariadne auf Naxos. -	—	73
Der Skalde. - -	—	87
Poetisches Wäldchen.	—	113
Gott. An Klopstock - -	—	115
Die Klavierspielerin. -	—	122
Der Mai. - -	—	125
Aspasia. - -	—	128
Brautgesang der Meergöttinnen.	—	129
Das Glück der Eifersucht. -	—	130
Alcindor an Chloe. -	—	133
Die Schlummernde. -	—	135
Lied eines Mohren -	—	136

Schlachtlied. – – – – Seite 188
Unsterblichkeit. – – – – 194
Sterbelied. – – – – 198
Idana. – – – – 199
Idyllen aus den Hesperischen Gärten. – – 147
Cypern. – – – – 156
Die Najade. – – – – 160
Geschichte des Hyos. – – – 172
Die Erstlingsrose. – – – 176
Der Frühlingsabend. – – – 177
Der Abend. – – – – 179
Der Tejer. – – – – 183
Amors Kriegslist. – – – – 191
Der Blöde. – – – – 193
Paphos. – – – – 195
Hochzeit der Venus und des Bacchus. – – 199
An einen Maler. – – – – 211
Die Kundschafter. – – – – 213
Amor an die drei Schwestern. – – – 214
Herbst-Epithalamium. – – – – 216
Bacchus und Venus. – – – – 218
Schnitterlied. – – – – 221
Alpenjagd. – Seite 223 und – 259

Dianens Nymphe.	–	Seite 225
Abbadonna.	–	— 228
Der entflohene Amor.	–	— 230
Amor im Klavier.	–	— 232
Kriegslied eines dänischen Grenadiers.		— 236
Spartanisches Kriegslied.	–	— 240
Orpheus.	–	— 244
Die Herrschaft der Liebe.	–	— 247
Abel und Thirza.	–	— 248
Harmonie.	–	— 250
Der Traum.	–	— 253
Clarissa.	–	— 255
An die Nacht.	–	— 261
Grablied.	–	— 263
Genuſs des Lebens.	–	— 265
Das Lachen.	–	— 267
Der Lauscher.	–	— 268
Philinde am Nachttisch.	–	— 270
Die Seligkeit der Liebenden.	–	— 272
Philen und Daphne.	–	— 273
An die Seele.	–	— 276
Natur und Liebe.	–	— 278
Die Landlust.	–	— 280

Austritt aus dem Paradiese. — — Seite 282
Morgenlied. — — — 285
Ugolino im Kerker. — — — 286
Hosea. — — — 287

INHALT

DES DRITTEN BANDES.

Philosophie. – Seite 1

Gemeinschaftliches Princip der theoretischen und praktischen Philosophie. — 5

Theorie der Kategorieen. – — 64

Über die erste und zweite Substanz des Aristoteles. – – — 230

Litteratur. – — 249

Etwas über Shakspeare. – — 251

Über Recitativ und Arie in der italienischen Sing-Komposition. – — 352

Schreiben eines Freundes, durch den vorstehenden Aufsatz veranlafst. – — 382

PHILOSOPHIE.

GEMEINSCHAFTLICHES PRINCIP
DER
THEORETISCHEN UND PRAKTISCHEN
PHILOSOPHIE.

1802.

AN HERRN CHARLES DE VILLERS.

Wie sehr, nächst den wohlbegründeten Erwartungen Ihrer übrigen Eutiner Freunde, in deren heiterm und lehrreichem Kreise Sie mich vor zwei Sommern zuerst mit Ihrem Entwurfe einer Einleitung in die Transcendentalphilosophie für das wiedergeborne metaphysische Frankreich bekannt machten, insbesondere auch die

meinigen durch Ihre jetzt erschienene *Philosophie de Kant* übertroffen wurden, und zu welcher freudigen Theilnahme mich der Gedanke an das erweiterte Publikum so vieler Nationen berechtigte, denen in Ihrer Universalsprache diese von Phantasieen und unhaltbaren Voraussetzungen mehr als je gereinigte Philosophie nun auf einmal zugänglich ward — meine eigne Nation nicht ausgenommen, die grofsentheils immer noch erst aus französisch geschriebenen Büchern zu erfahren pflegt, was unter uns vorgeht, und wovon unter uns die Rede ist: — von allem dem müssen Sie nun schon längst in Paris die schriftliche Versicherung aus den Händen meines alten Freundes Cramer empfangen haben. Vielleicht sollte ich mich entschuldigen, dafs ich in diesen gedruckten Blättern gerade Sie von einem Mangel eben dieser gereinigten Philosophie unterhalte, von dem ich noch nicht einmal weifs, ob Sie ihn dafür erkennen werden —

von einem Mangel, den ihr nicht nur ihre erbitterten Gegner, nein, den ihr sogar viele ihrer erklärtesten Anhänger mit Heftigkeit vorwerfen — kurz, von dem Mangel eines gemeinschaftlichen Princips der theoretischen und praktischen Vernunft, zu dessen Aufstellung sich doch der unsterbliche Urheber der kritischen Philosophie in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten *) ausdrücklich anheischig gemacht zu haben schien? Ich gestehe Ihnen aber, daſs mir selbst dieser Mangel, auch wenn er nur scheinbar seyn sollte, allererst in Ihrer gedrängten Darstellung der beiden

*) „Zur Kritik einer reinen praktischen Vernunft (heifst es daselbst in der Vorrede) erfodre ich, daſs, wenn sie vollendet seyn soll, ihre Einheit mit der spekulativen in einem gemeinschaftlichen Princip zugleich müsse dargestellt werden können, weil es doch am Ende nur eine und dieselbe Vernunft seyn kann, die bloſs in der Anwendung unterschieden seyn muſs.“

Vernunft-Systeme recht fühlbar geworden ist; und ich konnte hoffen, dafs Sie, eben dieses Umstandes wegen, den Aufsatz, den ich Ihnen hier darüber zuschicke, mit desto geschärfterer Aufmerksamkeit prüfen würden. Bei einem nicht unbeträchtlichen Theile meines deutschen Publikums würde ich ohne Zweifel meinen Zweck viel besser erreicht haben, wenn ich, anstatt durch eignes Nachdenken der Quelle eines gemeinschaftlichen Princips nachzuspüren, versucht hätte, alle die Stellen, wo in den drei kritischen Systemen unsers Kant auf eine solche gemeinschaftliche Erkenntnifsquelle hingedeutet wird, unter einen einzigen Gesichtspunkt zusammenzufassen, und die Idee, die ihnen allen zum Grunde liegen mufste, mit der erforderlichen Genauigkeit und Klarheit aus ihnen zu entwickeln. So verdienstlich aber ein Versuch von der Art, wenn er gut ausfiele, unstreitig seyn würde, und so gern ich darauf rechne, dafs

sich unter den Kennern der Vernunftkritik Jemand finden möge, der sich dieſs Verdienst noch in der Folge zueigne: so lag es doch aufser meinem Plane, mich selbst darum zu bewerben. Meine Absicht war, vorzüglich auch Ihretwegen, mich so kurz als möglich zu fassen; und ich sah voraus, dafs ich, wenn ich jenen schwereren Weg einschlüge, mein Ziel nicht ohne gröſsere Umschweife würde erreichen können. Ob ich es erreicht habe, müssen Sie und Ihre Mitleser entscheiden; wenigstens wünsche ich es; und zwar wünsche ich es, wie Sie mir leicht zutrauen werden, der Sie meine Entfernung von aller schriftstellerischen Selbstsucht kennen, gewifs nicht der Mühe wegen, die ich an die Ausarbeitung einiger Bogen verwandt haben kann, sondern der Sache selbst wegen. Es wäre doch schlimm, wenn es der kritischen Philosophie wie dem Nile ergehen sollte, der seine Segnungen durch sieben groſse und tausend kleine Ströme ergofs, ohne dafs uns Jemand, bis ganz

vor kurzem, zu erzählen wuſste, wo er denn eigentlich entspringt.

I. Erfahrung, was sie sei?

Wären die Wörter, deren wir uns zur Bezeichnung unsrer Vorstellungen und Begriffe bedienen, immer von unsrer eignen Erfindung, oder das Werk unsers eignen Nachdenkens, so könnte die Schuld nur an dem Mangel unserer Aufmerksamkeit liegen, daſs wir sie, wie es täglich und stündlich von uns geschieht, auf Gegenstände anwenden, die entweder gar nicht da, oder für die doch diese Wörter ganz irrig gebrauchte Zeichen sind. Wie oft sprechen wir nicht von Dingen, die wir zuverlässig erfahren haben wollen, ohne einmal zu wissen, was Erfahrung sei, und wie sie sich von bloſser Wahrnehmung unterscheide? Wörter sind Kurrent-Münze, die wir mit der Sprache, in

der wir geboren werden, auf Glauben unsrer Väter in Empfang nehmen: im täglichen Umlaufe haben wir nur selten Anlafs, uns nach ihrem innern Gehalte zu erkundigen; wir geben sie aus, wie wir sie angenommen haben. Aber auch wenn dieser Anlafs wirklich vorhanden ist, wenn — um bei dem Worte Erfahrung, als dem Thema der gegenwärtigen Untersuchung, stehen zu bleiben — die Frage: was versteht ihr unter Erfahrung? schon wirklich in Anrege gekommen ist: haben nicht Dogmatiker und Skeptiker sich seit Jahrtausenden vergebens über die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks gestritten? Betraf nicht in unsern Zeiten die gewaltige Gährung, die Hume unter den Denkern seines Vaterlandes hervorbrachte, lediglich den Begriff, den wir mit dem Worte Erfahrung verbinden sollen? ob es überhaupt einmal möglich sei, etwas zu erfahren? ob das stolze Wort Unsre Erfahrungen im Grunde etwas anders be-

deute, als dafs wir glauben, etwas erfahren zu haben, was wir doch nicht erfahren haben, nicht erfahren können? — Denn wie wollen wir eigentlich verstanden seyn, wenn wir sagen: wir haben etwas erfahren, oder wir haben eine Erfahrung gemacht?

Erfahrung kann nur von Thatsachen gesagt werden, von Dingen, die geschehen sind, und von denen man zu wissen behauptet, wie es geschehe, dafs sie solche Thatsachen werden können. Man traut sich zu, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in dem vorliegenden Falle genau angeben zu können, und verläfst sich bei jedem andern Falle von eben der Art auf das Erfahrungsgesetz zwischen Ursache und Wirkung, das man ein für allemal für dergleichen Thatsachen entdeckt haben will. — Einen andern Sinn kann auch wirklich das Wort Erfahrung nicht haben, wenn es irgend einen Sinn haben

soll. Experimente, mit denen sich bis auf den heutigen Tag Physik, Chemie, Psychologie u. s. w. beschäftigen, zwecken immer nur darauf ab, das Gesetz zu finden, nach welchem auf eine gegebene Ursache (z. B. Sonnenschein) eine gewisse Wirkung (z. B. geschmolzenes Wachs) **nothwendig** erfolgen, und, umgekehrt, bei einer gegebenen Wirkung **nothwendig** auf die Existenz einer bestimmten vorhergegangenen Ursache (hier ist geschmolzenes Wachs, oder hier ist ein Kassendefekt, also —) zurückgeschlossen werden müsse. So lange die Physik diese **Nothwendigkeit** bei einem aufgegebenen Erfahrungsfalle nicht erkannt hat, ist sie noch immer beim Experimentiren: der Physiker hat dann blofs noch **wahrgenommen**, dafs im Sonnenschein das Wachs unter gewissen (veränderlichen) Umständen zu schmelzen **pflege**, aber er hat noch nicht **erfahren**, unter welchen Umständen und Voraussetzungen es

nothwendig sei, dafs Wachs im Sonnenschein schmelze.

Gleich hier aber strömen uns schon von allen Seiten die skeptischen Fragen entgegen: was ist Ursache? was ist Wirkung? was ist nothwendiger Zusammenhang zwischen beiden? wie war es möglich, zu erfahren, dafs dieser Zusammenhang nothwendig war? — Der Physiker, sagst du, experimentirt, um beim Schmelzen des Wachses im Sonnenschein den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, das Gesetz nach welchem die Sonne auf Wachs wirkt, zu erfahren. Wie will er das aber erfahren, wenn er von Sonne und Wachs nichts weiter kennt, als ihre Erscheinungen, oder, mit andern Worten, als die Vorstellungen, die er, auf das Zeugnifs seiner Sinne, von diesen Aufsendingen zu haben gewohnt ist? Müfste er nicht in die Aufsendinge selbst erst hinüber gegangen seyn, um sich von dem nothwendigen

Zusammenhange zu unterrichten, den diese Aufsendinge mit dem, was in ihm vorgeht, mit seinen Vorstellungen, haben, ehe er sich herausnehmen kann, von der Vorstellung auf das Aufsending, und von diesem auf jene zu schliefsen? Auf welcher Brücke hätte er denn wohl diesen Übergang gemacht? Durch welches Medium wäre er von jener zu diesem hinübergelangt? Durch das Medium seiner Sinne, sagst du? Als ob das Bewufstseyn, durch das Medium des Auges zu sehen, durch das Medium des Ohrs zu hören u. s. w., nicht eben sowohl eine Vorstellung, wie alle andre Vorstellungen von Aufsendingen, wäre. Vor allen Dingen zeige uns erst eine Möglichkeit, wie die Vorstellungen, die du dir von dem Seyn der Dinge, von dem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen aufser dir und unter einander, von den Gesetzen, die es der Sonne nothwendig machen sollen, das Wachs zu schmelzen, und dem Wachse,

von der Sonne geschmolzen zu werden, innerhalb deines denkenden Ich machst, mit dem, was in diesen Aufsendingen vorgeht, irgend eine nothwendige Übereinkunft haben können. Kannst du uns nur vor der Hand erst begreiflich machen, wie Erfahrung möglich sei, so wollen wir dir gerne den Beweis erlassen, dafs der Physiker durch Experimentiren zur Erfahrung gelange.

II. Erfahrung, wie sie möglich sei?

Schwerlich wird Jemand, der diese Bedenklichkeiten erst recht gefafst hat, so keck seyn zu behaupten, dafs die Nachfrage des Skeptikers nach der Möglichkeit der Erfahrung eine leere Sophisterei sei, die sich von selbst widerlege. Jede Berufung auf die wirkliche Erfahrung, um daraus auf die Möglichkeit derselben zurückzuschliefsen, ist ein logischer Zirkel, worin man sich herumdreht, ohne aus der Stelle zu kommen, eine *Pe-*

titio principii, wo man das als zugestanden voraussetzt, worüber noch gestritten wird. Wer sich auf seine Erfahrung beruft, dafs die Sonne das Wachs wirklich schmelze, weil er ja, um geschmolzenes Wachs zu sehen, weiter nichts nöthig habe, als dafs er es in die Sonne lege, der hat vergessen, dafs er bei seiner Berufung auf sein Sehen selbst einräume, von dem Schmelzen des Wachses in der Sonne nur so viel erfahren zu haben, als er nach seiner Art zu sehen, die im Grunde nichts mehr oder weniger, als eine gewisse Vorstellungsart ist, davon hat erfahren können. Immerhin mag das, was er beim Schmelzen des Wachses gesehen hat, mit dem, was in der Sonne und im Wachse vorgegangen ist, auf das vollkommenste übereinstimmen — welches gewifs eine sehr milde Voraussetzung ist — so ist es doch unmöglich, dafs er von dieser Übereinstimmung — ich will nicht einmal sagen, etwas erfahren, son-

dern — nur eine vernünftige Muthmafsung haben könne. Denn da er selbst zugiebt, dafs der Gesichtssinn das Medium sei, wodurch er zu der Vorstellung gekommen ist, dafs etwas zwischen den beiden Aufsendingen, Sonne und Wachs, vorgegangen sei, was ihm als eine Schmelzung erscheint, so gesteht er zugleich, dafs der wirkliche Gegenstand seiner Vorstellung nicht Sonne und Wachs unmittelbar und für sich allein, sondern Sonne und Wachs durch ein Medium sei. Nun kann aber Niemand von der Beschaffenheit eines durch ein Medium erkannten Objekts für sich allein etwas wissen, ehe er das Medium davon abgesondert hat. Wenn ich die Sonne durch das Medium eines schwarzen Glases sehe, so ist der Gegenstand meiner Vorstellung nicht die Sonne an sich selbst, sondern die Sonne durch das Medium. Sondere ich in dieser Vorstellung das Medium des geschwärzten Glases von der Sonne ab, erst dann bleibt mir in meiner Vorstellung ein

Residuum, was mir als die Sonne an sich selbst erscheint. Nun lassen sich zwar viele dergleichen Experimente, die Objekte von ihren Mediat-Vehikeln zu trennen, ohne die mindeste Schwierigkeit und mit dem besten Erfolg bei Gegenständen der Sinne anstellen. Wie will ich aber die Sinne selbst von ihren Gegenständen absondern? Wie komme ich je dahin, nach Abzug des Sinnen-Vehikels ein Residuum übrig zu behalten, was mir die das Ding an sich selbst erscheinen muss? Oder stände ich etwa in dem Wahne, dass es sich mit Objekten, die ich vermittelst der Sehestrahlen wahrnehme, eben so verhalte, wie sich die gesehene Abbildung eines Menschen zu dem gesehenen Originale verhält: so wird mich jede Optik bald eines andern belehren. Ich muss also nothwendig gestehen, dass ich von dem wirklichen Objekte meiner Sinne immer nur so viel erfahren kann, als sich durch das Medium

eben dieser Sinne davon erfahren läfst, und dafs man mich nicht etwa in ein dialektisches Netzwerk zu verwickeln meine, wenn man mir zumuthet, hinter der Vorstellung noch etwas anders zu suchen, was man aus blofsem Muthwillen (*sans rime sans raison*) das Ding an sich nenne, sondern dafs ich bei Gegenständen, die ich durch das Medium der Sinne erkenne, vernünftiger Weise gar nicht umhin kann, nach einem Dinge an sich zu fragen, welches nach Abzug des vermittelnden Sinns als das wahre Residuum übrig bleibe.

Es ist sonach ein vollkommen zweckmäfsiges Geschäft, was uns unsere Vernunft aufgiebt, vor aller weitern Nachfrage nach der Wirklichkeit der Erfahrung, und gerade als ob es keine wirkliche Erfahrung je in der Welt gegeben hätte, zu untersuchen, ob Erfahrung überhaupt auch möglich sei, und unter

welchen **Bedingungen** und Voraussetzungen sie es sei?

Ich glaube mir die Auflösung dieses Vernunft-Problems einigermafsen erleichtern zu können, wenn ich mir den Weg dazu durch ein bekanntes, und zwar uraltes, *) Gleichnifs bahne. Man hat schon

*) *Sexti Empirici Pyrrh. Hypotyp. Lib. I. §. 41. ed. Mund.* (Nach der Buhleschen Übersetzung.) „Die Spiegel zeigen nach ihrer Verschiedenheit die äufsern Gegenstände bald sehr klein, wie die Hohlspiegel; bald sehr lang und schmal, wie die konvexen Spiegel. Einige stellen den, der in den Spiegel sieht, in umgekehrter Richtung dar, den Kopf unten, und die Füfse oben. Da nun von den Gefäfsen der Augen einige bald mehr hervorstehen wegen der Konvexität, andere mehr hohl sind, andere horizontal liegen: so werden wahrscheinlich auch hierdurch die Vorstellungen verändert; und Hunde, Fische, Löwen, Menschen, Heuschrecken sehen dieselben Gegenstände weder der Gröfse, noch der Gestalt nach auf gleiche Weise, sondern so, wie das Gesichtsorgan eines jeden den Eindruck modificirt.“ (Eine ähnliche

in den frühesten Jahrhunderten der Philosophie das Gleichnifs vom Spiegel gemifsbraucht, um von unsern Vorstellungen eine falsche Vorstellung zu geben. Hier meine ich einen nicht üblen Gebrauch von einem ähnlichen Spiegel-Gleichnisse zu machen, wenn ich es auf eine Idee anwende, die es wohl verdient, dafs sie unsere ganze Aufmerksamkeit beschäftige; und der Spiegel, dessen ich mich zu dieser Absicht bedienen will, sei, der faslicheren Darstellung wegen, ein Hohlspiegel. *) Ein Hohlspiegel giebt eine

Bemerkung von Pyrrho selbst führt Diogenes Laërtius an. *Lib. IX. p.* 683. *ed. Casaub.*)

*) Ich entlehne diese Spiegel-Prosopopoeie aus einem Briefe an Herrn Geheimenrath Jacobi, den ich im Genius der Zeit (Febr. 1800) abdrukken liefs, itzt um so zuversichtlicher, da sie auch meinem Freunde de Villers die Sache, die hier abgehandelt wird, so zweckmäfsig zu verdeutlichen schien, dafs er kein Bedenken trug, in seiner *Philosophie de Kant p.* 110 f. Gebrauch davon zu machen.

ganz andere Art der Vorstellung von Gesichts-Objekten, als ein Planspiegel. Der Hohlspiegel, wenn er denken könnte, würde gewifs seine Objekte in den Objekten des Planspiegels nicht wieder erkennen. Wir aber, die wir uns beide Spiegel, des Gleichnisses wegen, als denkende Wesen denken, würden erkennen, dafs es dem Hohlspiegel unter der beharrlichen und unveränderlichen Form, die er nun einmal haben mufs, wenn er ein Hohlspiegel seyn soll, leicht möglich seyn würde, das Gesetz zu finden, nach dem alle seine Wahrnehmungen von Gesichts-Objekten in einem nothwendigen Zusammenhange, sowohl unter einander als mit der beharrlichen Hohlspiegelform seiner eignen Vorstellungsart, stehen müfsten. Es wäre unmöglich, dafs ihm je ein Objekt unter der Form eines Planspiegels, oder überall unter irgend einer andern Form als seiner eignen, erscheinen könnte. Seine anschaulichen Objekte ständen folglich durchgän-

gig unter der Idee einer Einheit, die für alle mögliche Objekte, welche ihm jemals vorkommen könnten, gleich *a priori* gesetzgebend wäre.

Gesetzt nun weiter, der Mensch erkennte in sich selbst etwas ursprünglich Faktisches und Gegebnes, was sich mit der Form eines Planspiegels, oder eines Hohlspiegels — wie ihr wollt — analog denken liefse: so würden, dünkt mich, aus dieser ursprünglichen Form des Menschen alle die Resultate hervorgehn, die uns in dem Gleichnisse eines Spiegels auffielen. Nun nehme ich es, doch nur bittweise, für erwiesen an, dafs es in der Vorstellungsart des Menschen allerdings etwas gebe, was ganz bestimmt die ursprünglich unveränderliche Einheit in seiner Art zu sehen — worunter ich alles begreife, was wir durch unsere Sinne überhaupt in Verbindung mit unserm intellektuellen Vermögen erfahren — genannt zu werden verdiene. Ich mufs also, ohne

mich länger bei Gleichnissen und Vorbegriffen aufzuhalten, itzt zur Entstehungsart der Erfahrung selbst, ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit nach, übergehen, um mir zu der Aufstellung des gemeinschaftlichen Princips, die der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes ist, freie Bahn zu machen.

III. Gesetzgebende Idee für äufsere Gegenstände, wie sie möglich sei?

Was Cartesius, sehr irrig, von der Gottheit sagte:

„die bloſse Idee, Möglichkeit einer Gottheit zu denken, macht schon, daſs die Gottheit für uns wirklich wird" —

das läſst sich, buchstäblich wahr, von der Erfahrung sagen:

„die bloſse Idee, Möglichkeit der Erfahrung zu denken, macht schon, daſs die Erfahrung für uns wirklich wird." —

Die bloſse Idee dieser Möglichkeit, aber

vollständig und mit allen ihren Bedingungen gedacht, ist weit mehr als ein *Principium cognoscendi* der Erfahrung: sie ist (mit den Scholastikern zu reden) ihr *Principium essendi* selbst. Das Innere der Natur, oder das Universum wie es an sich selbst ist, wird nach dieser kritisch berichtigten (nicht Fichtischen) Idee für mich das Äufsere, und nur das in und an ihr, was Objekt meines Erkenntnifsvermögens werden kann, oder die idealisirte Natur, für mich das Innere.

Den ausführlichen Beweis dieser kühnen Behauptung hat die Kritik der reinen Vernunft unternommen. In beständiger Beziehung auf dieselbe begnüge ich mich, ihn hier nur auf einige wenige seiner Hauptmomente zurückzuführen.

Schon gleich der erste kritisch vernünftige Gedanke, wie Erfahrung möglich sei, enthält die stillschweigende Abfertigung eines uns nur zu lange vorgespiegelten Halbgedanken, als ob wir von

den Dingen an sich etwas erfahren könnten. Das Problem, welches unsre Vernunft sich im Punkte der Erfahrung aufgiebt, betrifft nicht die unmögliche, sondern die mögliche Erfahrung. Denn wie wollten wir es, wie ich so eben aus dem Munde des Skeptikers bemerkte, wohl anfangen, von irgend einem Gegenstande unsrer Anschauung zu erfahren, wie er an sich selbst beschaffen sei, da es uns doch unmöglich ist, auch mit der lebhaftesten Einbildungskraft das Medium unsrer Sinne von ihm abzusondern? Was würde wohl von dem Gegenstande für unsre Anschauung und Erkenntniſs übrig bleiben, wenn wir alles von ihm wegdächten, was zur Anschauung selbst gehört? Zieht eure sämmtlichen Sinne von dem Gegenstande ab: was ist das Residuum? Nicht einmal das Phantasma eines Gegenstandes, geschweige irgend eine reelle Materie selbst. Wird der Hohlspiegel unsers Gleichnisses, wenn er, zugleich mit dem Planspiegel,

von dem Objekte seiner Anschauung abstrahirt, eben dadurch eine Vorstellung von dem gegenüber stehenden reellen Substrate bekommen? Läfst sich's auch nur in einem Feen-Mährchen zusammenreimen, dafs beide, in dem Augenblicke da sie ihre Vorstellung von allem abgezogen hatten, was an dem Objekte anschaulich war, nun zu ihrer Verwunderung erfuhren, wie ihren so disparaten Anschauungen immer nur ein und dasselbe gemeinschaftliche Substrat zum Grunde gelegen hatte?

Ich schränke mich sonach lediglich auf die Objekte der Sinne ein, und verstehe darunter — was sich billig von selbst verstehen sollte, wenn es nicht Menschen gäbe, die alles verstehen, nur da Einzige nicht, was sich von selbst versteht — verstehe also namentlich und ausdrücklich darunter: die äufsern Objekte, und zwar weder, wie sie an sich nach Abzug des Mediums der Sinne existiren (denn davon weifs ich nichts), noch wie sie in der

Vorstellung nach Abzug eben dieses Mediums existiren (denn das wäre ein bloſser Gédanke), sondern wie sie in der wirklichen Vorstellung meiner Sinne leiben, leben, und da sind: das Pferd als das wirkliche Pferd vorgestellt, und so auch das andere Thier, das Rind, das Federvieh, das Gartengewächs, das Weltmeer u. s. w., jedes unter der Sinnenform, unter der wir es — nicht erdichten, nicht als existirend zu erkennen wähnen, meinen, oder glauben, sondern — für wahrhaft existirend anerkennen. Und frage: wie ist von diesen Gegenständen unsrer Sinne Erfahrung möglich? wie ist es möglich, von Dingen, die zwar ihrem wirklichen Daseyn, aber nicht ihrer innern abstrakten Beschaffenheit nach von uns wahrgenommen werden können, in irgend einer Rücksicht den nothwendig wahren Zusammenhang zu erfahren?

Wären unsre Sinne ein so reines, mit sich selbst bestehendes, ursprünglich un-

wandelbares Medium der Darstellung, wie es, vergleichungsweise, die Spiegelform für den Spiegel ist, so wären diese Fragen schon *ipso facto* durch das bloſse Daseyn der Sinne beantwortet. Wir besäſsen dann an unsern Sinnen eine Einheit, die uns zum Maſsstabe für alles, was sich uns von auſsenher durch das Medium derselben darstellte, dienen könnte; wir sähen sofort eine Möglichkeit ein, etwas von äuſsern Gegenständen zu erkennen, was, sofern sie sich auf diese Einheit bezögen, und sich dadurch ausmessen lieſsen, nothwendig wahr seyn müſste. Allein es fehlt viel daran, daſs unsere Sinnen - Organe solche *organa* oder Instrumente der objektiven Erkenntniſs wären, wie wir sie für das Bedürfniſs einer nothwendig wahren Erfahrung brauchen: sie sind alle gebrechlich, veränderlich, nichts weniger als zuverlässige Maſsstäbe äuſserer Objekte. Der Gelbsüchtige sieht an eben dem Gegenstande lauter gelbe

Farben, wo der Mensch im gesunden Zustande lauter weiſse erkannte; der Eine hört in einer gewissen Verbindung der Töne die lieblichsten Akkorde, wo der Andere den unleidlichsten Miſslaut vernimmt u. s. w. Wir würden uns also auch mit den Gegenständen unsrer Sinne in eben der miſslichen Lage befinden, in die wir uns kurz vorher bei den Dingen an sich versetzt sahen: Erfahrung von ihnen würde für uns unmöglich seyn, wenn unsrer Sinnlichkeit im Ganzen nicht glücklicher Weise, bei aller übrigen Veränderlichkeit ihrer Darstellungen, doch Eine Darstellungsart eigen wäre, die gar keiner Veränderung unterworfen ist — nämlich die Vorstellungsart in Raum und Zeit.

An dem Raume haben wir einen sichern Maſsstab anschaulicher Objekte, der für alle menschliche Subjekte überall und unter allen Umständen immer der nämliche ist; und eben so unwandelbar und allgemeingültig, wie wir den Raum in seinen Aus-

messungen finden, ist auch die Zeit in den übrigen. *) Raum und Zeit sind zwar Thatsachen, aber keine empirische. Die Axiomen und Postulate sind darum, weil sie aus diesen Thatsachen hervorgehen, doch nicht weniger *a priori*. Niemand darf befürchten, dafs sich mit den Thatsachen des Raums und der Zeit etwa irgend künftig einmal auch ihr *a priori* verändern möchte. Was der, durch Vernunft-

*) Es ist sehr merkwürdig, dafs die besondere Natur des Raumes und der Zeit schon den Eleatikern Anlafs geben konnte, solche wichtige metaphysische Probleme aus der tiefsten Tiefe derselben aufzuwerfen, wie Aristoteles deren einige in seinen physischen (oder vielmehr metaphysischen) Vorlesungen (*Auscultt. Natur. Libb. VIII. cum comm. Iul. Pacii, Francof.* 1596. *Lib. IV. c.* 14.) anführt, der mit allem seinem Scharfsinne doch nicht vermögend war, sie nur einigermafsen befriedigend aufzulösen. Aber noch weit merkwürdiger ist es — wird es wohl ewig bleiben — dafs es dem menschlichen Geiste gelingen konnte, ihre transcendentale Form zu entdecken.

Erfahrung, habe ich gesagt, ist der erkannte nothwendige Zusammenhang unter den Thatsachen — läuft also, da alle Thatsachen in der Zeit geschehen, darauf hinaus, ob ich über das, was in der Zeit geschehen ist, wahr oder falsch geurtheilt habe. Nun sind aber unsere Vorstellungen, sie mögen die Objektivität der Thatsachen, oder die Subjektivität unsers bloſsen Denkens betreffen, ebenfalls etwas das in der Zeit geschieht. Und siehe, der einzige Umstand, daſs keine unsrer Vorstellungen, selbst die vom Raume nicht ausgenommen, mit einer andern zugleich existirt, sondern daſs alle successiver Natur sind, wird das wesentlichste Kriterium, wodurch wir das Objektive in ihnen von dem Subjektiven unterscheiden, ja sogar die von unserm Denken unabhängige Existenz der Aufsendinge beweisen. Das scheint widersprechend zu seyn, aber es hängt so zusammen.

Wäre nämlich das Vorher und Nachher

in der Succession unsrer Vorstellungen überall und unter allen Umständen von der Art, dafs es nur auf die Tendenz unsers Denkens ankäme, wie sie auf einander folgen sollten (z. B. die Prämissen und die Konklusion eines Schlusses): so würde bei der Beurtheilung des mannichfaltigen Inhalts derselben die Zeit selbst immer nur als Inhalt, nie als Mafs dieses Inhalts, in Anschlag kommen können. Da aber die Vorstellungen, um objektiv wahr zu seyn, dem Vorher und Nachher ihrer Objekte entsprechen müssen, die Zeitverknüpfung aber z. B. in der Thatsache eines Kanonenschusses ganz anders bestimmt ist, als in der eines Leichengefolges, oder in dem Beisammenseyn einer Tischgesellschaft: so wird auch die Succession der Vorstellungen an eben diese so verschiedenartigen Zeitverhältnisse gebunden seyn, und es wird nicht von der Gedankenfolge unsers Räsonnements abhängen, in welches Zeitmoment wir die

Wirkung des Schusses versetzen wollen, sondern wir werden die Kausalverknüpfungen, die uns in dieser Thatsache gegeben sind, genau in derjenigen Zeitordnung denken müssen, wie sie objektiv in der Zeit erfolgen. Mithin stehen unsre Vorstellungen vermittelst des Zeit-Mediums in einem nothwendigen Zusammenhange mit ihren Objekten, und diese Objekte bekommen nicht etwa ihr Daseyn von uns oder unserm Vorstellungsvermögen, sondern, umgekehrt, unser Vermögen, sie objektiv vorzustellen, hängt vielmehr von dem wirklichen Daseyn der Objekte ab.

Durch die Form der Verknüpfung, welche die Zeit von dem annimmt, was in ihr vorgeht, und nach der sich auch die Form der Verknüpfung in unsern Vorstellungen richtet, bekommt nun zwar das Mannichfaltige unsrer Vorstellungen eine durchgängig bestimmte Zeiteinheit. Allein das Mannichfaltige derselben in

einem Urtheile überhaupt, folglich auch in einem Erfahrungsurtheile, soll nicht zur Zeiteinheit, sondern zur Begriffseinheit verknüpft werden. Wie wird denn nun diese Duplicität der Einheit (wenn ich mich so ausdrücken darf) eine gemeinschaftliche Einheit der Erkenntnifs, eine Verstandeseinheit, eine Erfahrung werden können? Sie kann es nur dadurch werden, dafs beide zur Einheit eines einzigen Vernunft-Ich gehören. Eben dadurch, dafs sie ursprünglich in einem einzigen denkenden und anschauenden Subjekte zu einer synthetischen Einheit (gerade dieser Ursprünglichkeit wegen *Synthesis a priori* genannt) mit einander vereinigt sind, eben dadurch werden sie die gemeinschaftliche Grundlage einer Erkenntnifsart, in der sich alle Arten der Vorstellung, sie mögen ihren Stoff aus der Zeit oder aus dem Denkvermögen hernehmen, nach einerlei Verstandesgesetzen beurtheilen lassen. Das

bloſse Denkvermögen, auf logische Principien eingeschränkt, kann wohl Vorstellungen unter und mit einander verknüpfen, ohne sich von ihrem materiellen Inhalte Rechenschaft zu geben. Aber das Erkenntnisvermögen bedarf zu seinen Verknüpfungen noch aufserdem einer Synthesis, um die Richtigkeit seiner logischen Kombinationen zu bewähren; und durch den materiellen Inhalt, den diese Synthesis an die bloſse Vorstellung knüpft, und aus den Thatsachen der Zeit in den Verstand hinüberträgt, muſs das Erkenntnisvermögen die Realität seiner Erkenntnisse, so wie durch die Begriffsform, die der Verstand dazu hergiebt, die Verständlichkeit derselben begründen. Wäre das Faktum der Zeiteinheit nicht in dem Ich eines einzigen denkenden und erkennenden Wesens mit der Begriffseinheit ursprünglich und von oben herab verbunden, so wäre die Duplicität der Principien unvermeidlich: was *a priori* unläug-

bar wahr wäre, das könnte dem unerachtet *a posteriori* eben so unläugbar falsch seyn. Allein durch die mit sich selbst bestehende Einheit des Vernunft-Ich, in die beide synthetisch *a priori* verschmolzen sind, ist schon von oben herab dafür gesorgt, dafs alles in unserm Erkenntnifsvermögen nach einerlei Principien wahr oder falsch seyn mufs. Wenn wir z. B. die Begriffseinheit des Grundes und der Folge in einem hypothetischen Urtheile für nothwendig wahr erkennen, so wird eben diese Form eines hypothetischen Urtheils, auf das Antecedens und Konsequens in der Zeiteinheit (z. B. auf das Vorher und Nachher in einem Kanonenschusse) angewandt, nicht weniger nothwendig wahr seyn müssen. Wir werden mit der vollkommensten objektiven Wahrheit sagen können, dafs sich das Antecedens in dem vorhergehenden Zeitmomente eines Kanonenschusses genau so als Ursache zu der Wirkung in dem Kon-

sequens des nachherigen Zeitmoments verhalte, wie sich in einem hypothetischen Urtheile der Grund des Vordersatzes zu der Folge des Nachsatzes verhält; wir werden den nothwendigen Zusammenhang unter beiderlei Form, der Begriffseinheit und der Zeiteinheit, erkannt, wir werden eine Erfahrung gemacht haben.

Wie aber kamen wir denn nun dazu, diese Erfahrung zu machen? Durch die blofse Idee: denn im Grunde war sie es selbst, die uns diese Erfahrung machte. Sie gab uns in einer *Synthesis a priori*, von der sie, ehe sie sich zur kritischen Reflexion über die beiden ursprünglichen Thatsachen, Raum und Zeit, erweiterte, sich die vermittelnden Bedingungen nur gleichsam nach einem logischen Umrisse zu skizziren vermochte, ein Schema der Beurtheilung, nach dem allein es uns möglich wird, etwas von den Objekten unsrer Sinne zu erfahren. Thatsachen der

Wahrnehmung, die diesem Schema entsprechen, d. h. bei denen sich die bloſse logische Form mit der faktischen Form der Anschauung in Raum und Zeit zu einer reellen Schluſsfolge verknüpft, sind bloſs dadurch daſs sie demselben entsprechen, wirkliche Erfahrung; eine andere Art zu erfahren, als vermittelst dieses Schema, giebt es für uns nicht, und kann es nicht geben. Kopernikus hätte nicht einmal den Gedanken haben können, sich, bei der Verschiedenheit unsrer Ansichten in dem Stande der Sonne und der Planeten, zur Einheit eines fixen Standpunkts für das Ganze unsers Sonnensystems zu orientiren, und die subjektive Successionsform seiner Wahrnehmungen (denn so lange sie nicht durchgängig durch ihr Objekt bestimmt war, konnte sie nicht objektiv heiſsen) durch die objektive Kausalverknüpfung einer allgemeingültigen Zeitrechnung (des Kalenders) zu bestimmen, wenn ihm nicht dieses Schema der *Synthesis*

a priori (oder, wie er sich ausgedrückt haben wird, des nothwendigen Zusammenhangs) vorgeschwebt hätte. Durch seine Konstruktion einer reinen trigonometrischen Anschauung nach logischen Gesetzen der Begriffseinheit machte er, dafs die Natur, die sich uns hinter jener Verwickelung der Ansichten verbergen zu wollen schien, ihm gleichsam Stand halten mufste, um auf dem Wege der Erfahrung von uns erkannt zu werden. Für die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt, die je gemacht ist, je gemacht werden wird, selbst der trivialsten, ist das Schema der *Synthesis a priori* das einzige konstitutive Gesetz. Wo der Gedanke sich nicht mit der Realität zu einer Schlufsfolge, bei der beide einander bestätigen, verknüpft, da kann die Spekulation durch ihre Sublimität vielleicht unsere Bewunderung verdienen, aber unsere Erkenntnifs durch die blofse Spekulation ohne Synthesis zu erweitern, ist unmöglich. Für die Wirklichkeit hingegen,

eine Übereinstimmung der empirischen Verknüpfung (z. B. zwischen dem Magnet und dem Eisen) mit dem Schema zu Stande zu bringen, ist das Gesetz der Synthesis nur regulativ, um da, wo die Erfahrung noch nicht gemacht ist, immer weiter zu experimentiren. Wir stehen mit unsern Wahrnehmungen von der Attraktion des Magnets, so lange wir diese nothwendige Übereinstimmung nicht entdeckt haben werden, nur noch bei dem Versuche; und Erfahrung werden diese Experimente der Entdeckung nur dann erst geworden seyn, wenn die Resultate derselben dem Schema der *Synthesis a priori* nach allen Kategorien überhaupt, und jeder derselben insbesondere, entsprechen werden.

IV. Architektonische Idee eines Weltganzen.

Wenn nun aber die ganze Welt der Erfahrung, die vor dem innern Auge meines

Geistes aufgegangen ist, in ihrer höchsten Vollkommenheit einer mechanischen Natur-Ordnung, wo mit sichtbarer Zweckmäfsigkeit jedes Rad in das andere greift, vor mir dasteht; wenn Magnetismus, Galvanismus, Elektricismus, und jedes andere Aggregat empirischer Wahrnehmungen sich zur reinsten Synthesis (der transcendentalen Zeitform mit der logischen Form des Gesetzes) verknüpft hat; wenn alles durchexperimentirt, alles durcherfahren ist: wie denn weiter? Das schlechthin Äufsere (gleichsam das Chaos) der Naturmaterie auf der einen Seite vor mir aufgestellt und geordnet: auf der andern gegenüber Ich selbst dastehend, das Vernunft-Ich, der ich der rohen Materie diese für meinen technischen Gebrauch so zweckmäfsige reine Form ganz aus mir selbst gegeben habe (woran ich aber, allem Ansehen nach, wohl eine ganze Ewigkeit hindurch zu ordnen haben kann, ehe ich mit der Synthesis der möglichen Erfahrung fertig

bin? — Welchen vernünftigen Zweck kann doch wohl dieses ewige Ordnen der Natur nach Begriffen an sich selbst haben? Das bloſse Daseyn einer Uhr wird ganz zwecklos, wenn nicht auch ein vernünftiges Wesen existirt, was Gebrauch von der Uhr machen kann. Welchen Werth würde aber wohl beides, die Uhr sowohl als das vernünftige Wesen, seinem bloſsen Daseyn nach, haben, wenn weiter nichts als die Bestimmung der Zeit der letzte und höchste Zweck des Uhrbesitzers wäre? Was hilft's mir, daſs ich auf ein Haar zu bestimmen weiſs, wie es in der Zeit ist, wenn ich die Zeit selbst schlecht anwende? Wie kann ich aber wissen, ob ich sie gut anwende, wenn ich sie nicht auf den Begriff des Zweckes beziehe? Nur durch Zwecke, die eine Beziehung auf Gut und Böse, nicht bloſs auf Daseyn und Gewesenseyn, haben, bekommen meine Erkenntnisse einen Werth, den ihnen die Erfahrung allein nie geben kann. Der

Gegenstand der Erfahrung ist Wahrheit, ein für sich allein betrachtet weder guter noch böser Gegenstand. Durch den Zweck, den ich mit der Erkenntnifs der Wahrheit verbinde, kann diese Wahrheit entweder gut oder böse für mich werden. Der Zweck selbst aber wird ein an sich, nicht blofs für mich, sofern ich existire (vegetire), guter Zweck, wenn er das Gute nur darum zum Gegenstande hat, weil es gut ist; da, wo es nicht diesen schlechthin reinen Gegenstand hat, sondern sich immer wieder auf das blofse Daseyn, d. h. am Ende, auf mein eignes Daseyn bezieht, ist er nicht der an sich selbst gute Zweck, sondern der Zweck für ein *Bonum mihi.*

Die Idee eines Wesens, das sich nur in so fern seiner Existenz würdig erkennt, als es durch sein Daseyn etwas bewirkt, was an sich selbst gut ist — welch eine Idee! Nach welchen Gesetzen wäre ein solches Wesen möglich? unter welchen

Voraussetzungen und Bedingungen? Eine Aufgabe, die mit jener im zweiten Abschnitte völlig einerlei ist, nur dass sie da einen andern Gegenstand hatte. Dort war dieser Gegenstand die Möglichkeit der Erfahrung: hier betrifft er die Möglichkeit dessen, was an sich selbst gut ist. Dort fand die Vernunft die Gesetze für Wahrheit überhaupt in sich selbst, bedurfte aber einer Thatsache *a priori* (der Raum- und Zeit-Einheit), um sie auf Erfahrungsobjekte anwendbar zu machen. Auch hier fehlt es der Vernunft nicht an Gesetzen, die sie in sich selbst findet, um sich etwas zu denken, was an sich gut sei: aber wo ist das Factum *a priori*, um diese Gesetze anwendbar zu machen? Was hilft alle Spekulation über die Beschaffenheit eines Willens, der sich nicht nach empirischen, sondern durchaus reinen Zwecken, Motiven, und Gesetzen bestimme, wenn es unbegreiflich ist, wie ein solcher Wille

möglich seyn könne? Denn wie läfst sich's wohl durch die blofse Idee bewirken, dafs ich, der ich mich als ein existirendes Wesen den transcendentalen Gesetzen der Natur-Kausalität untergeordnet erkenne, etwas wollen könne, was nach einem ganz andern Gesetze, als dem der Natur-Kausalität, erfolgen müfste, wenn mein Wille sich schlechthin *a priori* sollte bestimmen können? Wäre der menschliche Wille, wie er es seinem blofsen Daseyn nach in der Reihe der übrigen Naturwirkungen nothwendig seyn mufs, durch lauter Gesetze des transcendentalen Denkens, so wie wir sie oben unter dem Schema der reinen Synthesis ausgemittelt haben, bestimmbar: so wäre ja das *Principium essendi* für die Möglichkeit des Wollens schon in dem für die Möglichkeit der Erfahrung zugleich mit enthalten, und folglich, ohne dafs es noch einer weitern Untersuchung bedürfte, ein gemeinschaftliches Princip der prak-

tischen sowohl als der theoretischen Philosophie. Dann aber würde die Nachfrage nach der Möglichkeit eines reinen Willens ein ganz müssiges Problem seyn, das von selbst wegfiele, da ein reiner Wille unmöglich seyn würde.

Hier tritt nun abermals ein *Datum a priori* zu einer reinen Synthesis zwischen Vernunft und Willen in die Mitte, bei dem jedoch das *Principium essendi* für die Möglichkeit der Erfahrung nicht nur alle seine Anwendbarkeit verliert, sondern sogar damit, dem ersten Anscheine nach, in offenbarem Widerspruche steht: nämlich das Factum *a priori* der Freiheit. Der Wille ist uns als ein ursprünglich freier Wille gegeben, so wie die Form des Raums und der Zeit uns oben als eine ursprünglich reine Form der Anschauung gegeben war. Es bedarf also nur der Anwendung der gesetzlichen Idee eines Zweckes an sich selbst auf diefs faktische Me-

dium *a priori* der Freiheit, um zu begreifen, wie ein schlechthin reiner Wille möglich sei. Das Faktum selbst, dafs Freiheit etwas ursprünglich *a priori* Gegebenes sei, nehme ich auch hier für erwiesen an, so wie ich vorher die faktische Ursprünglichkeit und Apriorität des Raums und der Zeit ohne weitern Beweis anerkannte.

Vorausgesetzt also, dafs der Wille frei sei, so werden die logischen Gesetze, die aller transcendentalen *) Form der Beur-

*) Es ist zu verwundern, dafs es scharfsinnige Logiker (unter denen ich hier nur den seligen Maimon nennen will) gegeben hat, die es gerade umkehren, und die transcendentalen Gesetze nicht aus der Logik, sondern diese aus jenen, deduciren wollen. Allein der Satz des Widerspruchs ist nicht darum wahr, weil das transcendentale Ich ihn für wahr erkennt: er hat seine Wahrheit in sich selbst, und unabhängig von irgend einem Ich oder Du, dessen Art zu seyn neben den Bedingungen der allgemeinen Vernunft zugleich auf faktischen, speciellen, und eben darum

theilung, mithin auch der Beurtheilung moralischer Gegenstände vorangehen, sich keinesweges auf das Medium des Raums und der Zeit, auch nicht direkt auf die Erscheinung imputabler Handlungen, (wie denn auch im Punkte der Erfahrung sich die Kategorieen nicht direkt auf das was geschieht, sondern auf die bestimmte Form der Zeit, in der es geschieht, bezogen), wohl aber auf das Medium *a priori* der Freiheit, wodurch diese Handlungen ihre Imputabilität erlangen, beziehen müssen. Um mir eine Handlung so zu denken, dafs der innere Gesetzgeber und Richter in mir sie mir als eine schlechthin und an sich selbst gute Handlung zurechnen könne, mufs sie der Quantität nach für alle mo-

der sich selbst überlassenen allgemeinen Vernunft nicht durch und aus sich selbst erkennbaren, erst nachdem sie ihr anders woher, obgleich auch *a priori*, gegeben waren, von ihr wirklich erkannten d. h. transcendentalen Bedingungen beruht.

ralische Wesen (sowohl subjektiv als objektiv), der Qualität nach im höchsten Grade, der Relation nach in Beziehung auf eine intelligible Weltordnung, und der Modalität nach mit absoluter moralischer Nothwendigkeit gut seyn. Die Möglichkeit aber, eine Handlung zu seyn, auf die sich diese logischen Gesetze der Quantität, Qualität, Relation, und Modalität anwenden lassen, entspringt ihr lediglich aus der Thatsache *a priori* der Freiheit. Der Wille ist frei: also kann er sich in einer Alternative von Gesetzen, von denen das eine aus der Natur des Menschen, das andere aus der Freiheit seines Willens hergenommen ist, durch das letztere, mit Hintansetzung des erstern, bestimmen lassen.

Aus eben dieser Möglichkeit der Vernunft, *a priori* gesetzgebend für den freien Willen zu seyn, entspringt überdem noch eine andre: die architektonische eines Weltganzen, das zugleich nach einer

physischen und nach einer moralischen Weltordnung existirt. Aus der bloſsen Idee, daſs eine Welt, um ein Vernunftganzes zu seyn, nicht nur existiren, sondern auch für irgend einen absoluten Zweck existiren müsse, gingen die Gesetze hervor, nach denen wir ein solches Weltganzes beurtheilen müſsten, wenn es wirklich seyn sollte. Durch die Anwendung dieser Idee auf das anderswoher gegebne Medium der Freiheit wird es der Vernunft zugleich möglich, sich das System eines Weltganzen zu machen, innerhalb dessen sie auf eben die Art für eine moralische Ordnung der Dinge gesetzgebend wird, wie sie es dort für eine physische Ordnung derselben ward.

Ich setze nur noch hinzu, daſs in dieser architektonisch systematischen Anordnung der praktischen Vernunft eine zwiefache Synthesis enthalten sei, je nachdem sich die gesetzgebende Idee vermittelst des Freiheitsbegriffs entweder auf den Begriff

der Pflicht, oder auf den des Rechts bezieht; mithin eine durchgängige Reduktion dieser beiden letztern Begriffe auf ihre ursprüngliche Synthesis vor sich gehen müsse, so oft es darauf ankommt, in Sachen der praktischen Vernunft das nothwendig Wahre von dem scheinbar Wahren zu unterscheiden. So giebt es besonders in der Metaphysik des Rechts *) eine

*) Alle Metaphysik bezieht sich auf Physik (im weitesten Verstande): denn die Erscheinungen unserer physischen und moralischen Welt sind der natürliche Grund und Boden, auf dem sie sich anbaut, nicht um von dem, was physisch und moralisch erscheint, dogmatisch den Aufschluss zu geben, wie es an sich selbst ist, und warum alles nothwendig so an sich selbst seyn musste, und nicht anders seyn konnte — das hiesse die Grenzen unsers menschlichen Wissens nicht metaphysisch, sondern hyperphysisch und über die Menschheit hinaus erweitern — sondern um unsere Ansicht der Erscheinungen so zu berichtigen, wie es theoretisch am wahrsten, und praktisch am würdigsten mit den Thatsachen unsrer Vernunft übereinstimmt,

Menge aus dem gemeinen Leben abstrahirter Verknüpfungen, z. B. unter der Rubrik des Eigenthumsrechts, des Eherechts, des Erbrechts, des Staatsrechts u. s. w., wo des Streitens über die letzten Rechtsgründe kein Ende ist, wenn man sie, diese empirischen Verknüpfungen, nicht auf ihre reine Synthesis zu reduciren weifs. Eine detaillirtere Auseinandersetzung würde mich hier zu weit führen, auch ohnehin überflüssig seyn für Leser, wie ich sie, wenn ich meine Absicht nicht ganz verfehlen sollte, ein für allemal habe voraussetzen müssen, die nämlich mit der Materie der Metaphysik der Sitten schon vollständig bekannt wären, und nur vielleicht noch eines wiederholten Fingerzeigs auf die ursprüngliche Organisationsform derselben bedurften, um sich

deren wir *a priori* nicht weniger gewifs sind, als wir *a posteriori* es jemals von den Thatsachen der Erscheinungswelt seyn oder werden können.

selbst zu verstehen; denen daher mehr mit dem bloſsen Faden des Räsonnements, als mit der nochmaligen Abwickelung des ganzen Knäuels, gedient seyn muſste.

V. Gemeinschaftliches Princip der theoretischen und praktischen Philosophie.

Aus dem bisher gesagten ergiebt sich, daſs unserer Vernunft, unter den vielen andern Ideen, deren sie fähig ist, auch eine gesetzgebende für Gegenstände der Erfahrung sowohl als der Sitten beiwohne. Allein es ist nicht daraus zu ersehen, wie diese Idee das gemeinschaftliche Princip für zwei so verschiedenartige Systeme seyn könne, als theoretische und praktische Philosophie sind, von denen die eine alles auf Natur-Mechanismus, die andere alles auf einen ganz entgegengesetzten Begriff, auf den Begriff der Freiheit, zurückführt. Betrachtet man jeden dieser beiden Grundbegriffe als das eigen-

thümliche Princip eines andern Systems, was er auch im eigentlichsten Verstande ist, so dürfte sich schwerlich auf den ersten Anblick errathen lassen, woher das gemeinschaftliche dritte Princip kommen sollte, das zwei so streitige Principien, gleich zwei an der Oberfläche weit von einander geschiedenen Stammwurzeln, die tiefer unten in eine einzige Herzwurzel zusammenlaufen, zur Einheit eines Ganzen vereinigen könnte. Und doch giebt es allerdings ein solches drittes.

Nicht ohne Ursache leitete der Erfinder der kritischen oder Transcendentalphilosophie seine grofse Reform mit der höchst wichtigen, aber von sehr vielen Lesern bis auf den heutigen Tag kaum halb verstandenen, Frage ein: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? wie ist es möglich, vor aller Wahrnehmung eines Gegenstandes überhaupt (*a parte ante*) über das Seyn oder Nichtseyn irgend eines Gegenstandes zu urthei-

len? Wie *Synthesis* nach der Wahrnehmung (*a parte post*) möglich sei? brauchte nicht gefragt zu werden; denn was ich in Raum und Zeit wahrnehme, ist schon ein Objekt, das sich mit einem bereits vorhandenen Erfahrungsbegriffe synthetisch verknüpfen läfst; wenn ich Peter oder Paul wahrnehme, so ist mir der Begriff Mensch schon gegeben: aber wie ist diese Verknüpfung *a priori* möglich? wo ist das Faktum *a priori*, das dem Begriff *a priori* entspräche? Man sah wohl, dafs *Synthesis a priori* in der Kritik der praktischen Vernunft noch eben die Rolle fortsetzte, mit der sie in der Kritik der theoretischen Vernunft aufgetreten war; auch konnte Niemand sich einfallen lassen, etwas bedenkliches dabei zu finden, da ja auch in der Kritik der praktischen Vernunft von Gegenständen die Rede war, die nach intellektuellen Gesetzen zur Wirklichkeit kommen sollten. An die Haupt-Idee aber, nach

der diese *Synthesis a priori* das gemeinschaftliche Band für beide kritische Systeme ward, dachte man so wenig, dafs man sogar nach und nach anfing, den Schlufsstein *), der noch zur gänzlichen architektonischen Vollendung des kritischen Doppelgebäudes fehlte, nämlich den Begriff der Freiheit, für das gemeinschaftliche Princip selbst zu halten, und sich blofs defswegen auf eine ganz falsche Fährte verirrte. Man übersah die triftigen Gründe, aus denen der Urheber der kritischen Philosophie es gleich Anfangs für unmöglich erklärt hatte, dafs der Begriff der Freiheit sich auch auf den theoretischen Theil derselben sollte ausdehnen können; und wir bekamen, aller dieser Warnungen ungeachtet, eine theoretische Philosophie der Freiheit, nach der sich auch eine Uhr für frei halten

*) S. die Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft.

könnte, wenn sie im Stande wäre, über ihren eignen Mechanismus zu reflektiren. Und so ist es denn desto weniger befremdlich, dafs *Synthesis a priori* fast nur noch beiläufig, und als ein Begriff, der eigentlich nur in der Kritik der theoretischen Vernunft Sitz und Stimme hätte, in Betrachtung kam.

Allein ein Begriff von einem so ursprünglichen Range, wie *Synthesis a priori*, wird seiner angestammten Würde darum noch nicht verlustig, weil ihm nicht Jedermann sie ansieht. Die Kritik selbst hat ihn keinen Augenblick als die gemeinschaftliche Erkenntnifsquelle, oder mit andern Worten, als das gemeinschaftliche Princip und allgemeine Bindungsmittel für beide Systeme aus den Augen verloren; und es bedarf nur einiger Aufmerksamkeit, um es überall, wo nothwendige Verknüpfung eines Objekts mit einem Begriffe die Losung ist, dafür zu erkennen.

Alle Erkenntnifs betrifft die Frage: ob

das, was ich mir von dem Gegenstande meiner Vorstellung denke, wahr oder falsch sei? Wie will ich nun diese Frage beantworten, wenn ich keine Regel, kein Kriterium habe, woran ich die falsche Verknüpfung eines Gegenstandes mit meiner Vorstellung von der wahren unterscheiden kann? Wo wollte ich aber diese Regel wohl hernehmen, wenn ich, wie ich mich oben ausdrückte, aus mir selbst herausgehen müfste, um sie zu suchen? wenn ich sie nicht in mir selbst, und zwar, da das logische Denken hier nicht zureicht, sondern eines Faktums bedarf, zugleich dieses Faktum in einer *Synthesis a priori* fände, die für alle mögliche Verknüpfungen von eben der Art gilt?

In der theoretischen Philosophie, wo von wahren oder falschen Verknüpfungen physischer Gegenstände mit meinen Vorstellungen die Rede ist, mufs alle empirische Verknüpfung auf *Synthesis a priori*

zwischen dem Gesetze und der ursprünglichen Anschauung des Raums und der Zeit zurückgeführt werden. Nur diejenige Erkenntnifs, die nach diesem allgemeinen Mafsstabe durchgängig und unveränderlich bestimmt ist, kann eine objektiv-wahre von Gegenständen der Erfahrung seyn.

In der praktischen Philosophie, wo es auf Verknüpfung moralischer Objekte — diefs Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen — mit meinen Vorstellungen ankommt, und wo ich wissen will, ob das, was ich davon denke, wahr oder falsch sei, mufs alles auf *Synthesis a priori* zwischen der gesetzgebenden Vernunft und der ursprünglichen Thatsache der Freiheit reducirt werden. Überall, wo von Imputabilität die Frage ist, steht das Faktum der Freiheit in unserm Selbstbewufstseyn dem Gesetze als Korrelat gegenüber; und ohne diese Synthesis giebt es keine Antwort. Wären

wir uns nicht bewufst, dafs es von unserer eignen freien Wahl abhängt, ob wir das erkannte Gute thun, und das erkannte Böse lassen wollen, so würde die Frage: wie wir wohl eigentlich handeln würden, wenn das an sich selbst oder absolut Gute der wohlverstandene letzte Zweck aller unserer Handlungen wäre? eine müssige Spekulation, und Moral zwar ein schöner Gedanke seyn, den wir bewundern könnten, dafs wir ihn hätten, der aber zu unserer Seligkeit weder in diesem noch in jenem Leben etwas beitrüge. Blofs dadurch, dafs Freiheit eine Synthesis, ein Faktum, und zwar ein imputables ist, das dem Vernunftgesetze seine Ausführbarkeit giebt: blofs dadurch wird die Doktrin der Moral und des Rechts wahre objektiv gültige Metaphysik; und einen andern Grund konnte auch Kant nicht haben, da er sie, aller bisherigen Rangordnung zuwider, unter diesem Titel in die Philosophie einführte.

Da also der Begriff der Imputabilität hier nicht weniger praktisch unmöglich seyn würde, wie dort der Begriff der Erfahrung theoretisch unmöglich war, wenn sich die Spekulation über diese beiden Begriffe nicht durch Synthesis realisirte, Synthesis selbst aber *a posteriori* keine Realität hat, wenn nicht *Synthesis a priori* vorhergeht, so stehen beide unter einem gemeinschaftlichen Princip, das so lautet:

Ein jeder (physischer oder moralischer) Gegenstand ist nothwendig bedingt durch *Synthesis a priori.*

In dem einen sowohl als in dem andern Systeme unsers Wissens ist es folglich immer *Synthesis a priori*, vermittelst dessen die objektive Wahrheit, im Gegensatze der blofs subjektiven, erkannt wird und für uns da ist. Das einzige Kriterium, wodurch ich in beiden Fällen Wahrheit erkenne, ist die Möglich-

keit ihrer Reduktion auf *Synthesis a priori*. Mithin ist *Synthesis a priori* das gemeinschaftliche Princip der Erkenntnifs für Gegenstände der theoretischen und praktischen Vernunft; und vermittelst dieser *Synthesis a priori* macht die gesetzgebende Idee, dafs diese verschiedenen Gegenstände für uns wirklich werden. Kein Philosoph hat vor unserm Kant auch nur von ferne eine Ahnung davon gehabt, dafs es ein ursprünglich synthetisches Kriterium der objektiven Wahrheit in uns selbst geben könne. Wohl mochte die Vernunftkritik — geflissentlich sage ich es am Schlusse meiner Schrift noch einmal — ihr lehrreiches Geschäft mit der originalen Aufgabe anfangen: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich?

THEORIE
DER
KATEGORIE'EN.
1795.

VORBERICHT.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift ist mit den besten Kunstrichtern unsrer Zeit vollkommen überzeugt, dafs sich über die Popularisirung philosophischer Systeme sehr viel — für und wider sagen lasse. Er findet die Bemühungen englischer und französischer Schriftsteller, die durch dieses Mittel die Werke ihrer tiefsten Denker auch den bessern Köpfen aufserhalb der Schule zugänglich zu machen

wissen, der gröfsten Nacheiferung würdig, aber nur unter der Bedingung, dafs die Begriffe, die dadurch in Umlauf gebracht werden, den Geist des Systems, nicht den todten Buchstaben ausdrücken, dafs sie hell und fruchtbar sind, dafs sie ein Interesse für die Menschheit haben, dafs nicht der barbarische Zweck der Verdunkelung, sondern die wohlthätigen, die glorreichen Zwecke der Verdeutlichung der Aufklärung durch sie befördert werden.

Aufs Lehren und Lernen kann es bei kleinen journalistischen Aufsätzen nur selten angesehen seyn. Lernen kann Niemand ein System, als wer es im Zusammenhange studirt. Aber man kann sich die Erlernung desselben erleichtern, wenn man sich von einzelnen Theilen, die das Studium vorzüglich erschweren, eine vorläufige Übersicht verschafft hat.

Die gegenwärtige Schrift war Anfangs für ein Journal vermischten Inhalts bestimmt, und sollte sich in einem mittlern

Tone zwischen dem populären und dem Lehrton des Katheders erhalten. Sie sollte die Kategorieen aus den Principien selbst entwickeln, und doch zugleich denen verständlich seyn, denen nichts schwerer wird, als zu den Principien hinanzusteigen. Sie sollte sich mit strenger Treue an das System anschliefsen, und durfte doch, als ein aus dem Ganzen gehobnes Bruchstück, von den Hauptstücken der transcendentalen Ästhetik und des Schematismus kaum einmal bittweise Gebrauch machen: eine Verlegenheit, die der Bemerkung der Kenner, besonders da, wo Grundsätze zu beweisen waren, nicht entgehen wird.

Der Verfasser wünscht mehr, als er hofft, dafs es ihm gelungen sei, so vielen Schwierigkeiten auszuweichen, ohne seine dreifache Absicht einer kurzen, lesbaren, und doch nicht oberflächlichen Darstellung zu verfehlen.

EINLEITUNG.

Nach allem, was bisher zur Erläuterung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft geschrieben worden, lehrt doch die Erfahrung, dafs kein Theil dieses Systems so häufig mifsverstanden, oder vielmehr gar nicht verstanden wird, als das Hauptstück von den Formen der objektiven Erkenntnifs, oder den Kategorieen. Nicht etwa nur Leser oder Leserinnen, die sich, des abstrakten Denkens ungewohnt, aus den Blumengefilden einer ganz andern Lesewelt zwischen die jähen Felswände der Vernunftkritik (allenfalls der sonderbaren Aussicht wegen) versteigen, sondern auch Denker von Profession, auch wahrheitsliebende Selbstforscher gestehen, dafs es

ihnen noch immer äufserst schwer falle, sich von diesen Formen einen lebendigen, vom Schleier der Terminologie enthüllten, und dennoch rund und deutlich bestimmten Begriff zu machen. Ich habe einen berühmten Professor der Logik gekannt, der die Kantische Deduktion der Kategorieen ausdrücklich in der Absicht gelesen hatte, um darüber zu schreiben, und am Ende mit Kopfschütteln und in einem komisch-ärgerlichen Tone die ausnehmende Genügsamkeit des Königsbergischen Reformators bewunderte, dafs er die Zahl der Kategorieen, anstatt auf 4, oder 12, oder 16, nicht lieber auf 365, und bei Schaltjahren noch auf eins darüber, gesetzt hatte. Von denen, die bei den Formen des Denkens sogleich an Schrot- und Kugelformen, an Gipspasten, an Druckpressen, an Weberstühle, und andere dergleichen äufsere Formen der Materie, oft nicht ohne treffenden Scharfsinn, denken, will ich hier nicht einmal erwähnen.

Man erleichtert sich zuweilen die Übersicht eines grofsen, verwickelten, und schwer zu umfassenden Ganzen blofs dadurch, dafs man die Haupttheile desselben näher in Gedanken an einander rückt. Ein zufälliger Schatten, mit dem sich die Lichtmassen einzelner Partieen kontrastiren, bringt nicht selten in einer reichhaltigen Komposition Wirkungen hervor, auf die der Künstler bei dem ersten Überschlage seines Werkes kaum gerechnet hatte. Meine Wünsche sind erreicht, wenn ich nur durch die nähere Zusammenstellung der Theile, durch den Abstich des Lichts und des Schattens, zur leichtern Beurtheilung des unsterblichen Werks, das seit einigen Jahren so viele Köpfe und Hände in und aufser Deutschland beschäftigt, etwas beigetragen habe: das Verdienst der Kürze wird meine Darstellung auf jeden Fall haben.

Ich gehe von einem Zustande des Denkens aus, der allen wachenden Menschen gemein ist, nämlich von dem Zustande

des Wachens selbst, und kontrastire diesen Zustand mit einem andern, den sich auch der Weiseste von Zeit zu Zeit gefallen lassen muſs — nicht etwa mit dem Schlafe, wie es vielleicht Einige erwarten, die sich den Abstand lieber zu groſs als zu klein denken möchten, sondern mit einem dem Schlafe zwar nahe verwandten, aber gleichwohl nicht mit ihm zu verwechselnden Zustande, einem Zustande, der bei aller seiner Formlosigkeit doch wenigstens auf einige Grade des Bewuſstseyns Anspruch machen kann — kurz, dem Zustande des Träumens.

Es wäre eben so überflüssig als zwecklos, von dem seltsamen Kapriccio, der in der Stunde des leichten Schlummers seinen launigten Zepter über uns schwingt, eine weitläuftige Beschreibung voranzuschicken: jeder Leser kennt ihn aus eigner, angenehmer oder unangenehmer, Erfahrung zur Gnüge. Hier sei es mir genug, an die unbegreifliche Leichtigkeit und Behendig-

keit zu erinnern, mit der dieser phantastische Genius der Träume, ohne sich an irgend eine Regel des Verstandes oder der Vernunft zu binden, von einem Gegenstande auf den andern überspringt, und die Gestalten der Dinge unter allen ersinnlichen Formen in grotesker Mannichfaltigkeit unter einander mischt. Um von einem so unbestimmten Gegenstande doch irgend etwas bestimmtes zu sagen, so gebe ich dem konsequentesten Träumer in der Welt zu erwägen, ob er sich wohl getraue, nur zwanzig Minuten hinter einander eine Summe Geldes nach einem feststehenden Münzfuſse und nach den einfachsten Gesetzen der Quantität im Traume zu zählen? Meines wenigen Ermessens möchte es, wenn vom Wechselgeschäfte eines Traumes die Frage ist, weit eher Regel seyn, die Dukaten mit kupfernen Dreiern zu verwechseln, als sie gegen einander umzuwechseln.

Im Zustande des Wachens ist das alles ganz anders. Wer da nicht auf seine Ge-

Wahr mit offnen Augen träumen will, den wird schon das Bewufstseyn seines persönlichen Interesse in die Nothwendigkeit setzen, die Objekte auf einen gemeingültigen, stehenbleibenden Mafsstab zurück zu führen. Er wird bald gewahr werden, dafs es, um nicht Scheidemünze für Gold hinzunehmen, Gesetze der Beurtheilung geben müsse, die nicht von seiner Willkühr abhangen, und die er nie aus dem Gesichte verlieren kann, ohne sich theils selbst zu seinem grofsen Schaden mifszuverstehen, theils von Andern mifsverstanden zu werden. Das Daseyn irgend einer unabänderlichen und nothwendig zum Grunde liegenden Form der Beurtheilung dringt sich seinem ganzen Selbstbewufstseyn unwiderstehlich auf. Die einzige Frage kann nur die seyn, ob er den Mafsstab in sich, oder aufser sich suchen soll?

So viel sieht er nun wohl gleich bey der ersten und oberflächlichsten Untersuchung ein, dafs z. B. eine Elle, ein

Pfundgewicht, oder irgend ein anderes äufseres Mafs der Dinge, aufhören würde ein Mafs zu seyn, wenn nicht etwas anderes hinginge, was diese Sachen zu Mitteln einer gemeingültigen Ausmessung macht. Messen und Rechnen lernt der Mensch nicht dadurch, dafs ihm die Erfahrung Gegenstände darbietet, die sich messen, berechnen, oder zu Mitteln des Messens und Berechnens brauchen lassen; sonst würde der Schäferhund eben so nothwendig zählen lernen, als der Schäfer, und die Henne müfste eben so gut wissen, wie viele Eier sie gelegt hat, als die Bäurin es weifs: sondern er bringt die Gabe dazu ursprünglich mit auf die Welt. In dem Eindrucke, den ein Gegenstand, z. B. ein Wald, auf unser Bewufstseyn macht, steht nichts davon geschrieben, dafs sich die Bäume, aus denen der Wald besteht, auch zählen und messen lassen, so wenig als bei der zweiten, dritten, oder zwanzigsten Wiederholung eines Siegelabdrucks

irgend etwas Ähnliches mit einer Zahl zum Vorschein kommt. Die Gabe des Zählens, oder die Zurückführung verschiedener Gegenstände auf ein beharrliches, in Gedanken zum Grunde liegendes Mafs der Einheit ist ein Eigenthum des denkenden Wesens, das aus dem innern Schatze des Selbstbewufstseyns zu den äufsern Eindrücken der Sinne hinzukommt.

Man hat schon viel gewonnen, wenn man weifs, wovon die Rede ist. Einen Otaheitier mufs man nicht nach dem Princip der Ordnung in den Bewegungen des Zeigers an einer Uhr fragen. Hat er sich aber schon Begriffe von Räderwerk und Stahlfeder, und von dem Antheile, den jedes dieser Dinge an den Bewegungen des Ganzen hat, gemacht, so wird es ihm leicht begreiflich werden, dafs der Künstler von einem Princip der Übereinstimmung des Verschiedenartigen (der Räder, der Kette, der Feder u. s. w.) zur Hervorbringung eines Ganzen (der Uhr),

oder, mit andern Worten, von einem Princip der Einheit ausging, da er die Maschine einer Uhr erfand. Wäre der fremde Mann vollends schon in die Kenntnifs der bewegenden Kräfte und in die Principien ihrer Verknüpfung eingeweiht, so würde es ihm ein Leichtes seyn, sich unter der Idee einer Uhr ein Schema von Uhren überhaupt zu machen, worin die Formen der bewegenden Kräfte mit den Formen der bewegten durchgängig in der vollkommensten Harmonie ständen, die Aufgabe möchte nun eine Cylinder- oder Spindel- oder irgend eine andere Art von Feder-Uhren betreffen.

Wir sind mit unserer Einsicht in das Innere der Natur viel weiter zurück, als der Otaheitier mit seinem Begriffe von dem Mechanismus der Uhr. Er hatte am Ende einen anschaulichen Begriff von dem Innern der Uhr: wir haben immer nur noch einen anschaulichen Begriff von dem Äufsern der Natur. Gott allein weifs,

was die Natur in ihrem Innern, oder, wie Kant es ausdrückt, an sich selbst seyn mag. Aber was sie in ihrem Äufsern und zwar namentlich in ihrem Verhältnisse zu uns, zu unsrer Art zu sehen, zu unserm Erkenntnifsvermögen seyn mag, das können auch wir, wenigstens in so fern, wissen, als wir uns der Gesetze unsers Verstandes bedienen, die uns gerade dazu von oben herab verliehen wurden. Diese kostbarste aller Naturgaben geflissentlich aus der Acht lassen, ihren Werth, ihren Einfluſs verdächtig machen, hieſse den Geber verläumden, hieſse den Schatz, den wir an ihnen besitzen, anstatt dafür zu danken, und damit der Absicht gemäſs zu wuchern, nicht einmal haben wollen.

Schon Aristoteles hatte den Versuch gemacht, nicht zwar diesen Verstandesgesetzen selbst, aber doch gewissen Normalbegriffen, die uns zur Richtschnur und gleichsam zum Maſsstabe für alle andere Naturbegriffe dienen könnten, und mit

denen uns, seiner Meinung nach, unsere Erfahrung im Erfahren selbst versähe, auf die Spur zu kommen. Er glaubte, nicht ohne originellen Scharfsinn, seine Beobachtungen mit möglichster Genauigkeit anstellen zu können, wenn er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Zeichen richtete, wodurch wir unsere Vorstellungen und Begriffe einander mittheilen, nämlich auf den Wortgebrauch. Er bemerkte sonach, dafs verschiedne unter diesen Wortzeichen sich durch etwas Mefsartiges auszeichneten, worauf man gar nicht umhin könnte, im Sprechen Rücksicht zu nehmen. So, wenn z. B. von Ausdehnung, von Gewicht, von Realität u. s. w. die Rede ist, und man gefragt wird: wie lang oder breit? wie viele Quentchen oder Pfunde? ist die Sache etwas, was man besitzen kann? tritt gleich aus dem Mannichfaltigen der Sprache ein vollendeter Begriff von Quantität, Gröfse, Haben u. s. w. hervor, den Jedermann für bekannt

annimmt, und ohne den, wenn er nicht da wäre, alles andere Sprechen über den nämlichen Gegenstand vergebens seyn würde.

Es war schon viel gewonnen, dafs Aristoteles diese Wurzelbegriffe, wie sehr er auch noch das eigentliche Princip derselben verkannte, von den übrigen abzusondern anfing, und ihnen unter dem Namen Kategorie ihr eignes Gebiet (gleichsam ihre eigne Jurisdiktion, κατηγορίαι) anwiefs. Porphyrius meinte jedoch, vierhundert Jahre später, dafs es noch andre Wurzelbegriffe aufser diesen gäbe, die Aristoteles, da sie seiner Bemerkung in seinem gröfsern Werke, dem Organon, nicht entgangen waren, auch hier aus dem Gesichtspunkte der Kategorie näher hätte beleuchten sollen. Allein die Begriffe der Gattungen, Arten u. s. w. — denn von diesen spricht Porphyrius nur — führen uns nicht auf die Erkenntnifs von Zahl,

Mafs, Gröfse u. s. w., sondern sie ordnen das Verschiedenartige in den Gegenständen blofs unter Einheit des Bewufstseyns. Abmessen läfst sich durch die Einheit z. B. des Gattungsbegriffs Mensch nicht, was den Menschen zum Menschen im Gegensatze des Gattungsbegriffs Thier oder Pflanze macht, wie sich etwa durch den Begriff der Gröfse ein Mafsstab erfinden läfst, um z. B. das Quantum einer Waare auszumessen. Jene Einheit war ein Formalbegriff, um den Menschen nicht mit andern Geschöpfen der Erde zu verwechseln: diese letztere Einheit hingegen (Gröfse) ist ein Normalbegriff, um das Quantum der Waare zu erkennen. Jenes war ein logischer Denkbegriff für die Möglichkeit, von den Gegenständen nur überhaupt nicht falsch zu urtheilen: dieses ist ein transcendentaler Erkenntnifsbegriff, (wovon unten das Nähere), für die Möglichkeit, etwas Bestimmtes von ihnen zu erfahren. Jenes

war ein Wortbegriff: dieses ist ein Realbegriff.

Vorausgesetzt also, dafs dergleichen Normalbegriffe wirklich bei uns zum Grunde liegen, wenn wir unsere Vorstellungen auf Zahl, Mafs u. s. w. zurückführen wollen: nach welcher Methode sollen wir sie klassificiren? so klassificiren, dafs wir nicht etwa, wie kurz vorher Aristoteles, die Realität nach dem Haben, anstatt umgekehrt, ab- und ausmessen, und dafs wir mit Gewifsheit wissen, nicht nur die rechten Normalbegriffe gefunden zu haben, sondern auch, dafs es ihrer weder mehr noch weniger geben könne? und was erkennen wir durch jeden derselben insbesondere?

Die Methode, deren Aristoteles sich bediente, nämlich sich aus dem Wörterbuche seiner Sprache Raths zu erholen, konnte ihm für diese Gewifsheit nicht die Gewähr leisten: nur einige seiner Kategorieen sind wahre Wurzelbegriffe, und andere hat er ganz übersehen. Es giebt

aber allerdings eine bessere, und auf die sich auch Niemand besser als Aristoteles selbst verstanden hätte, wenn ihm nur der Radikalfehler seiner ganzen theoretischen Philosophie überhaupt erlaubt hätte, sich ihrer zu bedienen. Wie konnte er, der den Ursprung aller unserer Erkenntnisse ausschliefslich von den Sinnen ableitete, wohl darauf verfallen, sich reine Verstandesbegriffe zu denken? Die einzige Methode, Begriffe mit strenger Genauigkeit und Vollständigkeit einzutheilen oder zu klassificiren, ist die logische. Wer einmal begriffen hat, dafs unser Selbstbewufstseyn sich in Denkvermögen und Erkenntnifsvermögen eintheilt — und wie hätte wohl Aristoteles sein Organon in ein systematisches Ganze ordnen können, wenn er das nicht eingesehen hätte? — der hat in diesem Fundamente des Selbstbewufstseyns schon gleich einen Eintheilungsgrund, der ihm die ganze übrige Klassifikation von selbst nachweist; nur mufs

er das Princip des Erkennens nicht mit dem des Denkens verwechseln.

Ehe ich weiter gehe. — Ich habe mich anheischig gemacht, die Kantischen Kategorieen zu erläutern, das heifst falslich, wo möglich populär, darzustellen. Aber *Populo*, dem allgemeinen Menschenverstande, nicht *Plebeculae*, dem gemeinen Unverstande, nicht denen, die mit jenem Epigrammatisten ausrufen:

— — — — uns behagt der Irrthum gar zu sehr!
Vernunft uns lehren, ist uns nur ein Irrthum mehr. —

Wer in der Entwickelung unsres Selbstbewufstseyns nichts als Schlingen wahrnimmt, die sich entwickeln, um desto künstlicher zu verwickeln, der sei auf seiner Hut, oder erspare sich die Mühe der Analyse ganz; er streite aber, wenn er seine Bequemlichkeit allen andern Betrachtungen vorzieht, nicht über Dinge, die aufser seiner Sphäre

liegen. Des Mitdenkens in einer Angelegenheit, wo alles von Anfange bis zu Ende aufs Denken ankommt, meine Leser durchaus zu überheben, steht nicht in meiner Macht, wenn ich es auch möchte. Das Einzige, was ich im Vorwege versprechen kann, ist, dafs ich den ernstlichen Vorsatz habe, keine Schwierigkeiten zu machen, wo keine sind: ich werde sehr wohl zufrieden seyn, wenn der Leser seinerseits nur eben so wenige macht. — Ich schmeichle mir keinesweges, für jeden Leser ohne Ausnahme, weder für den, dem Zergliederungen dieser Art überhaupt noch fremde sind, noch viel weniger für den, der sich in der Gedankensphäre eines ganz entgegengesetzten dogmatisirenden d. h. vor der Kritik absprechenden Systems wie in einem Zauberkreise herumdreht, verständlich schreiben zu können. Wer je über die Mittheilung unsrer Gedanken durch das Medium der Sprache nachgedacht hat, und zugleich aus eigner Erfah-

rung weifs, wie schwer es hält, sich in eine ungewohnte Gedankenfolge hineinzudenken, der wird einen so unerreichbaren Grad der Verständlichkeit nie von irgend einem Schriftsteller mit Billigkeit erwarten. Mein Augenmerk bei der gegenwärtigen Schrift ist einzig und allein auf diejenige Klasse vorurtheilsfreier, im Denken geübter, und zugleich wahrheitsliebender Leser gerichtet, denen daran gelegen ist, sich von den Gründen zu unterrichten, auf denen die Kantische Deduktion der möglichen Erfahrung *a priori*, oder die Theorie der synthetischen Erkenntnifs beruht, und denen die Entwickelung dieser Gründe, ob sie gleich in der Kritik der reinen Vernunft mit meisterhafter Genauigkeit und Vollständigkeit zu Stande gebracht ist, doch nicht so klar einleuchtet, dafs sie die nachherigen grofsen Folgerungen, die dem gesunden Menschenverstande schon fafslicher sind, selbst daraus herleiten könnten. Dieser, freilich nur kleinen, aber

der Überzeugung vorzüglich fähigen und würdigen Klasse von Lesern habe ich hier durch die That zu beweisen gesucht, dafs reelle Wahrheit etwas mehr als Terminologie sei, und dafs man die Kritik, als ein System, mit dem Verstande fassen könne, ohne sie wie ein Wörterbuch dem Gedächtnisse einzuverleiben. — Auch diefs im Vorbeigehen, und von nun an nichts mehr von der Art.

Ob man sagt, dafs der Mensch aus Leib und Seele, aus Körper und Geist, aus einem animalischen und vernünftigen Theile bestehe, oder ob man den Ausdruck der Vernunftkritik wählt, dafs der Mensch ein Ganzes sei, aus Receptivität und Spontaneität zusammengesetzt, ist nicht so gleichgültig, als es auf den ersten Anblick wohl scheinen möchte. Die letztere Art sich auszudrücken hat vor der erstern den Vorzug, dafs sie bescheidner ist, und nicht

gleich im Vorwege Dinge voraussetzt, die, wo nicht mit Bestande Rechtens bestritten werden können, doch immer streitig gewesen sind, so lange es eine Philosophie in der Welt gegeben hat. Wer Seele und Leib, oder gar Seele, Geist und Leib, sagt, der mafst sich schon an, von denkenden, animalischen, und organischen Substanzen etwas zu wissen, was sich vielleicht nicht einmal wissen läfst, oder setzt sich doch wenigstens in den Verdacht, einen Besitzstand erschleichen zu wollen, zu dem er vielleicht auf dem ordentlichen Wege Rechtens ohne Chikane gelangen könnte. Wer sich hingegen auf die beiden Ausdrücke der Kritik einschränkt, der behauptet weder mehr noch weniger von sich selbst zu wissen, als was ein jeder Andrer auch weifs, nämlich dafs etwas in uns da sei, was Eindrücke äufsrer Gegenstände empfängt, und etwas anders, was sich von innen her thätig, und zwar selbstthätig, beweist. Anders erfahren wir uns,

wenn wir, wie ich vorher anmerkte, Eindrücke von aufsen her, z B. den Anblick eines Waldes, in uns aufnehmen, anders, wenn wir Zahlen zu dem Anblicke des Waldes hinzudenken. Jenes ist Receptivität, dieses ist Denkvermögen.

Ein Vermögen der Selbstthätigkeit, oder auch nur ein Vermögen der Empfänglichkeit, setzt gewisse Bedingungen voraus, die in dem Subjekte, dem ein solches Vermögen beiwohnt, zum Grunde liegen müssen. Um hören zu können, mufs nothwendig die Bedingung vorhergehen, dafs man eine Receptivität für den Schall habe; um Begriffe zu erzeugen, müssen Bedingungen eines Denkvermögens vorausgesetzt werden.

Könnten wir unser Bewufstseyn so auseinander nehmen und wieder zusammensetzen, wie der Uhrmacher eine Uhr, die er nicht selbst gemacht hat, so würden wir einen Intuitions-Begriff von den Bedingungen haben, unter denen das Be-

wufstseyn bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand hinzeigen mufs, wenn es auf dem Wege der Erfahrung etwas finden will, das mit diesen Bedingungen zusammentrifft. Aber wir bescheiden uns, von der kunstvollen Form unsres innern Mechanismus nur so viel zu wissen, als wir durch das blofse Bewufstseyn selbst davon erfahren können. Es hängt keinesweges von uns ab, zu erfahren, wie das Triebwerk an sich selbst beschaffen sei, wodurch wir z. B. eine Zahl, die auf einen Wald von Bäumen hinzeigt, und nach einer Regel mit diesem Gegenstande unsrer Sinne zutrifft, hervorzubringen vermögen. Aber es hängt von uns ab, die Formen desselben, so viel davon zu unserem Bewufstseyn gelangt, nicht mit einander zu verwechseln, und nicht etwa das Bewufstseyn des Waldes dem Denkvermögen, das Bewufstseyn der Zahl hingegen der Receptivität beizumessen. Wie viel davon zu der einen oder der andern Form gehöre,

erkennen wir ganz bestimmt, wenn wir über uns selbst reflektiren. Wie aber das Ganze eingerichtet sei, um dergleichen Wirkungen zu äufsern, bleibt mir ein Problem, was der auflösen mag, der die Gabe hat, die Natur in ihrer Werkstätte zu überraschen, und mit seiner menschlichen Vernunft das Innre der Dinge zu ergründen.

I. Denkvermögen.

Um sagen zu können, dafs man denkt, wird zweierlei erfordert: 1) es mufs etwas da seyn, worüber man denkt; und 2) über diefs Etwas mufs gedacht werden. Um z. B. sagen zu können, dafs ich etwas denke, indem ich diese erste Rubrik meiner Abhandlung, nämlich das Wort Denkvermögen, niederschreibe, mufs erstlich das Wort selbst da seyn, und zweitens mufs ich es bei dem blofsen Schreiben desselben nicht bewenden lassen, sondern auch in der That etwas dabei denken.

Um sagen zu können, dafs man wahr denke, mufs zu jenen beiden ersten Bedingungen noch eine dritte hinzukommen: das, was man denkt, mufs mit dem, worüber man denkt, übereinstimmen. Um z. B. sagen zu können, dafs ich über das Denkvermögen wahr gedacht habe, mufs das, was ich mir dabei denke, mit dem Denkvermögen auch in der That übereinstimmen.

Alles Denken beruht folglich auf drei Bedingungen des ursprünglichen Bewufstseyns selbst. Es mufs ein Gegenstand des Denkens vorhanden seyn; es mufs über den Gegenstand gedacht werden; und das, was gedacht wird, mufs mit dem Gegenstande übereinstimmen. All unser Denken, sagt die Kritik, ist diskursiv.

Diese drei Bedingungen können auch so ausgedrückt werden: es mufs 1) ein Subjekt, 2) ein Prädikat, 3) eine Kopula da seyn, wenn irgend etwas gedacht, und zwar wahr gedacht heifsen soll. Das Sub-

jekt ist das, worüber ich denke; das Prädikat ist das, was ich mir bei dem Subjekt denke; und die Kopula soll andeuten, dafs das Prädikat mit dem Subjekte wahr übereinstimme, und dafs ich mir folglich nicht zu viel herausnehme, wenn ich sage: so und nicht anders ist das Denkvermögen beschaffen.

Der schulgelehrte Leser verzeihe mir, dafs ich die Elemente der Logik wegen ihres Einflusses auf das Folgende hier nicht ganz übergehen kann. Ich werde mich bei dieser, ihrer Natur nach abstrakten, Materie nicht lange aufhalten.

Verbundenheit eines Subjekts mit einem Prädikate ist ein Urtheil. Wer also denkt, der urtheilt: denn er hat etwas, worüber er denkt, und er verbindet beides mit einander.

Um aber zu wissen, ob er befugt sei, ein solches Subjekt mit einem solchen Prädikate zu verbinden, oder, ob sein Urtheil

die erforderliche Wahrheit habe, mufs die Kopula einen Grund haben.

Wenn es einen Grund giebt, der für alle mögliche Verbundenheit in einem Urtheile gilt, so ist dieser Grund das Princip der möglichen Verbindung für das Denkvermögen selbst.

Das negative Princip aller möglichen Verbundenheit eines logischen Subjekts mit einem Prädikate, in wie fern ich das Prädikat ohne Grund mit dem Subjekte verbunden habe, ist der Satz des Widerspruchs. Wenn das, was ich mir oben bei meiner Rubrik des Denkvermögens dachte, seinen Grund nicht in dem Denkvermögen hat, mithin dem Denkvermögen widerstreitet, so ist es unmöglich, dafs ich wahr gedacht haben kann, da ich sagte, dafs das Denkvermögen (Subjekt) so und nicht anders beschaffen sei (Prädikat und Kopula). Wenn das Subjekt, z. B eine gegebne Scheidemünze, nicht mit dem Prädikat eines Groschens (indem ich mir den

vier und zwanzigsten Theil eines Rechnungsthalers denke), sondern mit dem eines Batzens übereinstimmt, und folglich dem Begriffe eines Groschens widerstreitet, so kann ich unmöglich mit Wahrheit sagen, dafs die gegebne Scheidemünze (Subjekt) ein Groschen sei (Prädikat und Kopula.)

Eben daraus folgt aber auch umgekehrt und positiv, dafs ich nothwendig sagen müsse, die Scheidemünze sei ein Batzen. Denn da sie mit dem Prädikate eines Batzens, im Gegensatze eines Groschens, übereinstimmt, so wäre es ein Widerspruch für mein Bewufstseyn selbst, wenn ich dem unerachtet behaupten wollte, die Scheidemünze sei kein Batzen. Ich widerspräche mir selbst, wenn ich, indem ich mir bewufst wäre, dafs das Subjekt, dieser Batzen, mit dem Prädikate, nämlich meinem Begriffe eines Batzens, übereinstimmte, gleichwohl diesen Batzen für keinen Batzen gelten liefse. Mein Bewufstseyn könnte immer auf einem mangelhaften

Grunde beruhen; ich könnte mir von dem, was man einen Batzen nennt, einen irrigen Begriff, eine ganz falsche Vorstellung, gemacht haben: aber ich kann nicht zugleich sagen, es sei ein Batzen, und es sei kein Batzen; das wäre ein Widerspruch mit mir selbst, für den ich in meinem eignen Bewufstseyn keinen Grund der Kopula fände.

Ein Subjekt stimmt mit einem Prädikate überein, sofern ich in dem Subjekte alles das antreffe, was ich mir in dem Prädikate denke, oder mit andern Worten, sofern ich mir eben itzt bewufst bin, es darin anzutreffen. Ein Thaler baar Geld stimmt mit der Rechnungsmünze eines Thalers überein, sofern ich in dem baaren Gelde alle die Merkmale eines Rechnungsthalers antreffe, die ich mir gerade in einem solchen Prädikate für ein solches Subjekt gedacht habe. Ich habe daher in dem Satze des Widerspruchs einen hinreichenden Grund, beide zu einem einzigen Gedanken mit einander

zu verknüpfen, den ich einen Begriff nenne.

Auch weifs ich mit Gewifsheit, dafs kein Anderer die Sache anders finden könne. Denn wenn er sich eben einen solchen Rechnungsthaler denkt, und diefs Prädikat auf eben ein solches Subjekt anwendet, wie ich, so würde er sich selbst widersprechen, wenn er die Sache anders fände, als ich. Was ich also in dem Subjekte empfangen habe, das kann ich auch diesem Begriffe gemäfs mit allgemeiner Gültigkeit für Jedermann, der einen Thaler zu beurtheilen weifs, wieder an Mann bringen.

Das Denken durch Prädikate ist die Bedingung (das Princip) des Denkvermögens selbst: das Denken nach dem Satze des Widerspruchs ist die Bedingung (das Princip) der Wahrheit.

Verbundenheit in einem Urtheile ist Einheit des Subjekts und Prädikats. Denn wo Verbundenheit in einem Urtheile ist, da ist Uebereinstimmung des Gegebnen

mit dem Gedachten nach dem Satze des Widerspruchs; und wo etwas Gegebnes mit etwas Gedachtem nach dem Satze des Widerspruchs übereinstimmt, da ist Einheit des Bewufstseyns. Ich denke mir das Ganze eines Urtheils durch einen einzigen Begriff, der das Gegebne und das Gedachte umfafst: siehe da, ein Thaler! —

Unter der Einheit des Bewufstseyns überhaupt ist also diejenige Art der Einheit, welche sich durch Verbundenheit eines Urtheils äufsert, mit einbegriffen; oder, logisch zu reden, der Begriff der Einheit überhaupt fafst alle diejenigen Begriffe unter sich, die aus Verbindungen im Urtheilen entspringen.

Ein Begriff, der andere Begriffe unter sich begreift, ist in Beziehung auf die ihm untergeordneten Begriffe ein Ganzes, und die letztern sind Theilbegriffe des ganzen Begriffs. Der menschliche Körper ist in Beziehung auf Arme, Beine, Augen, Ohren u. s. w. ein Ganzes, und die letztern

sind Theile des Ganzen. Ein Thaler ist in Beziehung auf alle kleinere Münze, die man für einen Thaler ausgeben kann, ein Ganzes, und die kleinere Münze ist unter den Begriff eines Thalers eingetheilt.

Durch Einheit des Bewufstseyns wird das Ganze eines Urtheils gedacht, sofern das Urtheil wahr ist. Subjekt, Prädikat, und Kopula sind aber die Bestandtheile eines Urtheils. Folglich sind sie auch die Bestandtheile der Einheit, die in einem Urtheile gedacht wird, sofern es wahr ist. Es ist wahr, dafs ein Groschen der vier und zwanzigste Theil eines Thalers sei. In der Einheit des Bewufstseyns, wodurch ich mir einen Groschen als einen so bestimmten Theil denke, liegt ein Urtheil zum Grunde, von dem der Groschen als Subjekt, der vier und zwanzigste Theil eines Thalers als Prädikat, und die Verknüpfung des Subjekts mit dem Prädikate, indem ich die Wahrheit dieser Verknüpfung, dieser Einheit,

durch den Satz des Widerspruchs erkenne, die Bestandtheile sind.

Theilbegriffe lassen sich als Theile nur so denken, dafs man sie zugleich in Beziehung auf ihr Ganzes denkt. Wer einen Arm als einen Bestandtheil des menschlichen Körpers denkt, der denkt in dem Arme zugleich das Ganze, zu dem er als Bestandtheil gehört. Wer Subjekt, Prädikat, Kopula als Bestandtheile der Einheit denkt, der mufs in jedem dieser Bestandtheile zugleich den Begriff der Einheit, als das Ganze eines Begriffs, das ihnen allen zum Grunde liegt, denken.

Subjekt als Einheit, Prädikat als Einheit, Kopula als Einheit — das sind also drei Begriffe, in denen das Ganze mitgedacht ist, worunter sie eingetheilt sind.

In dieser Beziehung verhalten sie sich aber nicht nur wie Theile zu ihrem Totalbegriff, sondern auch wie Arten zu ihrem Gattungsbegriff: denn ein Gattungsbegriff drückt eben die Einheit der

ihm untergeordneten Arten aus. Der Begriff eines Subjekts ist eine andre Art der Einheit, als der Begriff eines Prädikats, und beide sind andre Arten der Einheit, als der Begriff einer Kopula. Um ein Ohr als einen Bestandtheil des menschlichen Körpers zu denken, beziehe ich es nicht auf den Gattungsbegriff der Einheit, sondern auf den Totalbegriff eines menschlichen Körpers. Um es hingegen als eine Art zu denken, muſs ich mir eine Einheit von Ohren überhaupt denken; und dieser Begriff der Einheit ist alsdann der Gattungsbegriff, der alle Arten von Ohren als seinen logischen Gegenstand umfaſst.

Aus der allgemeinen Form*) eines Urtheils entspringen sonach drei Begriffe, die

*) Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daſs es ein Widerspruch seyn würde, wenn man sich bei der allgemeinen Form eines Urtheils, oder überhaupt bei unsern Vernunftprincipien und Verstandesgesetzen, bereits wirklich vorhandne, und mate-

eben so viele Arten der Einheit sind. Und jeder dieser Begriffe, auf Einheit überhaupt als ein Prädikat bezogen, wird das Subjekt eines Urtheils, durch welches sein Verhältnifs, als Art der Einheit, zu dem Prädikate, als Gattungsbegriff der Einheit, bestimmt wird.

Mithin entspringen auch eben so viele Urtheile von möglichen Arten der Einheit, als es Bestandtheile in der Form eines Urtheils giebt.

1) Ein Subjekt als Subjekt beurtheilen, heifst das Subjekt in so fern beur-

rialiter gleich schon bei unsrer Geburt im Ich befindliche Begriffe, und überall etwas anders dächte, als die bloſse Stelle in unsrer Reflexion selbst, wo Subjekt, Prädikat und Kopula hingehören, oder die ursprünglichen Bedingungen, unter denen irgend ein Begriff die Stelle eines Subjekts, eines Prädikats, einer Kopula einnehmen muſs, wenn er verständlich, d. i. wenn nicht bloſs subjektiv, sondern auch objektiv, Verstand darin seyn soll.

theilen, als es noch mit keinem Prädikate verbunden ist: folglich als der Einheit entgegengesetzt. Das Entgegengesetzte der Einheit ist Verschiedenheit. So ist z. B. das unbestimmte Subjekt: Einheit — demjenigen Prädikate, wodurch eine nähere Bestimmung zu demselben hinzukommt, z. B. numerische Einheit — entgegengesetzt, und hat als bloſses Subjekt eine Vieldeutigkeit, die von der Bestimmtheit des Prädikats ganz verschieden ist. Die einzige Bedingung aber, unter der sich Verschiedenheit mit Einheit verbinden läſst, ist die, daſs etwas Mannichfaltiges darin anzutreffen sei, was sich in Gleichartiges auflösen und zusammenfassen läſst, z. B. das Mannichfaltige eines Waldes. Subjekt als Subjekt, auf das Prädikat der Einheit bezogen und damit verbunden, drückt also eine Art der Mannichfaltigkeit aus, die durch Einheit bestimmbar ist. Eine solche Art der Einheit des Mannichfaltigen ist aber eine quantitative, und

der logische Gegenstand, der durch den Begriff desselben gedacht wird, ist ein Quantum.

2) Ein Subjekt durch ein Prädikat beurtheilen, heifst das Subjekt unter ein bestimmtes Merkmal, als eine Einheit im Bewufstseyn, subsumiren. Eben dadurch beweist sich das Denkvermögen als ein Verstandesvermögen, dafs es sich Subjekte durch Merkmale, die schon bestimmte Einheiten sind, aneignet, um sie nach seiner Art zu verstehen. Ein Prädikat denken, und von der Einheit eines Merkmals alles Mannichfaltige, was nicht zu dieser bestimmten Einheit gehört, in der Absicht wegdenken, damit man das vieldeutige Subjekt unter der Einheit eines Begriffs verstehe, ist einerlei, nur mit andern Worten, gesagt. Eine bestimmte Einheit, von der alles Mannichfaltige weggedacht ist, entspricht dem Begriffe der Qualität, in welchem allemal etwas als ein Merkmal gedacht wird, von dem man alles Vieldeutige geflissentlich

wegdenkt, um sich der Einheit des Gedachten desto sichrer bewufst zu seyn; z. B. die Röthe der Rose, der Gehalt eines Groschens etc. Aus der Verknüpfung des Begriffs: Prädikat — mit dem Begriffe: Einheit überhaupt — entspringt also der Begriff der qualitativen Einheit, so wie aus der Verknüpfung des Begriffs: Subjekt — mit dem Begriffe: Einheit überhaupt — kurz vorher der Begriff der quantitativen Einheit entsprang. Beide sind Einheiten, aber beide sind verschiedne Arten der Einheit überhaupt.,

3) Verbundenheit in einem Urtheile entspringt aus der Uebereinstimmung eines Subjekts mit einem Prädikate, dem Satze des Widerspruchs gemäfs. Ein Subjekt als Subjekt, und ein Prädikat als Prädikat sind verschiedenartige Objekte des Denkens. Wenn also die Kopula beide zum Ganzen eines Urtheils verbindet, so drückt dieses so verbundne Ganze etwas aus, das sich seiner Verschiedenheit nach widerspricht,

und doch zugleich seiner Verbundenheit nach diejenige Einheit eines Begriffs hervorbringt, wodurch sich das eine auf das andre bezieht, und beides als das Ganze eines Begriffs begreiflich wird, wie z. B. wenn ich Vater und Sohn, Bruder und Schwester etc., bei aller ihrer Verschiedenartigkeit doch unter einem gemeinsamen Relationsbegriffe denke. Die besondere Art der Einheit, die hier in dem Begriffe einer Kopula gedacht wird, ist folglich allemal eine relative, und der logische Gegenstand derselben mufs nothwendig als ein Korrelat eines andern Korrelats gedacht werden.

4) Eben dieser Begriff der Verbundenheit hat aber auch noch eine ihm eigne Relation auf das Bewufstseyn selbst, sofern er nämlich Begriff, d. h. Bewufstseyn einer bestimmten Art der Einheit ist. Ein Urtheil, das z. B. so bestimmt wäre: wenn die Stralen des Mondes zugleich Licht- und Feuer-Materie sind, so kann der

Mond zugleich leuchten und erwärmen, — erzeugt einen ganz andern Begriff von der Art seiner Verbundenheit, als das Urtheil: die Sonne ist derjenige Himmelskörper, der zugleich leuchtet und erwärmet. Nach der erstern Art der Verknüpfung könnte der Mond nicht blofs erwärmen, sondern sogar Eis schmelzen, wenn etc. — Nach der andern Art der Verknüpfung sind wir uns der Feuermaterie in der Sonne förmlich ganz bestimmt bewufst. In beiden Fällen geschieht die Verknüpfung nach dem Satze des Widerspruchs, weil die Form der erstern Art, aufserdem dafs sie durch ein unbestimmtes Wenn zweifelhaft gemacht wird, sonst auch noch falsch seyn würde: aber nur in der Form der letztern Art wird der Satz des Widerspruchs mit bestimmtem Bewufstseyn angewandt. Soll also ein gegebnes Urtheil, es sei nun ein quantitatives, oder ein qualitatives, oder ein relatives, zugleich das Bewufstseyn der Kopula ausdrücken, so mufs noch der

Werth derselben als eine besondre Art der Relation, in der die Kopula mit dem Bewufstseyn des Urtheilenden steht, in Betrachtung kommen. Das Bewufstseyn des Urtheils würde dem Ganzen des Bewufstseyns, als dem logischen Gegenstande aller möglichen Einheit überhaupt, widerstreiten, wenn der Kopula in dem erstern der beiden obigen Urtheile eben der Grad der Bestimmtheit, eben die Geltung, eben der Werth für das Bewufstseyn im Ganzen beigelegt würde, als in dem letztern. Die Beurtheilung der Kopula in Beziehung auf ihren Werth für das Ganze des Bewufstseyns ist also noch eine vierte Funktion der Beurtheilung, eine Funktion, die zwar in dem gegebnen Urtheile an sich selbst nichts verändert, aber doch den Begriff von einer besondern Art der Einheit in Beziehung auf Einheit des Bewufstseyns erzeugt. Der Begriff, der die Art der Einheit in Beziehung aufs Bewufstseyn ausdrückt, ist der Begriff der

Modalität, und der Gegenstand dieses Begriffs ist die Art des Bewufstseyns, als einer bestimmten Einheit.

Ein jeder Mensch, ohne Ausnahme, der Geschäftsmann wie der Privatmann, der Schriftsteller wie der Leser, der praktische wie der theoretische Kopf, wenn er sich von der logischen Wahrheit seiner Gedanken, d. h. von derjenigen Wahrheit, deren das Denkvermögen für sich allein fähig ist, Rechenschaft geben will, ist an die Bedingungen der logischen Einheit gebunden, die wir hier zergliedert haben. Alles, was in unsern Gedanken Subjekt ist, mufs unter den Begriff der Quantität; alles, was Prädikat ist, unter den Begriff der Qualität; alles was Kopula ist, unter den Begriff der Relation; und dann noch die Art der Verbundenheit in Beziehung aufs Bewufstseyn unter den Begriff der Modalität subsumirt werden. Ehe diese Bedingungen erfüllt sind, ist es unmöglich, mit Wahrheit vorherzusehen,

ob unsre Urtheile mit der logisch bestimmten Urtheilskraft andrer Menschen übereinstimmen werden; und noch viel weniger ist es möglich, auf nothwendige Allgemeingültigkeit für Jedermann, der unter der Einheit der Vernunft steht, und sie zur Anwendung bringt, Ansprüche *a priori* zu machen.

Es ist uns daher nicht wenig daran gelegen zu wissen, wie das, womit wir uns Alle beschäftigen, wie unsre Gedanken, unsere Urtheile bestimmt seyn müssen, wofern sie den Bedingungen der quantitativen, qualitativen, relativen, und Modal-Einheit genugthun sollen. Sind wir mit diesen vier Arten der Bestimmungen für unsre wirklichen Urtheile fertig, so brauchen wir für ihre Allgemeingültigkeit weiter nicht besorgt zu seyn: denn die ganze Sphäre der Vernunfteinheit im Urtheilen ist durch die obige Zergliederung derselben bereits völlig erschöpft und ausgemessen.

Welche Bestimmungen in einem Begriffe liegen, kann man am sichersten erfahren, wenn man seine Bestimmtheit, nämlich das, wodurch er ein von jedem andern Begriffe verschiedenes Ganze eines Begriffs ist, logisch eintheilt.

Zu einer logischen Eintheilung wird erfordert, dafs 1) die Theilbegriffe derselben sich einander wechselseitig ausschliefsen, und 2) wenn die entgegengesetzten Theile wieder in eine Allheit von Theilen zusammengefafst werden, ein dritter Begriff entspringe, der weder mit dem Begriffe des Ganzen, noch mit den Theilbegriffen unter einander einerlei sei. — So schliefst, in dem eingetheilten Begriffe einer Scheidemünze, der Begriff eines Groschens alles andere aus, was auch zwar Scheidemünze, aber kein Groschen ist; und beide entgegengesetzte Momente, ein Groschen, und kein Groschen, unter einen gemeinschaftlichen Begriff zusammengefafst, geben ein drittes Moment, den Begriff einer Allheit

von Scheidemünzen, der weder mit dem Begriffe einer Scheidemünze überhaupt, noch mit den beiden einander entgegengesetzten Theilbegriffen einerlei ist. So schliefst ferner der Begriff eines Arms am menschlichen Körper den Begriff aller übrigen Theile aus, beide Begriffe zusammen aber erzeugen den Begriff einer Allheit von Theilen des menschlichen Körpers, der eben so wenig mit dem Begriffe eines menschlichen Körpers selbst, als mit irgend einem der entgegengesetzten Theile einerlei ist.

Diefs auf die vier Arten der Einheit, als bestimmbare Ganze, angewandt, werden aus jedem dieser Ganzen drei Theilbegriffe entspringen.

1) Der Begriff der Quantität drückt diejenige Art der Einheit aus, die ein bestimmtes Mannichfaltiges enthält; und dadurch, dafs diese bestimmte Mannichfaltigkeit immer in ihr mitgedacht werden mufs, ist sie von jeder andern Art der

Einheit verschieden. Einheit durch Mannichfaltigkeit bestimmt ist entweder ein einzelnes Mannichfaltiges, oder das Entgegengesetzte einer solchen Einzelnheit, nämlich Mehrheit; und beide entgegengesetzte Theilbegriffe in einen dritten zusammengefafst, geben den Begriff einer Mehrheit, die zugleich wieder etwas Einzelnes, folglich Allheit des Mehrern ist. So stimmt das Mannichfaltige eines Baums zu einer Einheit eines Begriffs zusammen, die dem Begriffe eines einzelnen Baums entspricht. Dieser einzelne Baum, als Theil eines Waldes gedacht, schliefst alle andre Bäume aus, die mehrere einzelne Bäume sind. Beide Begriffe aber zusammengefafst erzeugen einen dritten, nämlich die Allheit der Bäume in einem einzeln gedachten Walde.

Alle mögliche Urtheile also, unter den Begriff der Quantität, als einen eingetheilten Begriff, subsumirt, drücken entweder einen einzelnen Fall, oder eine Mehrheit,

oder eine Allheit von Fällen aus; oder mit der Logik zu reden, sie sind entweder einzelne, oder partikuläre, oder allgemeine Urtheile. Z. B. Einheit des Bewufstseyns ist eine einzige Einheit. Einige Einheiten sind logische Begriffe. Alle Einheiten sind Begriffe. Der Urtheilende steht unter andern Bedingungen der Quantität, wenn sein Urtheil durch einen einzelnen Fall, als wenn es durch Mehrheit, oder gar durch eine Allheit von Fällen der nämlichen Art bestimmt ist. Was ihm, so viel er weifs (Modalität), nur in einem einzelnen Falle gegeben ist, mufs er nicht auf einige, und was ihm in einigen gegeben ist, mufs er nicht auf alle Fälle ausdehnen. Er mufs nicht sagen: Alle Groschen sind Kaisergroschen, weil ihm vielleicht gerade nur Kaisergroschen zu Gesichte gekommen sind. Er mufs nicht sagen: Es giebt nur Eine Art von Groschen, wenn es deren vielleicht mehrere giebt. Kurz, er mufs den gegebnen Fall

seines Urtheils, soferń er durch den Begriff der Quantität bestimmt werden soll, unter dasjenige Moment der Quantität subsumiren, unter welches ein solches Urtheil gehört.

2) Qualität. Der Verstand, habe ich gesagt, versteht die Subjekte durch Merkmale, deren er sich schon als gedacht bewufst ist (diskursiv). Das Prädikat eines Urtheils ist eine bestimmte Einheit, von der alles Mannichfaltige seiner Verschiedenheit nach weggedacht ist, und die daher schon gleich als Begriff, folglich auch als Merkmal gedacht werden kann. Durch das Prädikat soll nun erkannt werden, ob das Subjekt mit dem in dem Prädikate aufgestellten Merkmale einerlei sei? Hier kann die Antwort entweder bejahend, oder nicht bejahend ausfallen. Fällt sie bejahend aus, so werden alle mögliche Fälle von Merkmalen, die noch sonst ins Unendliche hinaus gedacht werden können, ausdrücklich ausgeschlossen oder davon

verneint, und die Bejahung ist dann ein Theilbegriff, der alle andre Merkmale, die nicht von dem Subjekte bejaht werden können, von sich ausschliefst. Fasse ich aber beide Theilbegriffe, Bejahung und Verneinung, in einen einzigen Begriff zusammen, so habe ich den Begriff einer Bejahung, die durch eine Verneinung beschränkt ist, z. B. diese Münze ist zwar Scheidemünze, aber kein Groschen. Sagte ich schlechthin, sie sei keine Scheidemünze, so würde das aufgestellte Merkmal: Scheidemünze — dem Subjekte geradezu widersprechen, und das Prädikat ganz bestimmt durch eine Verneinung mit dem Subjekte verbunden seyn. *) Sage

*) Negation ist Widerstreit zwischen Subjekt und Prädikat, Widerstreit aber, könnte man einwerfen, ist das Gegentheil der Verbundenheit. Allein nicht der Widerstreit, sondern die Erkenntnifs des Widerstreits gehört zur Verbundenheit eines Urtheils in der Einheit des Bewufstseyns, und diese Einheit wird durch die Verknüpfung der Negation

ich hingegen, sie ist zwar Scheidemünze, aber kein Groschen: so gehört die Verneinung nicht mehr zur Kopula, als dem bestimmten Begriffe eines Widerstreits zwischen Subjekt und Prädikat in dem gegebnen Falle, sondern zum Prädikate, als einem Merkmale, das zugleich die Verschiedenheit des daraus weggedachten Mannichfaltigen ausdrückt. In dem ersten Falle ist negative Verbundenheit ganz bestimmt gedacht. In dem letztern Falle wird der vollkommnen Bestimmtheit des Prädikats eine unbestimmte Mannichfaltigkeit von Merkmalen entgegengesetzt, die sich ins Unendliche erstrecken kann, eben deswegen aber auch eine Allheit von möglichen Bestimmungen ausdrücket, durch die sich das Prädikat irgend noch näher bestimmen läßt. Oder, um den Fall etwas verwickelter zu setzen, in dem Urtheile:

mit der Kopula in einem qualitativen Urtheile, wo nach der Beilegung des Prädikats als eines Merkmals gefragt wird, ganz bestimmt ausgedrückt.

die Seele ist unsterblich — leuchtet es sogleich ein, dafs die Verneinung nicht zur Kopula gehören könne. Man sieht aber nicht so leicht ein, wie sie eine Verneinung, oder eine Beschränkung ausdrükken könne. Was fortdauernd lebt — denn diefs ist es, was durch die blofse Form des Begriffs der Unsterblichkeit, ohne alle Rücksicht auf die Möglichkeit der Sache, gedacht wird — ist nicht allein ein Subjekt, das durch ein bejahendes Prädikat gedacht wird, sondern man kann auch nicht einmal sagen, dafs es durch eine hinzugedachte Verneinung beschränkt sei. Um diese Schwierigkeit zu heben, mufs das Prädikat: unsterblich — als ein eingetheilter Begriff, auf seinen Gattungsbegriff, nämlich Existenz in der Zeit, bezogen werden. Alle Existenz lebender Wesen in der Zeit schränkt sich entweder auf Zeitdauer ein, oder nicht. Durch die erste Art der Existenz wird Sterblichkeit gedacht, die alles, was nicht sterblich

ist, von sich ausschliefst, und in eine unendliche Gedankensphäre näher zu bestimmender Merkmale verweist; durch die zweite Art das Gegentheil. Und nun erst ist es klar, dafs der Gattungsbegriff hier durch den hinzugedachten Theilbegriff der Verneinung allerdings beschränkt werde, und das obige Urtheil eigentlich so auszudrücken sei: die Seele existirt zwar in der Zeit, aber sie ist nicht auf Zeitdauer eingeschränkt. *)

Es entspringen also aus dem eingetheilten Begriffe der Qualität drei verschiedne Arten von Urtheilen, die sich alle auf den Begriff eines Merkmals beziehen: bejahende, verneinende und beschränkende (oder, wie die Logiker sich ausdrücken, unendliche) Urtheile. Wer etwas behauptet, oder verneint, oder unter gewissen Einschränkun-

*) Nebenher ist aus diesem Beispiele zu ersehen, dafs sich ein Begriff zu eben der Zeit, da er sich generisch beschränkt, specifisch ins Unendliche erweitern kann.

gen einräumt, mufs die Bedingungen, die in jedem dieser Urtheile zum Grunde liegen, nothwendig erfüllen, ehe sein Urtheil Allgemeingültigkeit für Jedermann haben kann.

3) Relation, drückt Verbundenheit aus, sofern das Verschiedenartige in einem gemeinschaftlichen Punkt der Einheit zusammentrifft; und der Gegenstand dieses Begriffs ist allemal ein Seyn, wo verschiedenartige Begriffe als Korrelate mit einander in Verbindung gedacht werden. Man kann nicht Bruder denken, ohne zugleich Geschwister, nicht Sohn, ohne Vater und Mutter, als Begriffe, die mit jenen korrelativ verbunden sind, zu denken.

Das Verschiedenartige in einem Relationsurtheile ist anders bestimmt, wenn das Verhältnifs der beiden Korrelate durch das gegebne Urtheil schon ganz verstanden werden kann, z. B. der vier und zwanzigste Theil eines Rechnungsthalers ist ein Groschen; anders, wenn man aus dem gegeb-

nen Urtheile herausgehen muſs, ehe sich die Relation zwischen beiden Korrelaten verstehen läſst, z. B. ein Eisspiegel kann Eis schmelzen. In dem erstern Urtheile brauche ich nur das Verhältniſs wie a zu a4 zu denken, das schon in dem Urtheile selbst gegeben ist. In dem andern läſst sich das Verhältniſs zwischen den beiden Begriffen: ein aus Eis gemachter Spiegel seyn, und Eis durch einen solchen Spiegel schmelzen — nicht einsehen, wenn man nicht ein andres ganz davon verschiedenes Urtheil damit verbindet, z. B. daſs ein Eisspiegel zugleich ein Brennspiegel seyn kann: denn wenn ein Eisspiegel zugleich ein Brennspiegel seyn kann, so folgt das vorige Urtheil nothwendig daraus, daſs ein Eisspiegel auch Eis schmelzen könne. Die Wahrheit des erstern Urtheils hängt unmittelbar von dem Satze des Widerspruchs ab; ich würde meinem eignen Bewuſstseyn widersprechen, wenn ich erst sagte, daſs ein Rechnungsthaler vier und zwanzig Gro-

schen enthält, nachher aber, dafs ein Groschen nicht der vier und zwanzigste Theil eines Rechnungsthalers sei; mithin ist das Verhältnifs hier sogleich kategorisch bestimmt. Wie hingegen auf das letztere der Satz des Widerspruchs anzuwenden sei, läfst sich nicht eher verstehen, als bis noch ein anderweitiges Erkenntnifs hinzukommt, was die Bedingung an die Hand giebt, unter der ein solches Subjekt mit einem solchen Prädikate zu verbinden steht; und in dieser Verbindung zweier Urtheile, die sich wie Grund und Folge zu einander verhalten, ist das Verhältnifs ein hypothetisches. Beide Arten von Urtheilen beruhen auf ganz verschiedenen Bedingungen: das eine bestimmt sich selbst, das andre wird durch eine Voraussetzung bestimmt. Sie sind also Theilbegriffe in dem Ganzen des Begriffs der Relation, die sich einander wechselseitig ausschliefsen.

Was sich einander wechselseitig ausschliefst, kann nur dadurch unter einen

gemeinschaftlichen dritten Begriff der Allheit zusammengefaßt werden, daß es auf seinen Gattungsbegriff zurückgeführt wird. So schließt z. B. der Begriff eines Fixsterns den Begriff eines Planeten aus: beide kommen aber in einem gemeinschaftlichen Begriffe zusammen, wenn sie auf ihren Gattungsbegriff, nämlich Stern, zurückgeführt werden; denn alle Sterne sind entweder Fixsterne oder Wandelsterne. Eben diese Form eines disjunktiven Urtheils faßt, aber schon die beiden entgegengesetzten Verhältnisse eines kategorischen und hypothetischen Urtheils ganz bestimmt in sich. Sofern nämlich der Begriff eines Sterns, unter den auch der Sirius gehört, von selbst ergiebt, daß der Sirius nothwendig eines von beiden, entweder ein Fixstern oder kein Fixstern, seyn muß, ist das disjunktive Urtheil kategorisch bestimmt. Sofern ich hingegen dem Sirius nicht beide Prädikate zugleich, sondern nur eines von beiden bei-

legen kann, diese Beilegung eines Prädikats aber davon abhängt, dafs ich das andere entgegengesetzte ausdrücklich ausschliefse, (z. B. wenn der Sirius kein Planet ist, so kann ich sagen, dafs er ein Fixstern sei), ist das disjunktive Urtheil hypothetisch bestimmt. Da aber eben diese Handlung des Ausschliefsens schon einen gemeinschaftlichen dritten Begriff voraussetzt, der sich disjunktiv eintheilen liefs, nämlich den Begriff eines Sterns überhaupt: so fliefsen alle drei Momente der Relation in die Form eines Urtheils zusammen, das sie alle auf einmal ausdrückt; und diese Form ist keine andre, als die eines disjunktiven Urtheils.

Wer über Verhältnisse urtheilt, mufs sorgfältig untersuchen, ob seine Beurtheilung unter die Form eines kategorischen, oder eines hypothetischen, oder eines disjunktiven Urtheils gehöre, weil in jedem Falle ganz verschiedene Resultate herauskommen. Ein Urtheil, das von einer Vor-

aussetzung ausgeht, darf sich nicht unter der Form eines kategorischen Urtheils geltend machen. Und wo ein Begriff einzutheilen ist, da müssen die eingetheilten Glieder sich immer auf die Form eines disjunktiven Urtheils zurückführen lassen, ehe ein wahres Resultat gefunden werden kann.

4) Modalität ist Relation der Kopula zur Einheit des Bewufstseyns überhaupt, und der logische Gegenstand dieses Begriffs ist der Werth, den die Kopula für das Bewufstseyn im Ganzen hat. Verbundenheit setzt allemal korrelative Gegenstände der Beurtheilung voraus. Also wird auch der Werth der Kopula seine verschiednen Korrelate haben, je nachdem er sich auf das Bewufstseyn als ein bestimmtes Wissen bezieht.

Der Werth der Kopula ist problematisch bestimmt, sofern er von einem andern Urtheile abhängt, das selbst nur noch unbestimmt gedacht wird. Ein gewisser

Handelsartikel z. B. kann im Preise steigen und auch nicht steigen, je nachdem ein gewisser Spekulationsfall eintritt oder nicht eintritt. Ob der Fall eintreten werde, ist gar kein Gegenstand des logischen Wissens, und gehört in so fern unter den Begriff der logischen Zufälligkeit. Durch die Art, wie er gesetzt wird, kann ihm seine logische Möglichkeit, problematische Wahrscheinlichkeit, und was dahin gehört, ohne Widerspruch nicht bestritten werden. Würde nun die nämliche Voraussetzung anderweitig noch dergestalt bestimmt, dafs das Nichtseyn des einen oder des andern Spekulationsfalles sich gar nicht einmal denken liefse, weil z. B. durch den Fall eines Ministers zugleich die Ursache weggefallen wäre, die den Spekulationsfall zweifelhaft oder problematisch machte, so hätte das Seyn der Kopula einen assertorischen Werth. Das Urtheil wird ein mit bestimmter Gewifsheit gegebner und gedachter Satz. Und

nun muſs das vorher noch problematische Urtheil, verbunden mit dem assertorischen Bewuſstseyn, eine ganz andere Art der Erkenntniſs erzeugen, als in dem gleich Anfangs gedachten Falle: es ist unmöglich, daſs das Steigen oder Fallen nicht als eine nothwendige Folge der Voraussetzung gedacht werden sollte. Denn da schon die bloſs problematische Stellung der beiden Relationsurtheile ergab, daſs so was geschehen könnte, wenn so was vorherginge, so werden eben diese Urtheile, assertorisch mit einander verbunden, sich wie Grund und Folge in einem bestimmten hypothetischen Urtheile verhalten, und nicht bloſs problematische oder assertorische, sondern sogar apodiktische Gewiſsheit ausdrücken: eine Gewiſsheit, worin die Form eines hypothetischen Urtheils jeder andern Art von Urtheilen überlegen ist, die sich aber in einem bestimmt verbundnen Vorder- und Nachsatze ganz anders auf das Bewuſstseyn

bezieht, als in einer unbestimmten Verbindung.

In dieser logischen Steigerung der Kopula sind die problematische Unbestimmtheit, und die assertorische Bestimmtheit des Bewufstseyns die beiden entgegengesetzten Bestandtheile der Modalität, die sich einander wechselseitig ausschliefsen, zusammengefafst aber einen dritten Begriff, nämlich den der apodiktischen Gewifsheit erzeugen, und sich dadurch zu einer Allheit logisch möglicher Modalbestimmungen verknüpfen. Die Relation, die der Werth der Kopula, als Subjekt eines Urtheils, in Beziehung auf das Prädikat des Wissens hat, ist eine Entgegensetzung von Modalitäten, welche sich als bejahende und verneinende Korrelate zu einander verhalten: logische Möglichkeit und logische Unmöglichkeit, logisches Seyn und logisches Nichtseyn, logische Nothwendigkeit und logische Zufälligkeit. — Um nicht zu weitläuftig zu werden, mufs ich es dem

eignen Nachdenken des Lesers überlassen, sie in dem vorher angeführten Beispiele, wo sie alle namhaft gemacht sind, selbst aufzusuchen. Von ihrer Wichtigkeit für die Beurtheilung gegebener Fälle brauche ich wohl nicht viele Worte zu machen.

II. Erkenntnifsvermögen.

In dem vorigen Abschnitte handelte ich von den verschiednen Arten der Einheit, den Begriffen und Urtheilen der Quantität, Qualität, Relation, und Modalität, so weit sie blofs auf unsre Vorstellungen unter einander, und nicht auf Gegenstände aufserhalb der Vorstellung, angewandt werden, mithin sich aus dem blofsen logischen Denkvermögen von selbst *a priori* entwickeln. Ich fürchte nicht, dafs die empirischen Instanzen, die ich hin und wieder, der Kürze und der leichtern Mittheilung wegen, als Belege und Erläuterungen eingestreut habe, aufmerksame Leser verleiten könnten, den Ursprung jener Be-

griffe und Urtheile in der Erfahrung zu suchen. Für ihre logische Abstammung, wenn sie einer solchen Präsumtion bedürfte, oder überall nur einmal streitig wäre, bürgt schon der einzige Umstand, dafs sie nicht nur in allen neuern Logiken, ehe jemals an eine Vernunftkritik gedacht ward, ihre angemessene Stelle gefunden haben, sondern dafs schon Aristoteles in seinen schätzbaren analytischen Werken sie samt und sonders, obgleich weder in ihrer höchsten Reinheit, noch in ihrer wahren Ordnung zum Theil aber doch weit richtiger, schärfer, und gründlicher, als manche spätere Logiker, die ihn zu übersehen glauben, blofs aus logischen Principien abzuleiten gewufst hat.

Das Abstraktionsgeschäft der Logiker, um es beiläufig zu sagen, wird auf eine sonderbare Art mifsverstanden, wenn man die Sache so ansieht, als ob das, was nach Absonderung aller empirischen Materie übrig bleibt, nämlich die reine Form,

ein Produkt der Materie sei. Materie kann keine Formen erzeugen, sie kann nur Formen annehmen; und wenn sie ein Gegenstand des menschlichen Denkens ist, so kann sie die Form eines menschlichen Begriffs, Urtheils, und Schlusses zwar annehmen, aber nicht erst diese Form aus sich hervorbringen. Was nach Abzug der empirischen Materie als reine Form des Denkens übrig bleibt, kann weiter nichts als die Bedingung seyn, unter der es dem menschlichen Denkvermögen möglich ist, überhaupt Gegenstände, und, wenn diese Gegenstände empirischer Natur sind, empirische Gegenstände zu denken. Sie heifsen Bedingungen, sofern sie vor allen wirklichen Begriffen, Urtheilen, und Schlüssen in der Natur des Denkvermögens zum Grunde liegen; Formen werden sie erst, wenn sie auf eine Materie treffen, die ihre Form von ihnen annimmt, oder sich unter der Form eines menschlichen Begriffs, Urtheils, und Schlusses

darstellt; denn wer steht uns dafür, daſs es nicht Dinge giebt, für die in unserm menschlichen Denkvermögen gar keine Form da ist? Dinge, die sich für uns in das Innere der Natur verhüllen, und von denen es unmöglich ist, daſs sie hienieden für uns je eine äuſsere Natur werden? die also gar keine Gegenstände eines erweislichen Begriffs, Urtheils, oder Schlusses, und weiter nichts als Vorstellungen sind?

Mit dem Abschnitte von der Receptivität, den ich jetzt anfange, scheint es bei der ersten flüchtigen Beurtheilung eine ganz andre Bewandniſs zu haben. Was zur Erfahrung gehört, sollte man meinen, müſsten wir aus der Erfahrung selbst lernen, nicht aus Begriffen *a priori* (höchstens etwa die mathematischen ausgenommen), am wenigsten aus der Logik ableiten. So pflegte man die Sache auch wirklich, nicht bloſs im gemeinen Leben, sondern, ehe die Kritik erschien, in

allen Natursystemen der Philosophen anzusehen.

Ich aber sage mit der Kritik: keine Logik, keine Erfahrung. Ein anders ist wahrnehmen, ein anders erfahren. Auch der undenkende Kopf verknüpft Wahrnehmungen, wie sie ihm durch die Sinne gegeben werden, und nennt das seine Erfahrungen; betrachtet auf seiner Oberfläche die Erscheinungen der Dinge bald links, bald rechts; stellt Betrachtungen über Menschen und Sachen an; dünkt sich nach allem dem wohl gar einen Menschenkenner, einen Sachverständigen! Wer nur leichtgläubig genug wäre, seine Sach- und Menschenkenntnisse ohne eigne Prüfung, und seine vermeinten Erfahrungen ohne Nacherfahrung von ihm anzunehmen.

Es ist in der That nicht möglich, in irgend einem Falle von dem wahren Zusammenhange einer Sache zu urtheilen, oder eine Erfahrung zu machen, so lange man mit seinen Wahrnehmungen noch nicht

so weit gekommen ist, dafs man diejenige Operation mit ihnen anstellen kann, die der Logiker eine Subsumtion eines Untersatzes unter einen Obersatz nennt. Sogar die Wahrnehmungen, die sich unmittelbar auf mathematische Begriffe beziehen, müssen nach den Gesetzen der Logik subsumirt werden, ehe der empirische Fall nach mathematischen Grundsätzen beurtheilt werden kann.

Subsumiren nennt die Logik: gegebne Fälle unter eine Regel bringen, um ihre Übereinstimmung oder ihren Widerstreit mit der Regel zu beurtheilen. Schon gleich in der bloſsen Form eines Urtheils geht, wie ich bereits in dem ersten Abschnitte angemerkt habe, eine Subsumtion vor sich, sofern man das Prädikat als eine Regel des Denkvermögens betrachtet, mit dem das Subjekt entweder durch eine Bejahung oder durch die Wegräumung des Widerstreits (Negation) übereinstimmen muſs, wenn das Urtheil wahr seyn soll. Das

Denkvermögen, das bei diesem Geschäfte der Verstand heifst, giebt aus seinem eignen Schatze die Regel her, die für alle mögliche Fälle der nämlichen Art gilt; und die Urtheilskraft subsumirt einen gegebnen Fall unter die Regel, sofern der Fall, dem Satze des Widerspruchs gemäfs, damit übereinstimmt.

Damit aber die Urtheilskraft befugt seyn könne, eben diese Operation des Subsumirens auch auf Gegenstände und Fälle der Erfahrung anzuwenden, anstatt dafs sie sich derselben vorher nur zum Behuf ihrer Vorstellungen bediente, um nicht mit ihrem subjektiven Bewufstseyn in Widerspruch zu gerathen, mufs sich vor allen Dingen erst eine Möglichkeit einsehen lassen, wie ein empirischer Fall einer Verstandesregel überhaupt analog seyn könne. Wenn Erfahrungen nichts als Wahrnehmungen sind, die heute so, morgen anders ausfallen können, so hätte z. B. ein Geldwechsler, dem seine

Kasse gestohlen wäre, sehr Unrecht zu behaupten, dafs nothwendig etwas in der Natur der Dinge vorhergegangen seyn müsse, wovon das Nichtdaseyn seiner Kasse als ein blofser Erfolg zu beurtheilen sei, oder dafs ihn die Natur seines Menschenverstandes mit unbedingter Nothwendigkeit dringe, für den gegebnen Fall eine Ursache zu suchen, um ihn zu verstehen. Er müfste blofs sagen, dafs die Kasse entweder durch eine Ursache, oder ohne alle Ursache verschwunden sei. Seine bisherigen Wahrnehmungen könnten ihn immer verwöhnt haben, für dergleichen Fälle eine Ursache zu suchen: warum sollte ihm nicht heute einmal die entgegengesetzte Wahrnehmung gewährt seyn, dafs eine Kasse ohne Ursache aus der Welt verschwinden könne?

Ist die Naturordnung eine Sache, die von der Ordnung unsers Denkens auf keine Weise abhängt, gar nichts damit zu schaffen hat, so läfst sich auch der Fall, da

ein Naturobjekt, z. B. eine Geldkasse, zu einer Zeit da, und zu einer andern wieder nicht da ist, unmöglich als ein Seyn beurtheilen, das mit dem Seyn eines Relations- oder Modalurtheils die mindeste Analogie hätte. Man kann das Verhältnifs einer Kasse auf kein beharrliches zum Grunde liegendes Substrat *) anwenden, weil Wahrnehmungen selbst nichts beharrliches, bald so, bald anders beschaffen sind: das Verhältnifs kann also auch nicht durch ein kategorisches Urtheil ausgedrückt werden. Eben so wenig kann man die Begebenheit, da eine Kasse verloren ist, unter die Form eines hypothetischen Urtheils subsumiren:

*) Man mufs entweder die Materie (unter der Form der Receptivität) für das kontradiktorisch Entgegengesetzte des Selbstthätigen in der Natur (unter der Form der Spontaneität) erkennen: oder man steht mit seiner Philosophie am Rande des Hylozoismus, den Kant, auf den widersinnigen Namen anspielend, den Tod aller Naturwissenschaft nennt.

denn ob der Umstand, dafs die Kasse gestern noch da war, und heute nicht mehr da ist, sich wie Grund und Folge in einem hypothetischen Urtheil verhalte, ist eben die Frage, die erst beantwortet werden sollte; und unglücklicher Weise schweigt hier die Wahrnehmung, wo es gerade am interessantesten wäre, sie zu Rathe zu ziehen. Es bleibt also nichts als die Form eines disjunktiven Urtheils übrig, dafs die Kasse sich entweder auf eine beharrliche Naturordnung beziehe, oder nicht beziehe, und dafs die Nichtexistenz der Kasse entweder eine Ursache oder keine Ursache habe. Eine treffliche Regel für eine Ordnung der Dinge, die sich nach der Ordnung unsrer Begriffe richtet: aber eine leere Chimäre, wenn man sie auf Wahrnehmungen anwendet, die alles nur fragmentweise aus der Natur schöpfen, und heute so, morgen wieder anders bestimmt sind.

Ich wundre mich daher so wenig, dafs

grofse Männer, z. B. Bacon *), die Logik, auf Erfahrung angewandt, für eine Wissenschaft von geringer Erheblichkeit gehalten haben, dafs es mir vielmehr ein Räthsel ist, wie man sie als eine Erfindungskunst habe bearbeiten können. Soll das, was zur Erfahrung gehört, (die mathematische Physik ausgenommen), schlechterdings nur der Erfahrung selbst abgelernt werden können; und lehrt immer ein Tag den andern, so dafs man, wo es aufs Erfahren ankommt, nie ausgelernt haben kann: so lassen sich wohl Versuche mit der Erfahrung anstellen, deren Resultate man abwartet, ohne sie vorher durch ein Schema im Verstande zu entwerfen; man kann aber nichts zum Behuf der Erfahrung durch Hülfe der Logik erfinden. Denn wo der Zufall sein Spiel treibt, da haben die Gesetze des Denkens ein Ende.

So lange man daher die Erscheinungen in der Natur als Dinge an sich selbst be-

*) *Nov. org. aphor. XV. sqq.*

trachtete, die wir durch Wahrnehmung zugleich erfahren müssen, konnte die Frage: wie Logik, d. h. Denkvermögen, sich auf Natur, d. h. Dinge aufser dem Denkvermögen, anwenden lasse? sich nicht einmal konsequent aufwerfen lassen. Erst durch die Kritik, die der Logik in der Naturanlage unsrer Receptivität, als einem *a priori* bestimmten beharrlichen Gegenstande für die Einheit unsers Bewufstseyns, ein ganz neues Medium der Erfahrung anweist, sieht sich diese seit Jahrtausenden verkannte Tochter der Vernunft auf einmal zu einer transcendentalen Würde erhoben, in der sie für unsre wichtigsten Erkenntnisse wohlthätiger als je wird. So erweitert sich das Vernunftgebiet, wo man es am wenigsten erwartete, durch die Eroberung der reichsten und fruchtbarsten Provinz in dem gesammten Naturreiche, eine Eroberung ohne Schwertstreich, wie es zu wünschen wäre, dafs alle Eroberungen in der Welt seyn möchten. —

Erfahrung, im Gegensatze der Wahrnehmung, ist blofs dadurch möglich, dafs unsrer Receptivität Bedingungen *a priori* zum Grunde liegen, die zugleich Gegenstände unsers logischen Denkvermögens sind. Unter diesen Bedingungen werden nicht die Dinge an sich selbst, sondern immer nur diejenigen Erscheinungen der Dinge, deren wir uns vermöge der Beschaffenheit unserer äufsern und innern Sinnenformen, in Verbindung mit den unveränderlichen Gesetzen unsers Denkvermögens, bewufst werden können, die wahren stehenbleibenden Subjekte unsrer Beurtheilung, und wir haben in der Einerleiheit unserer Denk- und Sinnenformen einen Mafsstab, der zwar nicht die Objekte nach dem, was sie an sich selbst seyn mögen, ausmifst, wohl aber unserer Urtheilskraft zur Regel dient, ob wir uns mit unsern Erfahrungsbegriffen in dem nämlichen oder in einem ganz andern Falle befinden. Die Gegenstände erzeugen sich gleichsam auf

unserm eignen Grund und Boden, und werden uns zugleich einheimisch und erkennbar. Unser Erkenntnisvermögen hat es dann nicht mehr mit dem zu thun, was aufser dem Wirkungskreise unsrer Sinne, aufser dem Bezirk einer uns möglichen Erfahrung liegt, sondern es darf sich lediglich nur auf dasjenige in uns einschränken, was uns durch die Sinne erscheint, und in dieser Erscheinung selbst noch ein möglicher Gegenstand unsrer Beurtheilung bleibt. Ein Objekt, das uns unter einerlei Form der Substanzialität, der Kausalität, der Totalität u. s. w. erscheint, ist uns eben darum die nämliche Substanz, die nämliche Ursache, das nämliche Ganze u. s. w. Die Natur kann uns nichts zu geben haben, was sich uns nicht allemal unter völlig gleichen Bedingungen *a priori* darstellte, und sich also auch bei aller seiner Verschiedenartigkeit immer auf einerlei Mafsstab zurückführen liefse.

Wenn z. B. zu dem reinen Begriffe

eines Groschens, als dem vier und zwanzigsten Theile eines Rechnungsthalers, noch vermittelst der Receptivität etwas Anders, z. B. Metall, hinzugekommen ist, was, aufserdem dafs es die Form eines Begriffs angenommen hat, zugleich der Gegenstand einer wirklichen Wahrnehmung wird, nämlich eine klingende Münze: so lassen sich zwei Fälle denken. Entweder ist diese Scheidemünze mir vermittelst meiner Receptivität als ein blofses Accidens gegeben, das selbst keine Substanz, sondern nur den Zustand einer Substanz vorstellt, oder die Münze stellt sich als eine Substanz dar, deren äufserer Zustand sich zwar verändern, in der ich aber allemal den nämlichen Begriff, 1 zu 24, erkennen kann. Im erstern Falle, wenn der materiale Theil der Münze, oder der empirische Zusatz, mir durch das Vehikel meiner Sinne als ein blofses Accidens einer andern Materie, z. B. als ein Rostfleck auf Metall, gegeben ist, würde die Synthesis

sich nicht mit der Form eines Subjekts in einem kategorischen Urtheil verbinden, das für alle Fälle, wo über das beharrliche Daseyn einer Münze geurtheilt wird, gültig wäre, und also auch zu keiner Erfahrung taugen, die sich unter jenen stehenbleibenden Begriff subsumiren liefse. Im andern Falle hingegen, wenn zu dem Begriffe eines Groschens noch ein Sinnenobjekt hinzugekommen ist, das durch seine Beharrlichkeit als Substanz dem, was in dem Begriffe gedacht wird, vollkommen entspricht, macht beides, die Form und die Materie, das Ganze eines logischen Subjekts aus, wie es sich zu einem kategorischen Urtheile schickt, so oft ich mit dem Ausdrucke der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit sage: diefs ist ein Groschen. Auch darf ich mich jetzt, was ich vorher nicht durfte, auf meine Erfahrung berufen, dafs ich in dem gegebnen Groschen die Bedingungen eines kategorischen Urtheils erfüllt sehe. Die Bedingungen

meiner Receptivität, verbunden mit den Bedingungen meines Denkvermögens, sind bei diesem synthetischen Gegenstande in einen gemeinschaftlichen Begriff *a priori* übergegangen, den ich, eben weil er *a priori* ist, logisch zergliedern, und mit dem Verhältnisse 1 zu 24 vergleichen kann. Zwar habe ich dieses ganze Subjekt nicht aus der Natur meines Verstandes geschöpft: denn es ist etwas darin, was mir anders woher gegeben werden mufste, und es ist also in Beziehung auf dieses letztre kein Gegenstand der allgemeinen Logik, oder des Denkvermögens in eigentlicher Bedeutung. Allein ich habe den synthetischen Zusatz auf Einheit *a priori* zurückgeführt, und in dieser rein synthetischen Form ist die äufsre Materie eines Groschens ein Subjekt der transcendentalen Logik geworden: denn die transcendentale Logik ist diejenige näher bestimmte Logik, die sich mit Gegenständen der synthetischen Erkenntnifs, d. h. mit

Gegenständen einer möglichen Erfahrung beschäftigt, um ihre objektive Wahrheit nach den Gesetzen des Denkens *a priori* zu beurtheilen. Als allgemeine Logik würde die Logik sich allerdings zu viel anmafsen, wenn sie über Gegenstände urtheilen wollte, die noch nicht ganz Subjekte der Beurtheilung wären. Aber als transcendentale Logik befafst sie sich auch nur mit Gegenständen, die ihr *a priori* erkennbar sind, und die analytische Natur eines logischen Subjekts bereits angenommen haben.

Giebt es denn aber, wird man mich fragen, aufser der allgemeinen, von uns allen mit auf die Welt gebrachten, und auch in ihrer systematischen Form dafür anerkannten Logik, noch eine andere, eine transcendentale? Wodurch unterscheidet sich die letztere von der erstern? und worauf gründet sich dieser Unterschied?

Um hierauf, wenn auch nicht so erschöpfend, wie es in der Kritik der reinen Vernunft geschehen ist, doch wenigstens

verständlich zu antworten, sehe ich mich genöthigt, wieder auf den Ursprung unserer Verstandesprincipien zurückzukommen, von dem ich vorher nur in Beziehung auf das Denkvermögen das vorläufig Erforderliche beigebracht habe.

Wenn ich in irgend einem bestimmten Objekte meiner Reflexion, z. B. in einem Widerspruche, auf dem ich mich so eben ertappe, (indem ich mir etwa einen Unterricht im Singen vorstelle, den der Musikmeister einem Taubstummen giebt), von der offenbaren Ungereimtheit, einen Taubstummen im Singen zu unterrichten, abstrahire: so bleibt mir von diesem, durch Abstraktion gereinigten, Objekte meines Bewufstseyns (Perception genannt) nur das reine logische Kontradiktionsprincip übrig, ohne dessen Apperception ich nicht zu der Reflexion gekommen wäre, dafs ich mit widerspreche; so wie das Thier, das keiner Reflexion über sich selbst fähig ist, zwar wohl

den Widerspruch empfindet oder percipirt, wenn es irgendwo anstöſst, aber, da es in dieser Perception eines Anstoſses nicht das Princip des Widerspruchs appercipirt, nie zu einem allgemeinen Begriffe gelangt, daſs jeder ähnliche Anstoſs schon gleich im Vorwege durch die Reflexion auf den Satz des Widerspruchs vermieden werden könne. Der Mensch dagegen ist sich in dem Widerspruche, auf dem er sich ertappt, nicht nur des allgemeinen Begriffs vom Widerspruche (des Kontradiktionsprincips) bewuſst, sondern er appercipirt auſserdem in diesem Bewuſstseyn noch Theilbegriffe, indem er nicht nur Subjekt und Objekt, sondern in dem Totalbegriffe eines Subjekts noch den eines menschlich denkenden von dem eines denkenden Subjekts überhaupt unterscheidet. Er entdeckt vermöge seiner Reflexionsgabe, daſs weder das Objekt seiner Perception, nämlich der Widerspruch, auf dem er sich ertappt

hat, noch das appercipirte Princip, der Satz des Widerspruchs, dergestalt wesentlich mit dem Subjekte, seinem menschlichen Ich, zusammenhange, wie z. B. die Perception des Objekts Raum mit eben diesem specifischen Ich zusammenhängt, sondern dafs er vielmehr selbst dann, wenn er von diesem seinem menschlichen Ich abstrahirt, sich doch von dem denkenden Wesen überhaupt, (auch sogar wenn er sich den Logos selbst *in concreto* dächte), das Kontradiktionsprincip nicht wegdenken könne, so oft er sich in diesem denkenden Wesen ein Subjekt denkt, das, um nur erst mit sich selbst übereinstimmen, d. i. um logisch richtig denken zu können, dem Satze des Widerspruchs gehorchen müsse; dafs folglich dieses logische Princip allgemein und von jedem denkenden Subjekte, (also nicht von dem menschlichen allein); blofs schon darum, weil es denkt, zu prädiciren sei.

Ganz anders verhält sich das mit den

Kategorieen. Auch diese sind zwar Principien meines denkenden Ich, aber der Art nach sind sie es nur für solche Verstandeswesen, die, wie ich, zugleich an die Formen des Raums und der Zeit gebunden sind. Da, wo überhaupt erst richtig gedacht werden muſs, ehe wir Objekte dieser letztern Art beurtheilen können, nehmen wir das Gesetz nicht von den Kategorieen, sondern von jenem allgemeinen logischen Princip an. Aber, auf die Sphäre dieser specielleren Beurtheilung eingeschränkt, sind die Kategorieen noch insbesondre gesetzgebend für die Möglichkeit der Erfahrung in Raum und Zeit, die sich zur wirklichen Erfahrung, wie Metaphysik zur Physik, verhält, und deren gesetzliche Beurtheilung daher die transcendentale (vor der wirklichen Erfahrung vorhergehende und über sie hinausreichende) heiſst. Woraus denn zugleich erhellt, daſs, wer sich unterrichten will, wie die Kategorieen diese

Gesetze seyn können, sich an die transcendentale Logik, wo sie ausschliefslich hingehören, nicht aber an die allgemeine Logik wenden müsse, die sich nur mit solchen Kombinationen, befafst, welche sich unter das Kontradiktionsprincip subsumiren lassen.

So wie nun die Verknüpfung des Ich denke mit irgend einer Perception oder Vorstellung des innern Sinns, wo sie auch herkomme, derjenige Stoff ist, mit dessen strengster Prüfung und Zergliederung sich die allgemeine Logik in sofern beschäftigt, als aus diesem Stoffe die sämmtlichen Prämissen entspringen, von deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit die ganze Wahrheit oder Falschheit jedes folgenden Begriffs oder Schlufssatzes abhängt: so zieht die transcendentale Logik noch specieller auch diejenige Materie des Denkens vor ihr Tribunal, deren Beurtheilung, da das Objekt des Ich denke nur durch

Receptivität zu unserm Bewufstseyn gelangt, noch aufser der Kontradiktionsprobe zugleich der Kategorieenprobe bedarf. Zu den Bedingungen der Wahrheit ist aufser dem logischen Denkprincip nun auch noch das transcendentale Erkenntnifsprincip hinzugekommen; die objektive Gültigkeit meiner Vorstellung beruht itzt nicht blofs negativ auf Wegräumung des Widerspruchs in meinen Vorstellungen, und positiv auf deren subjektiver Übereinstimmung unter sich selbst, sondern auf einer objektiven Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit, der eine ganz andre Art der Verknüpfung, als durch die blofse logische Kopula, nämlich die transcendentale Synthesis meiner menschlichen Receptivität insbesondere mit dem denkenden Ich überhaupt zum Grunde liegt: eine Verknüpfung der Gegenstände der Vorstellung in Raum und Zeit, von der die allgemeine Logik nichts weifs, und die sich sogar auf

specifisch ganz verschiedenartige Formen der Receptivität beziehen kann.

Dafs aber die Materie sich bei specifisch verschiedenen Wesen auf specifisch verschiedne Formen der Receptivität beziehen **könne**, darin ist, an sich und überhaupt betrachtet, nichts widersinniges, nichts unbegreifliches. Um irgend ein Beispiel nur so im Allgemeinen anzuführen: Wer sollte wohl glauben, dafs ein so einförmiger Gegenstand, als z. B. ein Stück Brachfeld für uns zu seyn scheint, eine solche Reichhaltigkeit von Beziehungen auf die Receptivität oder Vorstellungsart andrer Geschöpfe haben könnte, als es sich in der That findet? Wie vielseitig mufs dieser einzelne Gegenstand der Wahrnehmung seyn, da er sich augenscheinlich der Receptivität eines Wolfs und einer Heerde Schafe, eines Maulwurfs und einer Gans, einer Biene und einer Ameise u. s. w. unter ganz verschiedenartigen Beziehungen darstellt. Wäre die ursprüngliche Form einer

Entenbrut nicht ganz anders bedingt, als bei einer Hühnerbrut, würde wohl das Entchen in dem Augenblicke, da es dem Ei entschlüpft, dem nämlichen Teiche zueilen, vor dem das Hühnchen mit Entsetzen zurückbebt? und so in tausend andern Fällen, die alle auf dieselbe Erklärung hinauslaufen. Jede ursprünglich verschiedne Art lebender Wesen findet an einer und derselben Erscheinung, die für unsre Vorstellungsart ganz andre Bestimmungen hat, einen ihr eignen Gegenstand der Receptivität, einen Gegenstand, der für die übrigen Arten so viel wie Nichts ist.

Unter Receptivität aber wird hier, wie auch schon der Zusammenhang ergiebt, nicht diejenige Idiosyncrasie, wodurch sich etwa das einzelne Individuum in seiner Art zu sehen von andern Individuen unterscheidet, sondern die menschliche Natur selbst, als das beharrliche Substrat aller uns Menschen überhaupt möglichen Erfahrung, verstanden. Der Gelbsüchtige mag

sich immerhin auf seine Art zu sehen berufen, dafs ihm der Schnee gelb, und nicht weifs, erscheine; subjektive Wahrheit hat diese seine individuelle Art zu sehen allerdings: aber Erscheinung (im Gegensatze des Scheins) mufs nicht blofs subjektiv, sondern auch objektiv wahr seyn. Was dem einzelnen Subjekte — wie sehr man sich dasselbe auch in Gedanken vervielfältige — als wahres Objekt erscheint, mufs auch jedem andern menschlichen Subjekte, das dieses Objekt nach allen Kategorieen erfahren hat, als das wahre Objekt erscheinen. Erscheinung mufs, wie die Kritik sich ausdrückt, nicht subjektive Wahrnehmung, sondern objektive Erfahrung zum Grunde haben; mufs, um es in ein einziges Wort zusammenzufassen, auf Kategorie gegründet seyn.

Es ist also klar, dafs in dem Begriffe einer *a priori* d. h. wesentlich und von oben herab bedingten Receptivität wenig-

stens kein Widerspruch liege. Daraus folgt nun freilich noch lange nicht, dafs die Sache sich wirklich so verhalte: denn von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit zu schliefsen, ist allemal ein gewagter, ein von der Logik verbotner Sprung. Gesetzt jedoch, es verhielte sich nicht so, und der empirische Zusatz in dem obigen Groschen wäre von jeder Art der transcendentalen Bedingungen schlechterdings unabhängig, so würde daraus folgen, was schon in einer andern Instanz der Fall war, dafs wir unmöglich wissen könnten, wie wir mit unserm Geldbeutel daran wären. Was wir heute in Dukaten empfangen hätten, könnte sich morgen, wenn wir es wieder ausgeben wollten, unter unsern Händen in Kinderpfennige verwandeln: denn mit welchem Fug wollten wir es wohl dem Metallreiche, einem Gegenstande der äufsern Wahrnehmung, zumuthen, sich nach den Regeln der Logik zu richten? Der Hylozoismus wäre unwiderlegbar, und

würde nicht ermangeln, auch hier seine Rolle zu spielen. — Oder, falls es uns etwa schicklicher däuchte, die Natur als ein Etwas zu denken, das wahrscheinlich nach der höhern Idee einer vorherbestimmten Harmonie dergestalt eingerichtet wäre, dafs es mit unsern Bedürfnissen mechanisch zusammen träfe: so würden wir uns unvermeidlich in einen Widerspruch stürzen, aus dem gar nicht herauszukommen wäre; wir würden unserm eignen Bewufstseyn widersprechen. Wir würden uns bewufst seyn, dafs wir mit allen unsern logischen Urtheilen, auf Gegenstände der wirklichen Erfahrung angewandt, die Modalität der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit verknüpfen; und in dem Systeme unsers Wissens erschiene gleichwohl die Möglichkeit der Erfahrung selbst als ein Gegenstand des bloßen Fürwahrhaltens, der sich unter den Satz des Widerspruchs gar nicht subsumiren liefse, und folglich alle Ansprüche

auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit ausschlösse.

Fänden wir hingegen, was wir glücklicher Weise in allem Ernste finden müssen, dafs unsre empirischen Gegenstände wirklich, und zwar nothwendig, an etwas gebunden sind, was, ob es gleich keinesweges zur Natur des Denkvermögens in eigentlicher Bedeutung gehört, dennoch von keinem empirischen Gegenstande weggedacht werden kann, ohne unserm ganzen Bewufstseyn zu widersprechen: so wäre das ein offenbares Geständnifs, dafs es transcendentale Bedingungen *a priori* gebe, die zur Natur unsrer Receptivität gehören. Nun läfst sich aber von jedem möglichen empirischen Gegenstande alles andre wegdenken, nur nicht Raum und Zeit. Wenn also Raum und Zeit nicht etwa Begriffe sind, die zur Natur unsers eigentlich so genannten Denkvermögens gehören, so müssen sie nothwendig

transcendentale Bedingungen *a priori* seyn.

Da ich nunmehr mit den Untersuchungen meines Philosophen so weit fortgerückt bin, dafs ich einen dem Denkvermögen zwar fremden, aber der Gesetzgebung des Verstandes unterwürfigen Boden, den Boden der möglichen Erfahrung, betreten habe; so befinde ich mich in einiger Verlegenheit, wie ich, bei dem Ziele, das ich meiner gegenwärtigen Abhandlung gesteckt habe, blofs die Theorie der Kategorieen darzustellen, von der in diese Theorie so tief eingreifenden Theorie des Raums und der Zeit nur gerade das Wesentliche herausheben, und meinen Lesern doch hinlänglich verständlich bleiben soll. Hoffentlich treffe ich einen Mittelweg, der für sie sowohl als für mich selbst der zweckmäfsigere ist, wenn ich aus der Theorie des Raums und der Zeit nur gerade den unbestrittensten Theil zur Anwendung bringe, diejenigen meiner Leser aber, die

sich von den Gründen derselben noch insbesondere zu belehren wünschen, auf das System selbst verweise, wo alles in seiner gehörigen Einheit beisammen steht.

Wie sehr die Streiter im Felde des Raums und der Zeit noch immer in ihren Meinungen von einander abweichen, so stimmen doch Alle darin überein, dafs kein Gegenstand auf die Sinne wirken könne, der nicht irgendwo und irgendwann existire. Alle sehen das Irgendwo und Irgendwann als eine nothwendige Bedingung an, die immer mitgedacht werden mufs, wenn von einem Gegenstande der Sinne die Rede ist. Nothwendige Bedingungen müssen ihren Grund entweder in unserm Denkvermögen, oder in etwas anderm haben. In unserm Denkvermögen kann das Wo und Wann seinen Grund schon darum nicht haben, weil es in keinem der Bedingungen, die wir im ersten Abschnitte vollständig aus der Natur des Denkvermögens entwickelt haben, enthal-

ten ist, oder sich daraus herleiten läfst. Das Wo und Wann der Gegenstände mufs folglich seinen Grund nothwendig in etwas anderm, als dem Denkvermögen haben.

Selbst der Idealist getraut sich nicht zu läugnen, dafs er bei seinen Vorstellungen äufsrer Gegenstände an die Bedingungen des Raums und der Zeit gebunden sei. Der einzige Unterschied zwischen ihm und dem Realisten besteht darin, dafs Jener sowohl die sinnlichen als die nicht sinnlichen Gegenstände seines Denkens, und mit diesen Gegenständen zugleich die Bedingungen des Orts und der Zeit, für bloſse Vorstellungen hält, ohne sich auf die Frage einzulassen, woher die eine oder die andre Art der Vorstellungen ihren Ursprung habe; da hingegen der Realist den Grund von den Erscheinungen der Sinnenobjekte in etwas aufser sich sucht, wobei er es auch seinerseits, wenn er behutsam ist, dahin gestellt seyn läfst, ob dieser Grund der Erscheinung den Dingen

an sich selbst, oder der besondern Einrichtung unsrer Organe beizumessen sei. Dafs die Dinge an sich selbst den Erscheinungen zum Grunde liegen, aber nicht der unmittelbare Grund der Vorstellungen sind, die wir mit ihren Erscheinungen verbinden: das ist die Theorie der äufsern Gegenstände, zu der sich der Transcendental-Philosoph bekennt.

Um uns daher erst reine Bahn zu machen, ehe wir weiter gehen, und uns doch auch nicht länger auf unserm Wege aufhalten zu lassen, als nöthig ist, merke ich zuförderst, was den Idealisten betrifft, den Umstand an, dafs ihm das Äufsre wie das Innere eine bloſse Vorstellung sei. Nun kann aber weder der Idealist, noch irgend ein andrer Mensch in der Welt, sich als ein vorstellendes Subjekt erfahren, ohne sich der Succession seiner Vorstellungen bewufst zu seyn: denn keine Vorstellung beharret neben und bei einer andern, sondern die eine folgt auf die andre. Damit

sich irgend Jemand einer Succession bewufst werde, mufs etwas existiren, wovon er zu zählen anfängt, und das während des Zählens seine Stelle nicht zugleich mit dem successiven Zählen verändert, d. h. es mufs etwas Beharrliches existiren. Wenn mit dem Uhrzeiger zugleich das Ziffernblatt, und alles andre an der Uhr, sich kontinuirlich herumdrehte, so würde nichts da seyn, woran man zu zählen anfangen und fortfahren könnte, und Zeitbestimmung durch Hülfe einer Uhr wäre ein Unding. Da nun aber das Beharrliche nicht in der Vorstellung existirt, weil alle Vorstellungen successiv sind, so mufs etwas aufser den Vorstellungen existiren, dessen Beharrlichkeit nicht zugleich mit der Succession der Vorstellungen aufgehoben werden kann. Es hängt z. B. von meiner Willkühr ab, ob ich meine Vorstellung jenes Hauses aufheben, und, indem ich dem Hause den Rücken zukehre, meine Gedanken auf einen andern Gegenstand

richten will. Aber es hängt nicht von meiner Willkühr ab, das Daseyn des Hauses aufserhalb meiner Vorstellung zugleich mit meiner Vorstellung des Hauses aufzuheben, und von der Beharrlichkeit desselben währenden Wechsels meiner Gedanken ein Bewufstseyn zu haben, oder nicht zu haben. Der Idealist wird sich also der Succession seiner Vorstellungen, und mit ihr der Zeit selbst, folglich auch alles dessen was in der Zeit existirt, mithin auch seines eignen Ich, als eines Etwas in der Zeit, nur dadurch bewufst, dafs etwas Beharrliches aufser ihm, nämlich im Raume, existirt. Er ist also durch das Bewufstseyn seiner eignen successiven Vorstellungen widerlegt; ja er wird sich sogar seiner eignen Existenz in der Zeit erst dadurch bewufst, dafs etwas Beharrliches aufser diesen Vorstellungen existirt. *)

*) Das Ich denke, das alle unsre Vorstellungen begleitet, mufs von dem Ich, mit dem das

Nun fragt es sich aber, was zweitens den Realisten betrifft, ob dieses von uns erkannte Äufsere in den Dingen an sich selbst, oder nur in ihren Erscheinungen zu erkennen sey? Ich glaube in dem Vorhergehenden unwiderleglich bewiesen zu haben, dafs wir es nicht in den Dingen an sich selbst erkennen können, weil wir den Begriff der Nothwendigkeit damit verknüpfen, und dieser Begriff der Nothwendigkeit von Bedingungen abhängt, die uns *a priori* beiwohnen müssen. Da sie nun, diese Bedingungen äufsrer Gegenstände, nicht unserm logischen Denkvermögen beiwohnen, und gleichwohl *a priori* gegeben sind, so bleibt nur der einzige mögliche Fall übrig, dafs sie unsrer Receptivität zum Grunde liegen, und folglich transcendental sind. Raum und Zeit sind die Be-

Bewufstseyn der Existenz in der Zeit schon verbunden ist, wohl unterschieden werden. Jenes kommt in jeder Vorstellung vor: aber es beharrt nicht aufser der Vorstellung.

dingungen, an die wir bei der Beurtheilung äufsrer Gegenstände nothwendig gebunden sind. Wir sind also, nach dem bisher Gesagten, durch die Natur unsers Bewufstseyns selbst gedrungen, sie für diejenigen transcendentalen Bedingungen *a priori* anzuerkennen, die allen äufsern, d. h. in der Natur des bloßen Denkens nicht begründeten, Gegenständen der Erkenntnifs zum Grunde liegen.

Raum und Zeit sind unserm Bewufstseyn beharrlich gegenwärtige Objekte, die wir uns unter den Prädikaten der unendlichen Ausdehnbarkeit und der unendlichen Theilbarkeit denken. Wie es möglich sei, dafs sie solche Objekte seyn können, begreifen wir nicht. Dafs es aber für uns von absoluter Nothwendigkeit sei, an diesen ihren Grundbestimmungen kein Pünktchen in Gedanken zu ändern, erkennen wir in allen den Fällen, wo wir uns von unsern Handlungen des Messens und Zählens mathematische Rechenschaft geben.

Wir sind unumgänglich an die Bedingung gebunden, uns den Raum als eine Sphäre, die sich der Länge, Breite und Tiefe nach ins Unendliche erstreckt, die Zeit hingegen unter der einfachen Dimension einer Länge, die nie ein Ende nimmt, vorzustellen. In den Raum setzen wir alle Gegenstände unsrer Sinne, die uns unter dem Prädikate der Ausdehnung erscheinen, und in die Zeit alle Gegenstände der Erfahrung überhaupt, sofern wir sie in successive Vorstellungen umprägen, und dem Ich denke aneignen.

Unter diesen, theils von der uns unbekannten Natur der Dinge an sich selbst, theils von der Natur unsers Denkvermögens unabhängigen, und folglich transcendentalen, Bedingungen erscheinen uns alle Gegenstände der Anschauung als solche, die irgend einen Raum, und alle Gegenstände der Empfindung als solche, die irgend eine Zeit erfüllen. Sinnenobjekte nämlich können uns nur dadurch erkennbar

werden, dafs sie Eindrücke auf unsre Sinne machen. Der unmittelbare Gegenstand, der uns in der äufsern Wahrnehmung als die Ursache eines Eindrucks erscheint, ist in unserm Bewufstseyn von der Wirkung selbst unterschieden. Jener ist Anschauung, d. h. irgend etwas im Raume: diese ist Empfindung, d. h. irgend etwas im innern Sinne. (Ich anticipire hier Manches, was erst in der Folge verständlicher wird, um desto bestimmter erklären zu können, was die Kritik unter Anschauung und Empfindung verstehe). Die Wahrnehmung des Geschmacks einer Erdbeere, der sich auf der Zunge, und die Wahrnehmung eines Rosendufts, der sich durch das offne Fenster ins Zimmer verbreitet, ist so gut eine Anschauung, als ob ich beide durchs Mikroskop betrachten könnte: das Bewufstseyn ihrer Wirkung auf meine Empfindung kann aber im inneren Sinne, in dem überhaupt alle Empfindungen zum Bewufstseyn gelangen, nur durch Begriffe unter-

schieden werden, indem ich die Einheit derselben dort als Erdbeergeschmack, hier als Rosenduft denke. Sofern der Rosenduft eine Anschauung ist, erfüllt er irgend einen mefsbaren Raum; sofern er eine Empfindung des innern Sinnes ist, erfüllt er irgend eine mefsbare Zeit. Da nun Raum und Zeit Bedingungen *a priori* sind, die allen Menschen auf einerlei Art immer gegenwärtig bleiben, so müssen auch Gegenstände, vorausgesetzt, dafs sie irgend einen Raum, irgend eine Zeit erfüllen, eben durch den Raum und die Zeit, die von ihnen erfüllt sind, für alle Menschen auf einerlei Art bestimmbar, folglich allgemeingültige Gegenstände, folglich Gegenstände der möglichen Erfahrung seyn. Ich sage allgemeingültige: ihre Gültigkeit läfst sich durch keine National-Dekrete zu Gunsten revolutionärer Grundsätze umstofsen; der Franzose wie der Engländer, der Grönländer wie der Neger, der Morgenländer wie der Abendländer,

wir alle sammt und sonders stehen in Ansehung ihrer fortdauernd unter der nämlichen Kategorie, und zu einer General-Vernunft-Umwälzung ist uns alle Hoffnung abgeschnitten. Ich sage empirisch mögliche: Jedermann muſs sie erfahren, der die Erfahrungsgesetze richtig auf sie anwendet. Ob sie allgemeingeltende, ob sie Gegenstände unsrer wirklichen Erfahrung sind, das ist eine Frage, die nicht die Objekte der Beurtheilung, sondern die falsch oder wahr urtheilenden Subjekte angeht.

Wenn wir daher die Bedingungen unsers Denkvermögens, so wie wir sie im ersten Abschnitte aus der logischen Einheit des Bewuſstseyns entwickelt haben, durch die Bedingungen unsrer Receptivität, d. h. durch die Bedingungen des Raums und der Zeit näher bestimmen, so ist klar, daſs diese näher bestimmten logischen Begriffe zugleich Bedingungen (Regeln, Obersätze, Grundsätze, Gesetze, Principien) der Erfahrung werden. So lange sie weiter nichts

als logische Begriffe waren, konnten sich nur Subjekte des bloßen Denkvermögens unter sie subsumiren lassen. Jetzt da sie zugleich durch die transscendentalen Bedingungen des Raums und der Zeit bestimmt sind, erweitern sie sich, als Kategorieen, über alle Gegenstände einer möglichen Erfahrung. Was wir durch die allgemeine Logik bestimmen, sind immer nur unsre Gedanken! Was wir durch die transscendentale Logik bestimmen, sind Naturobjekte, sofern sie in Raum und Zeit gegeben sind.

Das Wort Kategorie ist ein klassischer Ausdruck, der sich von der gerichtlichen Procedur bei einem Atheniensischen Untersuchungsprocesse herschrieb, und lediglich, wie auch noch heutiges Tages der Fall ist, die *quaestionem facti* betref. Ich weiſs nicht, ob Aristoteles etwa kurz vorher, als er dieſs glückliche Kunstwort erfand, einen besondern Beruf gehabt hatte, über die Formalitäten nachzudenken, mit

denen sich zu seiner Zeit die Heliäa und das Prytaneum beschäftigten. Für uns kann es keine Bedenklichkeit haben, uns auf einige Augenblicke in einem wohlgeordneten Gerichtshofe umzusehen.

Der parteilose Richter eines Kriminalprocesses geht von dem Grundsatze aus, dafs ihm das Deliktum nur in sofern bekannt seyn könne, als es sich aus den Antworten auf seine rechtlichen Fragen ergiebt. Seine Fragen sind die Kategorieen des beleidigten Gesetzes, und die Antworten des Beklagten, der Zeugen u. s. w. sind der genetische Gegenstand, der, indem er sich in dem Bewufstseyn des Richters erzeugt, zugleich unter die Kategorieen subsumirt wird. — Um das Gesetz mit strenger Gerechtigkeit zur Anwendung zu bringen, mufs erstlich die Gröfse des Verbrechens bestimmt seyn: der Richter mufs die mannichfaltigen Data desselben auf ein bestimmbares Quantum der Gesetzwidrigkeit zurückführen. — Zwei-

tens ist die Qualität des gegebnen Falles zu untersuchen: ob die Einheit desselben in Mord oder Todtschlag, in Diebstahl oder Felonie bestehe. — Drittens fragt sichs, wie sich der gegebne Fall auf die Persönlichkeit des Beklagten beziehe: kategorisch, wenn ausser ihm kein Andrer in die Sache verwickelt ist; hypothetisch, wenn das Deliktum nicht ganz verstanden werden kann, ohne noch auf andre dabei interessirte Personen Rücksicht zu nehmen; disjunktiv, wenn das Verbrechen unter eine Gemeinschaft von handelnden Personen wechselseitig vertheilt ist. — Sind nun endlich alle bei der Sache eintretende Umstände unter ihre Kategorieen subsumirt, und ist das Faktum durch die Zusammenfassung aller dieser Handlungen des Urtheilens ein durchgängig bestimmter gerichtlicher Gegenstand geworden, so bleibt noch eine vierte Frage übrig, die der Richter an sich selbst thut: ob er sich nämlich in seinem Gewissen redlich und

wahr bewufst sei, keine problematischen Data assertorisch niedergeschrieben zu haben, und er folglich, weil alles assertorisch bestimmt ist, mit apodiktischer Überzeugung in der Sache erkennen könne, was Rechtens ist.

Wie der Richter in der hier beigebrachten Instanz eines Inquisitionsprocesses verfährt, so verfährt der menschliche Verstand überhaupt, indem er die gesetzlichen Bedingungen, die aus der primitiven Form eines Urtheils entspringen, als so viele Kategorieen einer rechtlichen Erkenntnifs, auf Realobjekte der Erfahrung anwendet. Niemand überrede sich, den wahren Zusammenhang einer Sache, es sei in der Sinnenwelt, oder in der moralischen Welt, erfahren zu haben, so lange er noch nicht vermögend ist, die Data derselben mit eben der Bestimmtheit unter die Kategorieen zu subsumiren, wie dieser aufmerksame, gewissenhafte, und rechtserfahrne Richter.

Jeder empirische Gegenstand der Wahrnehmung ist als ein Naturfaktum zu betrachten, das vor dem Gerichtshofe des Naturverstandes abgeurtheilt wird. Die Überzeugung des letztern von der objektiven Realität des erstern hängt von den Antworten ab, welche ihm die Receptivität; die, als das beharrliche Substrat alles dessen, was in ihr vorgeht, und als der transcendentale Gegenstand des Denkvermögens selbst, allemal, wo es auf Thatsachen ankommt, zuerst abgehört werden muss, auf seine Fragen zu geben hat. Sind ihre Antworten so genau abgefasst, dass sich bestimmte logische Begriffe damit verbinden lassen, so ist das Faktum von nun an das stehenbleibende Subjekt eines Urtheils, mit dem Jedermann, der über den nämlichen Gegenstand urtheilen will, nothwendig die nämlichen Prädikate verbinden muss, wofern sein Urtheil die erforderliche subjektive (logische) und objektive (empirische) Wahrheit haben soll.

Oder, um die Allegorie fahren zu lassen, was uns die Sinne von den Gegenständen aufser uns darbieten, sind immer nur Data von Begebenheiten, die sich in der Natur zutragen, Data, deren Realität von uns nur dadurch erkannt werden kann, dafs sich in unserm Bewufstseyn ein stehenbleibender Gegenstand erzeugt, mit dem wir bestimmte Begriffe, als so viele Prädikate eines logisch wahren Urtheils verbinden, und den wir uns nach allem dem, was wir unter dieser zwiefachen Beziehung selbst für ihn gethan haben, mit voller Rechtsgültigkeit als den unsrigen zueignen können. Das Naturfaktum mufs die Gestalt, Figur, und Form eines uns angehörigen Objekts angenommen haben, mufs durch die uns *a priori* beiwohnenden Bedingungen des Raums und der Zeit für unser ganzes Bewufstseyn so unabänderlich und beharrlich bestimmt, mufs in die *a priori* erkennbare Natur eines logischen Subjekts so innig und wesentlich

übergegangen seyn, dafs jeder Andre, der sich des nämlichen Gegenstandes bewufst wird, in seiner Beurtheilung desselben an die nämlichen Bestimmungen, wie wir selbst, gebunden sei. Nur unter dieser Bedingung können wir sagen, dafs uns ein reeller Gegenstand gegeben ist, der alle willkührlichen, erdichteten, oder hinzugedachten Nebenbestimmungen ausschliefst.

So ist z. B. die Sonne eine Natur-Erscheinung, die zu allerlei Wahrnehmungen und Kombinationen Anlafs giebt. Der Eine kann bemerken, dafs sie Morgens im Osten auf-, Abends im Westen untergehe; der Andre, dafs sich die Jahreszeiten nach ihrem Gange richten; der Dritte, dafs sie mit dem Monde in gleicher Weite von der Erde abstehe; der Vierte, dafs sie am Horizonte gröfser, als im Zenith sei, u. s. w. Alle diese Wahrnehmungen haben ihre vollkommene Richtigkeit; der Gelehrte, wie der Bauer, müfste seinen Sinnen nicht mehr trauen, wenn ihm die Sache anders

schiene. Wie geht es aber zu, dafs sie demungeachtet alle falsch sind? Kann das System mehr gelten, als der Augenschein? Warum unterscheiden wir unsre Wahrnehmungen von unsern Erfahrungen? nennen jene Schein, diese Erscheinung? — So auch in jedem andern gegebnen Falle. Ein Haus ist ein Gegenstand, bei dem eine Menge Wahrnehmungen, Leidenschaften, Täuschungen der Einbildungskraft u. s. w. ins Spiel kommen können. Als stehenbleibendes Subjekt eines Urtheils wird es ein Faktum in der Natur der Dinge, das nothwendig erst unter die Kategorieen der Quantität, Qualität, Beharrlichkeit, Veränderlichkeit, Kausalität, Gemeinschaft u. s. w. subsumirt werden mufs, ehe man sich auf seine Erfahrung von einem solchen Gegenstande berufen kann. Der Fall mufs, wie ich gleich Anfangs sagte, die Natur eines logischen Untersatzes im Verhältnisse zu seinem Obersatze angenommen haben; er mufs abgemessen, abge-

wogen, abgeurtheilt seyn: dann aber ist es auch ein Reales, das mit dem synthetisch angewandten Satze des Widerspruches steht und fällt.

Nicht alle Begriffe, die wir mit den Erscheinungen der Dinge verbinden, sind Verstandesbegriffe. Die Einbildungskraft idealisirt die Gegenstände unter ganz andern Prädikaten, als unter denen der Verstand sie realisirt: sogar die Vernunft hat ihre transcendenten Begriffe, die gar zu gern auf objektives Wissen Anspruch machten, ob sie gleich nach genauerer Erwägung der Sache mit einer viel bescheidnern Ehrenstufe, nämlich der subjektiven Gültigkeit des Fürwahrhaltens, zufrieden seyn müssen. An der andern Seite weigern sich aber auch oft die Erscheinungen, sich unter bloße Verstandesbegriffe zu subsumiren: sie wollen aus einem höhern Gesichtspunkte, als den der Mechanismus der Natur an die Hand giebt, sie wollen unter der Form

der Zweckmäfsigkeit, einer Idee, die nicht dem Verstande, sondern der Vernunft angehört, beurtheilt seyn. Ich werde weiterhin Gelegenheit haben, mehr darüber zu sagen. Voritzt kehre ich zu den Kategorieen zurück, mit denen ich es hier zunächst zu thun habe.

In jedem Erfahrungsurtheil kommen, wie wir uns zur Gnüge überzeugt haben werden, zwei Bedingungen zusammen, die nothwendig erst mit einander vereinigt seyn müssen, ehe irgend etwas für uns Erfahrung seyn kann: eine transcendentale, nach der einem jeden Verstandesbegriffe, wenn er objektive Gültigkeit haben soll, nothwendig ein Gegenstand in Raum und Zeit entsprechen mufs; und eine logische, nach der ein jeder Gegenstand, der irgend einen Raum, irgend eine Zeit erfüllt, auf Verstandeseinheit *a priori* zurückzuführen ist, ehe er als ein unserm Bewufstseyn angehöriger und von uns

erkennbarer Gegenstand gedacht werden kann.

Und so entstehen denn eben so viele durch Raum und Zeit bestimmte Kategorieen oder Bedingungen der Erfahrung, als wir vorher Arten der Einheit aus der primitiven Form eines Urtheils entwickelten.

I. Der Begriff der Quantität, durch Raum und Zeit bestimmt, ist Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit. Der Begriff selbst drücket allemal eine quantitative Einheit aus, die, auf Raum und Zeit angewandt, eine numerische Einheit wird. Der Gegenstand aber, der durch diesen Begriff gedacht werden soll, mufs, weil er im Raume existirt, eine Gröfse der Ausdehnung, und weil er in der Zeit und zugleich im Raume existirt, eine zählbare und mefsbare Gröfse haben.

Die Logik weifs nichts vom Zählen und Messen. Der Begriff der Gröfse ist ihr weiter nichts, als ein Vergleichungsbegriff, durch den die Subjekte beurtheilt

werden, je nachdem sie einer allgemeinen Form mehr oder weniger fähig sind. Durch die individuellen Eigenschaften der Zeit und des Raums, die ihr ihre Schwester-Wissenschaft, die reine Mathematik, *a priori* an die Hand giebt, erweitert sich der logische Begriff der Gröfse zu einem Begriffe von Zahl und Mafs. Da nun durch diesen synthetisch *a priori* erweiterten Verstandsbegriff der Gröfse eine Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit gedacht wird, so kann auch nie ein Mannichfaltiges in Raum und Zeit durch den Verstand auf- und zusammengefafst werden, das sich nicht unter eben den Bestimmungen, unter denen es der Verstand synthetisch zusammengefafst hat, auch wieder in seine Theil-Einheiten auflösen, d. i. messen und zählen liefse. Dafs es sich messen läfst, ist schon daraus klar, weil der Raum gar keine andere als Raumtheile hat; woraus von selbst folgt, dafs alles, was im Raume erscheinen soll, einen

Raum erfüllen, oder ein Mannichfaltiges von Raumtheilen seyn müsse. Dafs aber ein Gegenstand, der sich durch irgend einen Raum ausdehnt, sich zugleich durch irgend eine Zeit, obgleich in einer ganz andern Bedeutung, ausdehnen müsse, ergiebt sich daher, weil wir uns der Gegenstände nur durch unsre Vorstellungen bewufst werden: wenn also alles, was in dem räumlichen Gegenstande gegeben ist, zugleich ein Gegenstand des Bewufstseyns werden soll, so mufs das Mannichfaltige desselben sich nothwendig durch eine Reihe von Vorstellungen ausdehnen, die irgend eine Zeit erfüllen. Jede Zeitgröfse ist eine Vielheit von Momenten, die, in irgend eine der Natur des Denkvermögens analoge Einheit zusammengefafst, eine Zahl ausmachen. Folglich mufs die Einheit eines in Raum und Zeit gegebenen Mannichfaltigen, sofern das Mannichfaltige in den Verstandesbegriff einer bestimmbaren Zeit- und Raumgröfse zusammen

gefaſst und wieder aufgelöst wird, eine numerische seyn.

In jedem durch Einheit bestimmbaren, eine Raum- und Zeitgröſse erfüllenden Mannichfaltigen muſs sich daher auch etwas vorfinden, was sich entweder unter ein einzelnes, oder unter ein plurales, oder unter ein allgemeines Urtheil subsumiren läſst, und den drei Begriffen der numerischen Einheit, Vielheit oder Allheit entspricht: z. B. ein Blumenstrauſs, viele Blumen zu einem Strauſse; alle Blumen aus einem Strauſse.

Grundsatz der Quantität. **Alle Anschauungen sind extensive Gröſsen.** Beweis. Alle Anschauungen existiren in Raum und Zeit. Was im Raume existirt, muſs einen Raum erfüllen. Was einen Raum erfüllt, muſs selbst ein räumlicher Gegenstand, folglich ausgedehnt seyn. Es muſs aber auch eine Gröſse haben. Denn wo ein Mannichfaltiges unter die Einheit eines Begriffs zusammen-

gefaſst wird; da ist Gröſse. Folglich hat jede Anschauung, die mag nun einzeln, oder in der mehrern Zahl, oder als Allheit gegeben seyn, eine extensive Gröſse.

Durch diesen Grundsatz wird endlich der Boden der möglichen Erfahrung von gewissen innern Scheren gereinigt, die bisher in der Natur der Dinge Subjekte unter allerlei Namen und Prädikaten aufsuchten, denen sie eine Stelle im Raume anweisen, ohne durch sie einen Raum erfüllen zu lassen. Zweitens wird die ganze anschauliche Natur zugleich ein Gegenstand der Mathematik: alle empirische Anschauungen werden Raum- und Zeitgröſsen, die sich messen und zählen lassen. Drittens werden alle Naturdinge, als meſsbare Anschauungen, rein synthetische Subjekte der logischen Beurtheilung, deren Wahrheit sich durch den Satz des Widerspruchs ausmitteln läſst, und sich eben dadurch zu dem Range der nothwendigen und allgemeingültigen Wahrheiten erhebt.

II. Der Begriff der Qualität, durch Zeit und Raum bestimmt, ist Einheit, sofern die Mannichfaltigkeit davon weggedacht wird. Der Begriff selbst drückt die Einheit eines Merkmals aus, und der synthetische Gegenstand, der dieser Einheit eines Merkmals entsprechen soll, muſs ein Reales *) in Raum und Zeit seyn, z. B. die Röthe einer Rose.

Wenn an einem Gegenstande in Raum und Zeit alles Mannichfaltige weggedacht wird, so bleibt von der Materie desselben nur die bloſse Form übrig. Unter der vorigen Kategorie ward die Materie des anschaulichen Gegenstandes so weggedacht, daſs nur die Form der Ausdehnung, nämlich

*) Die Kritik stellt den Begriff der Realität, so wie den der Materie, der Substanz, der Kausalität, der Veränderung u. s. w. bloſs auf, ohne seine objektive Einheit in der Raum- und Zeiterfüllung zu bestimmen, weil diese Bestimmung in die Metaphysik gehört, wo sie durch die nähere Erörterung der Prädikabilien erst verständlich wird.

lich der bloſse mafsbare Raum, übrig blieb. Unter der Kategorie der Qualität wird mit dem Mannichfaltigen der Materie auch noch das Mannichfaltige der Extension weggedacht, und es bleibt also nur die bloſse Form einer Zeit übrig, deren wir uns als einer gegebnen Zeit bewufst sind. Bewufstseyn von etwas Gegebnem ist Wirkung eines Eindrucks, den das Gegebne auf unsre Sinne macht, d. h. Empfindung. Eine Empfindung enthält also gerade nur so viel, als zu einem Merkmale dienen kann, dafs etwas gegeben sei; und wenn dieses Merkmal eine für Jedermann gültige Einheit eines Begriffs werden soll, so mufs es durch diejenige Form der Zeit zu bestimmen seyn, deren wir uns in der gegebnen Empfindung bewufst sind. *)

*) Wir unterscheiden unsre Empfindungen durch Begriffe, z. B. stechend, schneidend, ziehend, bitter, laut, hell u. s. w., aber wir bestimmen sie nach Graden der Schwäche und Stärke, z. B. sehr laut, sehr bitter u. s. w. Der

1) Entspricht die Materie unsrer Empfindung der Einheit eines Merkmals, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein ist — alt; so sagt das Urtheil in Beziehung auf die logische Form Bejahung, und in Beziehung auf die transcendentale Form Realität aus. Wir sind uns einer Wirkung des Gegenstandes auf unsern Geschmack bewufst, die mit dem in dem Prädikate aufgestellten Merkmale als eine wahre und für Jedermann erkennbare Realität übereinstimmt.

2) Entspricht die Materie der Empfindung dem Merkmale nicht, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein — ist nicht — alt; so verneinen wir das Merkmal des Alters, beides in logischer und transcenden-

Blindgeborne des Cheselden verglich die Scharlachfarbe mit dem Schall einer Trompete; er mafs mit vieler Aufmerksamkeit die Realität der Farbe und des Schalls nach der Kraft ab, mit der beide auf die Empfindung seines innern Sinnes wirkten.

taler Beziehung. Der gegebne Rheinwein kann jede andre Qualität haben, nur die bestimmte Qualität, ein alter Wein zu seyn, hat er nicht; und so mufs ihn auch jeder Andre finden.

3) Entspricht die Materie der Empfindung zwar dem Gattungsbegriffe des aufgestellten Merkmals überhaupt, aber so dafs sie einem der Theilbegriffe ausdrücklich widerspricht, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein ist — zwar alt, aber kein hundertjähriger; so wird nicht die Kopula, sondern nur das Prädikat durch die Verneinung afficirt, und die Materie der Empfindung hat diejenige wahre und allgemeingültige Realität, die mit dem Merkmale des Alters überhaupt, nur nicht mit dem Merkmale eines hundertjährigen Alters übereinstimmt, d. h. wir sind uns der Realität limitativ bewufst.

Grundsatz der Qualität. In allen Erscheinungen hat das Reale, was ein Gegenstand der Empfindung

ist, intensive Gröfse (einen Grad der Realität). Beweis. Empfindung ist das Bewufstseyn eines Eindrucks, den etwas entweder von aufsen oder von innen her auf unsre Sinnlichkeit macht: also etwas dem empfindenden Subjekte, nicht dem Objekte Inhärirendes. Es wird folglich durch die Empfindung auch nichts in dem Objekte aufgefafst und zusammengefafst; *) sie hat daher auch keine extensive Gröfse. Da sich aber doch die Empfindung auf ein Objekt bezieht, in wie fern wir uns einer zu-, und abnehmenden Zeiterfüllung in derselben bewufst sind; da ferner, vermöge der unendlichen Theilbarkeit der Zeit, kein Zeittheil der kleinste seyn kann,

*) Eine Empfindung kann nicht, wie eine Anschauung, successiv erzeugt werden: denn sie ist ein Bewufstseyn; und ein Bewufstseyn ist schon gleich in dem ersten Momente ein Bewufstseyn. Das hindert aber nicht, dafs dieses einfache Bewufstseyn einen Inhalt haben könne, der gradweise stärker und schwächer werden kann.

und also jede Zeiterfüllung eine Vielheit von Momenten enthält, die, in eine einzige Empfindung aufgefaſst, dem Begriff der Gröſse entspricht; da endlich diese Gröſse nicht extensiv durch das Mannichfaltige des Objekts, sondern intensiv durch die Vielheit der Momente erzeugt wird: so folgt, daſs jede Empfindung, in Beziehung auf das Reale, was ein Gegenstand derselben ist, eine intensive Gröſse habe, d. h. die Wahrnehmung des Gegenstandes vermittelst der Empfindung hat einen Grad der Zeiterfüllung, durch den die Realität des Eindrucks selbst bestimmbar wird.

Durch diesen Grundsatz werden sogar unsre subjektiven Empfindungen Gegenstände einer objektiven oder allgemeingültigen und nothwendigen Beurtheilung, indem wir von der Materie der Empfindung nur die bloſse Form der Receptivität bestimmen, die uns Allen auf einerlei Art beiwohnet. Jeder gegebne Gegenstand wird nach dem Grade der Realität, womit

er auf die Sinnlichkeit wirkt, empfunden: und jeder Grad der Empfindung ist eine Zeitgröfse, die der Gröfse dieser empfundnen Realität entspricht.

III. Der Begriff der Relation, durch Raum und Zeit bestimmt, ist Verbundenheit des in Raum und Zeit existirenden Verschiedenartigen. Der Begriff selbst drückt ein Seyn aus, und der synthetische Gegenstand desselben ist ein Daseyn.

Durch die beiden vorigen Kategorieen wurden Anschauungen und Empfindungen als reinsynthetische Subjekte nach dem Satze des Widerspruchs beurtheilt. In den Kategorieen der Relation und der Modalität ist nur von der Beziehung der Kopula auf Dinge in Raum und Zeit, also weder vom Messen noch vom Zählen die Rede. Wenn der Arzt durch eine Indikation ausgefunden hat, dafs der blassen Gesichtsfarbe eines Kindes ein Krankheitsstoff zum Grunde liegen müsse, so ist er noch weit davon entfernt, diesen

Krankheitsstoff unter der Form einer Anschauung oder einer Empfindung zu erkennen: er weifs nur, dafs der Gesundheitszustand des Kindes sich verschlimmert hat, und dafs dieſs eine bestimmte Ursache haben müsse. Die Krankheit, als Wirkung einer Ursache, kann er weder ausmessen, noch berechnen: nicht sie, sondern nur ihr Daseyn*) ist der Gegenstand seiner Erfah-

*) So erkennen wir das Daseyn der Dinge an sich selbst, ob wir gleich die Dinge an sich selbst auf keine Weise erkennen können. Und in der raumerfüllenden Materie erkennen wir das Daseyn einer allgemeinen Anziehungskraft u. s. w., ob wir gleich von den bewegenden Kräften an sich selbst und ihrer innern Wirkungsart nicht den mindesten Begriff haben. Man braucht sich nicht erst durch eine sogenannte Real-Definition von der Kraft des Magnets, oder durch eine tiefsinnige Untersuchung: ob der Magnet das Eisen durch Häkchen, oder durch Klappen und Wirbel an sich ziehe? legitimirt zu haben, um mit der Behauptung hervorzutreten, dafs eine anziehende Kraft in der Natur der Dinge existire u. s. w. S. weiter unten den Grundsatz der Wirklichkeit.

rung. Eben so wenig kann er sich rühmen, zu wissen, wie der Krankheitsstoff, z. B. ein Bandwurm, solche Wirkungen in dem animalischen Körper verursache: er kann höchstens nur wissen, dafs der Bandwurm da, und dafs er die Ursache der Krankheit sei. Selbst auf den Fall, wenn er diesen Gegenstand wirklich vor sich hätte, würde er ihn durch die Kategorieen der Relation und Modalität doch nimmermehr als eine Anschauung oder Empfindung beurtheilen können; das müfste durch die Kategorieen der Quantität und Qualität geschehen, und würde dann nichts von Ursache oder Wirkung aussagen. Er würde den Gegenstand nach allen drei Dimensionen ausmessen; er würde Versuche mit demselben anstellen, um neue Merkmale zu entdecken, woran man seine Realität erkennen könne. Wie aber die Kräfte thierischer Körper sich nothwendig zu einander verhalten müssen, um Ursache und Wirkung einer gegebnen

Krankheit zu seyn, das ist und bleibt eine Frage, die durch die Kategorieen der Quantität und Qualität nicht zu beantworten steht.

Was den Kategorieen der Relation und Modalität von Seiten des Messens und Zählens abgeht, wird indefs reichlich durch den fast gränzenlosen Umfang ersetzt, den die Gesetzgebung des Naturverstandes durch sie gewinnt. Nicht nur die mathematische Natur, wenn ich mich so ausdrücken darf, sondern auch die organische und animalische, ja selbst die geistigen Handlungen unsrer Vernunft, unsers theoretischen Denkens, unsers praktischen Wollens, sofern sie eine Zeit erfüllen — alles, was da ist, da war, da seyn wird, wie zufällig es auch in jeder andern Rücksicht dem Naturverstande erscheinen möge, tritt als ein Seyn in der Zeit unter die Kategorieen der Verhältnisse in einer möglichen Erfahrung. Wir können durch keine einzige Kategorie bestimmen, worin

die angenehme oder shöne Realität eines Kopfputzes, oder worin die vernünftige Zweckmäfsigkeit einer Fliege und einer Spinne u. s. w. bestehe. Wir können aber durch die Kategorie der Kausalität mit zureichendem Grunde und bis zur höchsten Evidenz eines Widerspruchs beweisen, dafs der schöne Kopfputz sich zu der Krankheit der schönen Braut, die sich an ihrem Ehrentage mit einem nicht so schönen Kopfputze begnügen mufste, wie Ursache und Wirkung verhalte; und wir können mit apodiktischer Gewifsheit vorhersagen, dafs die Fliege ein Raub der Spinne seyn werde, wenn uns nur das blofse Daseyn der Ursache, aber dieses Daseyn ganz, gegeben seyn wird. Die *a priori* durch die reine Form der Zeit bestimmbare Synthesis in irgend einem möglichen Subjekte unsrer Beurtheilung, vorausgesetzt, dafs uns diese Synthesis in der That gegeben, nicht blofs aufgegeben sei, ist ein für unser ganzes Be-

wufstseyn vollkommen zureichender Grund, den Satz des Widerspruchs auf die Verknüpfung oder Nichtverknüpfung eines solchen Subjekts mit einem solchen Prädikate anzuwenden, und das Seyn eines logischen Urtheils auf ein Daseyn in der Natur zu erweitern — welches gewifs nicht wenig sagen will.

1. Entspricht der empirische Fall der Form eines kategorischen Urtheils, z. B. in dem Urtheile: das Beharrliche in der Natur wird nur vermittelst seiner Accidenzen (Himmel, Erde, Meer, Länder, Städte, Häuser u. s. w.) wahrgenommen — so drückt das Subjekt den *a priori* synthetischen Begriff der Substanz aus, deren Daseyn in Raum und Zeit, bei aller Wandelbarkeit ihrer äufsern Erscheinungen, sich gleichwohl durch den Grundsatz der Substanzialität kategorisch erkennen läfst. Was in diesen Gegenständen nicht erscheint, und doch ihnen allen absolut beharrlich zum Grunde liegt, mufs unter den Begriff

der Substanz, was hingegen bald so, bald anders, bald mehr oder weniger beharrlich erscheint, muſs unter den Begriff der Accidenz subsumirt werden. Das Beharrliche eines Hauses ist das Substanzielle an demselben: allein daſs dieſs Substanzielle gerade ein Haus geworden ist, muſs für accidentell erkannt werden. Das letztere ist als ein Prädikat, wodurch das Ganze bald so bald anders bestimmt wird, dem erstern, als dem absolut beharrlichen Subjekte, ganz ungleichartig, und beide sind doch durch einen einzigen Akt der Beurtheilung im Verstande verknüpft.

2. Entspricht der empirische Fall der Form eines hypothetischen Urtheils, z. B, in dem Urtheile: wenn Dampf allemal die Wirkung des Feuers ist, so müssen auch die Töplitzer Dampfbäder vom Feuer herrühren — so haben Ursache und Wirkung, nach dem Grundsatze der Kausalität, das nämliche Verhältniſs in der Zeit, wie Grund und Folge im Verstande haben; die

erstre geht vor der letztern nothwendig vorher. Niemand sieht freilich einem Dampfbade an, ob es den Grund seines Dampfs in sich, oder aufser sich in etwas Anderm habe, und ob es daher nicht eben so gut unter die Form eines kategorischen, als eines hypothetischen Urtheils gebracht werden könne. Aber es macht einen sehr wesentlichen Unterschied in der Art der Erkenntnifs, ob eine Wahrnehmung vor einem Erfahrungsbegriffe vorhergeht, oder darauf folgt. Wer den Rauch darum für die Ursache des Feuers, und nicht umgekehrt das Feuer für die Ursache des Rauchs hält, weil ihm die Erscheinung des Rauchs über dem Hause früher zu Gesichte kommt, als die Erscheinung des Feuers im Innern des Hauses, der ist in seinen Erfahrungen vom Feuer noch weit zurück, und kann allenfalls auch wohl befugt seyn, die Töplitzer Dampfbäder, unter der Form eines kategorischen Urtheils, für das beharrliche Substrat ihres eigenen Dampfs zu halten.

Ich werde aber bald zeigen, dafs eine Subsumtion unter ein kategorisches Urtheil nach einem ganz andern Grundsatze geschehe, als wenn die Urtheilskraft unter ein hypothetisches subsumirt.

3. Entspricht der empirische Fall der Form eines disjunktiven Urtheils, z. B. in dem Urtheile: ein jedes Subjekt im Staate ist entweder Gesetzgeber, oder Unterthan — so stehen die eingetheilten Glieder dieses Ganzen, ihrem Daseyn in der Zeit nach, im Verhältnisse der Wechselwirkung; das Seyn der einen Voraussetzung schliefst das Seyn der andern, das Daseyn des einen Gliedes schliefst das Daseyn des andern in dem nämlichen Falle aus, und beide zugleich sind, nach dem Grundsatze der Gemeinschaft, die Ursache von dem Daseyn des Ganzen. Ist der Bürger eines gegebnen Staats zugleich integrirendes Glied der Gesetzgebung, so kann er in eben dem Falle, wo er seine Stimme als Gesetzgeber giebt, nicht zugleich Unterthan seyn; und ist er

der Übertreter des Gesetzes, der nach dem Gesetze gerichtet werden soll, so kann er in eben dem Falle, da er das Gesetz übertreten hat und gerichtet wird, nicht zugleich Gesetzgeber seyn. Ehe ein Gesetz gegeben werden kann, mufs er seine Einwilligung zu dem Gesetze geben; und ehe er nach dem Gesetze gerichtet werden kann, mufs er unter das Gesetz subsumirt seyn. Das Gesetzgeben und das Gehorchen mufs sich in einem Zustande der Wechselwirkung und der Gemeinschaft befinden, ehe ein Ganzes eines Staats von der vorausgesetzten Art existiren kann.

Aus den drei Momenten der Relation, die ich hier zergliedert habe, entspringen drei verschiedne Grundsätze oder Naturgesetze, da hingegen aus jeder der beiden vorigen Kategorieen nur ein einziges Gesetz entsprang. Der Grund davon ist, weil in den Kategorieen der Quantität und Qualität immer nur Eine Art der

Verknüpfung möglich ist, nämlich die kategorische, in den Kategorieen der Relation und Modalität hingegen eben so viele Arten der Verknüpfung als Momente gegeben sind. Ob ich unter einen quantitativen Begriff ein, oder mehrere, oder alle Subjekte subsumire, ob ich ein Subjekt mit einem Prädikate bejahend, oder verneinend, oder limitirend verknüpfe, macht in der Art der Verbundenheit selbst keinen Unterschied: das Verhältnifs des Subjekts zum Prädikate ist in allen diesen Fällen gleich kategorisch bestimmt, und die Wahrheit desselben ist durch sich selbst erkennbar. In den beiden andern Kategorieen hingegen, wo jedes Moment zugleich ein andres Verhältnifs ausdrückt, mufs auch jede Verknüpfung von ihrem eignen Grundsatze ausgehen. Eine Synthesis, die sich durch sich selbst erklärt, hat einen andern Erkenntnifsgrund, als eine solche, die sich auf eine Voraussetzung bezieht; und ein Urtheil, das beide Arten

der Erkenntnifs mit einander verknüpft, wie es in einem disjunktiven und apodiktischen, auf Raum und Zeit angewandten, Urtheile geschieht, setzt andre Verhältnisse voraus, und giebt also auch andre Resultate, als jedes einzelne Moment für sich betrachtet.

Grundsätze möglicher Verhältnisse, die in dem Daseyn der Naturdinge vorkommen können, dienen, wie ich vorher sagte, weder zum Messen noch zum Zählen. Was durch sie bestimmt wird, ist die Verknüpfung der Wahrnehmungen, sofern aus ihnen Erfahrung werden soll. Es ist nicht einerlei, ob durch die Verknüpfung meiner Wahrnehmungen die Bewegung der Sonne um die Erde, oder umgekehrt die Bewegung der Erde um die Sonne bestimmt wird; nicht einerlei, ob ich die Töplitzer Bäder unter ein kategorisches oder unter ein hypothetisches Urtheil bringe. Jede andre Verknüpfung unsrer Wahrnehmungen giebt auch andre Verhält-

nisse für die Gegenstände der Wahrnehmung: um wahre Erfahrungs-Verhältnisse zu seyn, müssen sie auf nothwendigen Gesetzen des Naturverstandes beruhen. So lange ich keine Nothwendigkeit einsehe, meine Wahrnehmungen von dem täglichen und jährlichen Stande der Sonne in eine solche Verbindung unter einander zu bringen, dafs auch meine übrigen Wahrnehmungen des Himmels, und die unwandelbaren Gesetze des Denkens selbst dabei bestehen können, kann ich unmöglich befugt seyn, von Erfahrung zu reden.

Hieraus entspringt der allgemeine Grundsatz der Erfahrung überhaupt: Erfahrung ist nur durch das Bewufstseyn einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich.

Nothwendige Verknüpfung empirischer Gegenstände schliefst alle subjektive Willkühr des bloſsen Denkens aus, und beruht auf lauter objektiven Bedin-

gungen, indem wir, den transcendentalen Gesetzen des Verstandes zufolge, erkennen, dafs die Gegenstände, die in Raum und Zeit existiren, in einer durch die Möglichkeit des Raums und der Zeit selbst bestimmten, also von der zufälligen Anwendung unsrer Wahrnehmungen unabhängigen, Ordnung existiren. Auch unsre Wahrnehmungen folgen freilich in der Zeit auf einander; allein durch diese Zeitfolge der Wahrnehmungen wird nicht bestimmt, wie die Gegenstände unter einander folgen. Wir sind also genöthigt, unsre Wahrnehmungen, wenn sie objektive Wahrheit haben sollen, nicht nach ihrer subjektiven Anordnung, sondern nach der durch Raum und Zeit bestimmten Ordnung der in Raum und Zeit existirenden Objekte zu verknüpfen. Wie nun diese objektive Ordnung in Raum und Zeit zu erkennen, und wie folglich nach ihr die Verknüpfung unsrer Wahrnehmungen gesetzmäfsig zu bestimmen sei, wird sich aus den Grund-

sätzen ergeben, die bei jeder der drei Verhältnisarten insbesondre zur Anwendung kommen.

Grundsatz der Substanzialität. **Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert.** Beweis. Wir sind uns der Zeit als eines Mittels bewufst, die Succession der Erscheinungen, ihr kürzeres oder längeres Daseyn, zu bestimmen. Das würde sie aber nicht seyn können, wenn sie uns nicht beharrlich, und zwar unter einer einzigen Dimension, gegenwärtig wäre: denn eben durch ihre unwandelbare Beharrlichkeit als ein Zeit-Ganzes ist es möglich, die Zeittheile, die in ihr enthalten sind, zu unterscheiden, und eben durch die Einheit ihrer Dimension ist es möglich, die Dauer der Zeiten zu bestimmen. Wir würden uns aber auch der Zeit selbst in ihrer Qualität der Beharrlichkeit, so

wenig als des Raums, bewufst werden können, wenn nichts da wäre, was den Raum, und mit dem Raume zugleich die Zeit, beharrlich erfüllte: denn so wie wir nur dadurch, dafs wir Veränderungen in den Dingen wahrnehmen, die Zeit als dasjenige Mittel kennen lernen, wodurch wir diese Veränderungen bestimmen können, so erfahren wir auch blofs dadurch, dafs nicht alles im Raume sich verändert, und dafs einige Dinge beharren, unterdefs sich andre verändern, die Zeit als etwas im Ganzen beharrlich erfülltes; wir begreifen, dafs eine Zeit, die zuweilen erfüllt, zuweilen leer wäre, nimmermehr ein Mittel der Zeitbestimmung seyn könnte. Die erfüllte Zeit ist also dasjenige Substrat, was allen Veränderungen, die in ihr vorgehen, allen ihren Accidenzen, wodurch sie als eine eingetheilte Zeit erscheint, beharrlich zum Grunde liegt; und zwar ist sie das für uns nur dadurch, weil sie durch etwas erfüllt ist, was beharrlich im Raume existirt.

Also giebt es etwas in Raum und Zeit, was den Veränderungen, die in der Zeit vorgehen, zum Grunde liegt. Also giebt es etwas in Raum und Zeit, was sich mit den Veränderungen nicht selbst verändert. Also giebt es ein unveränderliches, ein selbstständiges, ein substanzielles Substrat, das bei allen Veränderungen in der Zeit immer als das Nämliche beharrt; folglich auch in dieser seiner Totalität des Erfüllens weder vermehrt noch vermindert werden kann.

Nach diesem Grundsatze können ausgebrannte Sonnen Planeten werden, Planeten können aus ihren Kreisen treten, und als Kometen erscheinen, Kometen können sich in den Feuerschlund einer Sonne stürzen, oder auch am Rande derselben zertrümmern, Menschen und Thiere können von der Oberfläche der Erde verschwinden, Gebirge können versinken, und Meere versiegen: aber ihre Substanz kann nur mit der Zeit selbst zu Grunde gehen, und

die Zeit kann nicht Zeit seyn, wenn sie nicht von der Substanzialität alles dessen, was sich in ihr verändert, beharrlich erfüllt ist.

Grundsatz der Kausalität. Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung. Beweis. Das Beharrliche kann seinen Zustand nur in der Zeit verändern. Daraus folgt, dafs die eine Veränderung immer vor der andern vorhergehen mufs. Der Grund aber, warum die Veränderungen nicht auch in umgekehrter Ordnung auf einander folgen können, mufs in dem zu suchen seyn, was die Zeit erfüllt: also in dem Beharrlichen. Er mufs sich folglich zu dem, was sich in der Zeit verändert, wie Grund und Folge in der Form eines hypothetischen Urtheils, d. h. nothwendig, verhalten. Also ist die Ordnung der auf einander folgenden Erscheinungen der Dinge durch einen nothwendigen Grund in der Zeit bestimmt.

Also ist in dem, was vorhergeht, allemal nothwendig auch der Grund des Beharrlichen enthalten, warum es vorhergeht, und nicht auf das Folgende folgt. Ein Grund, der die Folge von etwas Andern in der Zeit bestimmt, ist eine Ursache, und die Folge des Andern ist die Wirkung der Ursache. Also sind alle Veränderungen in der Zeit durch das Gesetz der Kausalverknüpfung mit einander verbunden.

Durch diesen Grundsatz bleibt es unentschieden, ob etwas, das in der Zeit vorhergeht, die bestimmte Ursache von etwas anderm sei, das in der Zeit folgt; ob z. B. der Erfolg eines Flintenschusses, wodurch ein Vorübergehender getödtet wird, durch das bloſse Naturgesetz der Bewegung determinirt, oder durch einen Akt der Freiheit motivirt worden. Es wird aber dadurch entschieden, daſs alles, was in der Zeit geschieht, nothwendig eine Ursache in einer vorhergegangnen Zeit haben müsse, und daſs nur dasjenige in der vorher-

gegangnen Zeit, (z. B. wenn die Naturbewegung des Flintenschusses durch ein Freiheitsmotiv determinirt ward) die Ursache des Folgenden in der Zeit (z. B. des getödteten Vorübergehenden) seyn könne, was sich zu dem letztern, wie der Grund zu seiner Folge in einem hypothetischen Urtheile, verhält.

Grundsatz der Gemeinschaft. **Alle Substanzen, sofern sie im Raume als zugleich existirend wahrgenommen werden können, sind in durchgängiger Wechselwirkung.** Beweis. Das Zugleichseyn der Substanzen, sofern wir sie durch ihre accidentellen Erscheinungen wahrnehmen, z. B. der mancherlei Dinge in einem Kunst- Bücher- und Naturalien-Kabinet, oder des Kaisers von Japan und des Kaisers von Marokko, erkennen wir, wenn wir einen gegebnen Raum disjunktiv als ein Ganzes eintheilen, wo immer der eine Theilbegriff den andern wechselseitig ausschliefst, und beide doch

nothwendig zusammengehören, ehe das Ganze als ein so und nicht anders gegebnes Ganze gedacht werden kann. So schliefst der Begriff des Kaisers von Japan den Begriff des Kaisers von Marokko, und mit ihm zugleich den Begriff aller andern herrschenden oder beherrschten Substanzen in der Welt, und der letztere wieder den erstern aus, ohne dafs doch das Ganze gedacht werden könnte, wenn nicht alle diese Substanzen in ihrer Raum und Zeit erfüllenden Ordnung bei und neben einander gedacht würden. Das Daseyn des einen Theils bestimmt das Daseyn des andern, und so auch umgekehrt; und die Wirkung dieser wechselseitigen Bestimmungen ist das Verhältnifs aller Theile zusammen genommen in Beziehung aufs Ganze. Da nun dieses wechselseitige Verhältnifs nur dadurch der mögliche Gegenstand einer Erfahrung wird, dafs die Objekte selbst sich wechselseitig einander in Raum und Zeit ausschliefsen und zu einem

proportionirten Ganzen verknüpfen, so folgt daraus, dafs jedes Zugleichseyn sich objektiv in einem Zustande der durchgängigen Wechselwirkung d. h. im Stande der Gemeinschaft befinde.

Durch die hier aufgestellten drei Grundsätze sind alle mögliche Verknüpfungen unsrer Wahrnehmungen, um die Verhältnisse der existirenden Dinge zu erfahren, eben so vollständig erschöpft, wie die mögliche Verbindung der Kopula durch die drei Formen eines kategorischen, hypothetischen, und disjunktiven Urtheils erschöpft ist. Wenn zu den letztern die Bestimmungen des Raums und der Zeit hinzükommen, so werden sie Formen der transcendentalen Verbundenheit (Kategorieen der Relation); und wenn sie auf die Verbundenheit unsrer Wahrnehmungen angewandt werden, so werden sie Grundsätze der möglichen Erfahrung. Keine sogenannte wirkliche Erfahrung kann den Namen einer Erfahrung verdienen, die

nicht vorher unter diese Grundsätze mit logischer Bestimmtheit subsumirt ist. Man kann nicht die Synthesis von Accidenzen, die man Dampfbäder nennt, unter den Begriff der Substanzen, nicht das Quaken der Frösche und das Ausschlagen der Bäume in synthetischer Verbindung unter den Begriff der Kausalität, nicht die Anarchie in einem Staate unter den synthetischen Begriff der bürgerlichen Gemeinschaft subsumiren. Man mufs die Erscheinungen nicht durch die Wahrnehmungen, sondern durch die nothwendige Verknüpfung der Wahrnehmungen beurtheilen.

Es giebt aber auch eine zweite Relation, da wir unsre Urtheile auf das Ganze unsers Bewufstseyns beziehen. Die Aufgabe einer Summe Geldes mufs nach eben den Verhältnissen berechnet oder beurtheilt werden, wie eine wirklich gegebne Summe Geldes; und doch sind wir uns der wirklich gegebnen Summe Geldes

im Ganzen, da nämlich das Selbstbewufstseyn als Einheit und Verknüpfung der Receptivität und des Denkvermögens in einem einzigen Subjekte betrachtet wird, ganz anders bewufst, als der aufgegebnen, die sich auf das blofse Denkvermögen bezieht. Zu den Bedingungen des Denkens kommen bei einer gegebnen Summe noch die Bedingungen der Receptivität hinzu; das Bewufstseyn derselben ist ein durchgängig von innen und aufsen bestimmtes Ganze: der Gegenstand ist mit dem Ganzen des Bewufstseyns gleichsam aus Einem Stücke. Wir haben also noch zu untersuchen, wie sich unsre Urtheile auf unser Bewufstseyn beziehen, sofern der Fall der Beurtheilung entweder gegeben, oder nur aufgegeben ist.

IV. Modalität ist Relation der Kopula zur Einheit des Bewufstseyns überhaupt. Diese Einheit des Bewufstseyns entspringt, wenn das Daseyn der Receptivität dergestalt mit dem Seyn der Kopula überein-

stimmt, dafs das Seyn nicht gedacht werden kann, ohne zugleich das Daseyn zu denken.

1. Entspricht der empirische Fall den Bedingungen des Daseyns in Raum und Zeit zwar überhaupt, aber unbestimmt, so ist das Urtheil problematisch, und das Seyn der Kopula kann als ein mögliches Daseyn in Raum und Zeit gedacht werden. Entspricht der Fall diesen Bedingungen nicht, so enthält die Verknüpfung einen Widerspruch, und der Fall kann unmöglich in Raum und Zeit existiren. Es ist möglich, dafs eine Insel Atlantis existirte. Aber es ist unmöglich, dafs sie mit dem festen Lande von Europa und Afrika zusammenhing.

2. Entspricht der empirische Fall den Bedingungen des Daseyns in Raum und Zeit dergestalt, dafs eine durchgängig bestimmte Raum- und Zeiterfüllung durch ihn gegeben wird, so läfst sich das Nichtseyn desselben nicht einmal denken. Das

Urtheil ist dann assertorisch, und das Daseyn ist eine Wirklichkeit in Raum und Zeit. Widerspricht der Fall den Bedingungen einer durchgängig bestimmten Raum- und Zeiterfüllung, so drückt das Urtheil ein Nichtseyn im Verstande, und ein Nichtdaseyn in Raum und Zeit aus. Z. B. Kant ist der Erfinder der wahren Transcendental-Philosophie. Amerikus ist nicht der Entdecker von Amerika.

3. Entspricht der empirische Fall den vorausgesetzten Bedingungen der Raum- und Zeiterfüllung dergestalt, dafs es ein Widerspruch seyn würde, unter einer so durchgängig bestimmten Voraussetzung die Wirklichkeit des Falls nicht anzuerkennen, so drückt das Urtheil apodiktisches Bewufstseyn aus, und der Fall existirt nothwendig. Ist aber zwischen den Bedingungen des Bewufstseyns und dem Falle selbst kein nothwendiger Zusammenhang nach dem Satze des Widerspruchs zu erkennen, so bleibt die Verknüpfung eine

bloſse Aufgabe, und der Fall selbst, wenn er dessen ungeachtet wirklich wäre, ist dem Naturverstande zufällig. *) Z. B. Wenn alles wahr ist, was die Zeitungen von Danton erzählen, so muſs er nothwendig ein schlechter Bürger und ein noch schlechterer Mensch gewesen seyn. Wenn Nostradamus wahr prophezeit hat, so muſs es zufällig geschehen seyn; denn zukünftige Dinge kann man nicht wahrnehmen, vielweniger erfahren, ehe sie da sind. (Man kann wohl vorhersehen, daſs eine Wirkung erfolgen werde, von der man die Ursache erkennt: aber dann gehört der

*) Zufälligkeit unter der Kategorie der Modalität ist also ganz etwas anders als Zufall unter der Kategorie der Relation. Unter jener ist es bloſs mir, dem Subjekte, zufällig, ob meine Wahrnehmung mit dem Objekte zusammentrifft: unter der letztern hingegen ist es objektiv unmöglich, daſs ich etwas erfahren kann, was überhaupt kein Objekt der Erfahrung ist, wie z. B. eine Wirkung, die nicht nach dem Naturgesetze der Kausalität erfolgt. *Non datur casus.*

Fall unter die Kategorie der Nothwendigkeit. Wo aber auch dieser Grund wegfällt, da ist das Voraussehn blofs Sache der Meinung, und fällt unter gar keine Kategorie.)

Die Grundsätze, nach denen unser Verstand verfährt, um sich der Materie eines Urtheils als problematisch, oder assertorisch, oder apodiktisch erkannt bewufst zu seyn, sind in jedem der hier zergliederten drei Momente so evident, dafs man sie nur aufzustellen braucht, um ihre Wahrheit ohne Beweis einzusehen. Ich werde blofs einige Erläuterungen zu ihnen hinzufügen.

Erster Grundsatz der Modalität. Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich.

Formale Bedingungen der Erfahrung sind von Seiten des Denkvermögens logische Verknüpfbarkeit nach dem Satze des Widerspruchs, und von Seiten der Recepti-

auch die Folge nothwendig wahr seyn. Wenn die Materie dieses Grundes kein bloſses Denken, sondern eine wirklich gegebne Ursache in Raum und Zeit ist, so muſs es nothwendig wahr seyn, daſs auch die Wirkung existire.

Das Gesetz der Erfahrung fordert eine solche Verknüpfung der Thatsachen, in der nichts auf Meinung oder Führwahrhalten, alles auf objektiven Gründen beruht. Wie soll ich nun angebliche Thatsachen, z. B. die widersprechenden Gerüchte vom Frieden *), dergestalt unter einander verknüpfen, daſs ich den wahren Zusammenhang der Sache erfahre? Habe ich von dem, was bis auf diesen Augenblick in und auſser Frankreich geschehen ist, Data vor mir, die sich von selbst unter die Form eines kategorischen, hypothetischen, oder disjunktiven Urtheils subsumiren? Habe ich von der Wahrheit

*) Geschrieben im Herbst 1794.

Daseyn desselben mufs nicht blofs als möglich, sondern als wirklich gegeben beurtheilt werden. Daraus folgt aber bei weitem nicht, dafs wir an jedem als wirklich erkannten Daseyn auch den Zusammenhang desselben mit den Bedingungen jeder möglichen Erfahrung einzusehen im Stande wären. Die Erfahrung, dafs etwas wirklich gegeben sei, ist von der Erfahrung des wirklichen Gegenstandes sehr zu unterscheiden.

Dritter Grundsatz der Modalität. Dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung bestimmt ist, das existirt nothwendig.

Allgemeine Bedingungen der Erfahrung sind 1) dafs uns wirkliche Gegenstände der Wahrnehmung gegeben, und 2) dafs die Wahrnehmungen dieser Gegenstände nach den nothwendigen Gesetzen des Denkens verknüpft seyn müssen. Wenn der Grund eines Urtheils gegeben ist, so mufs

auch die Folge nothwendig wahr seyn. Wenn die Materie dieses Grundes kein blofses Denken, sondern eine wirklich gegebne Ursache in Raum und Zeit ist, so mufs es nothwendig wahr seyn, dafs auch die Wirkung existire.

Das Gesetz der Erfahrung fordert eine solche Verknüpfung der Thatsachen, in der nichts auf Meinung oder Führwahrhalten, alles auf objektiven Gründen beruht. Wie soll ich nun angebliche Thatsachen, z. B. die widersprechenden Gerüchte vom Frieden *), dergestalt unter einander verknüpfen, dafs ich den wahren Zusammenhang der Sache erfahre? Habe ich von dem, was bis auf diesen Augenblick in und aufser Frankreich geschehen ist, Data vor mir, die sich von selbst unter die Form eines kategorischen, hypothetischen, oder disjunktiven Urtheils subsumiren? Habe ich von der Wahrheit

*) Geschrieben im Herbst 1794.

der angeblichen Friedensartikel ein problematisches, assertorisches, oder apodiktisches Bewufstseyn? Liegt in den rohen Materialien meiner bisher gesammelten Kenntnisse, wenn ich sie gesetzmäfsig verknüpfe, der Stoff zu einer möglichen, wirklichen, oder nothwendigen Erfahrung? — Das ist es, was die Kritik unter Modalität eines Erfahrungsurtheils versteht.

Beschlufs.

Wir hätten sonach aus den Formen des Denkvermögens und der Receptivität ein bestimmtes Ganze von Bedingungen und Grundsätzen entwickelt, nach denen eine Natur eingerichtet seyn müfste, die für uns ein Gegenstand der Erfahrung werden sollte. Das Anschauliche in ihr müfste eine extensive, das Empfindbare eine intensive Gröfse haben: es müfste ein Reales in ihr existiren, das sich anders als Substanz zu seinen Accidenzen, anders als

Ursache zu seiner Wirkung, anders im Zustande der Wechselwirkung unter einer Mehrheit von Substanzen, verhielte. Um allen diesen Bedingungen angemessen zu seyn, müfste das Reale der Natur, welches den Raum und die Zeit beharrlich, aber nicht an eben dem Orte und unter eben den Verhältnissen beharrend erfüllte*), eine Materie seyn, die in den Formen ihres äufsern Daseyns veränderlich wäre,

*) Die Materie, die den Raum erfüllt, ist eben diejenige, von der auch die Zeit erfüllt wird: nur erfüllt sie die Zeit auf eine andre Art, als den Raum. Von der Zeiterfüllung haben wir kein andres Merkmal in unserm Bewufstseyn, als die Existenz der Zeit selbst. Von der Raumerfüllung hingegen dienen uns die Wahrnehmungen der veränderten Materie zu einer Mannichfaltigkeit von Merkmalen, die durch alle Kategorieen bestimmbar sind. Die Zeit kann durch Realitäten erfüllt seyn, welche sich in keiner empirischen Anschauung darstellen, und nur durch die Empfindung geben lassen. Der Raum überliefert uns alle seine Realitäten unter der Form der Anschauung.

(denn sonst würden wir sie nicht wahrnehmen); sie müfste eine Kraft haben, aufser sich zu wirken, (denn sonst würden wir sie nicht empfinden); und die verschiednen Merkmale dieser Kraft müfsten so bedingt seyn, dafs sich alle Verhältnisse unter den Veränderungen, sie möchten sich nun auf das beharrliche Substrat als Substanz, oder als wirkende Ursache, oder als ein gemeinsames Ganze von Substanzen beziehen, vollständig aus ihr entwickeln liefsen. Das würde denn eine Metaphysik der Natur, ein Umrifs *a priori*, seyn, wie wir die Erscheinungen aus den bloßen Bedingungen des Denkvermögens und der Receptivität, den Grundsätzen der Kritik gemäfs, zum Behuf einer möglichen Erfahrung schematisiren und konstruiren könnten. Weiter aber mit unsern transcendentalen, metaphysisch und mathematisch angewandten Principien in die Natur einzudringen, wäre für uns nicht möglich. Man kann *a priori* wissen, wie

der wirkliche Stoff der Erfahrung bedingt seyn mufs, um für uns zu einer möglichen Erfahrung zu taugen. Allein den Stoff selbst *a priori* so zu erzeugen, dafs er diesen Bedingungen nun auch wirklich angemessen sei, davon sind wir uns *a posteriori* bewufst, dafs wir es nicht vermögen. Wir können mit allem unserm Denken, mit allem unserm Schematisiren und Konstruiren nicht machen, dafs Monaden anschaulich oder empfindbar werden, oder dafs ein geometrischer Körper einen Raum erfülle, aufser sich wirke, sich realisire: er kann einen Raum einnehmen, aber er kann ihn nicht als Kraft erfüllen; er kann eine Mannichfaltigkeit von Vorstellungen erzeugen, aber er kann diesen Vorstellungen keine Kausalverknüpfung in einer erfüllten Zeit geben: man kann es durch keine Art der Konstruktion *a priori* dahin bringen, dafs der geometrische Körper sich von einer Stelle zur andern bewege, dafs er eine Springkraft habe,

dafs er Körper an sich ziehe, von sich stofse u. s. w.

Soll also die Theorie der Kategorieen, und mit ihr die Metaphysik der Natur, auf Dinge aufser der blofsen Vorstellung anwendbar seyn, so mufs sie sich ihre Gegenstände in einer wirklichen Natur geben lassen, und diese Naturdinge müssen die Eigenschaft haben, anschaulich und empfindbar zu seyn, Raum und Zeit reell zu erfüllen, auf einander zu wirken u. s. w. Sie könnten, oder müfsten vielmehr, insgesamt nach Principien der Mathematik angelegt seyn: aber zu dieser innern Naturanlage, ohne die sie für unsre Receptivität keine Erscheinungen seyn könnten, würden noch eine Menge physischer Bestimmungen hinzukommen, von denen wir gar nicht *a priori* absehen könnten, wie sie sich mit den Bedingungen der Geometrie vereinigen liefsen. Das müfsten wir also abwarten *), und es bis

*) Wir können die Natur *a priori* ins Unend-

dahin von der Meisterhand der Natur so annehmen, wie sie es uns gäbe. Dagegen aber dürften wir unsrerseits mit vollem Rechte erwarten, dafs die wirkliche Natur in allen ihren plastischen, organischen, animalischen, überhaupt in ihren physischen Erscheinungen den Kategorieen ohne Vorbehalt entspräche: denn es wäre geradezu unmöglich, dafs wir irgend etwas als wirklich erkennen könnten, wofern es den Bedingungen unsrer Receptivität und unsers Denkvermögens widerspräche. Damit ist nun zwar keinesweges gesagt, dafs die Natur nicht eben sowohl ihre schwierigen Aufgaben für unser Erkenntnifsver-

liche specificiren, d. h. wir können jeder gegebnen Art, als dem disjunktiven Gliede eines Gattungsbegriffs, durch Gegenüberstellung ihrer entgegengesetzten Sphäre immer neue Arten hinzufügen: nur diese unendliche Mannichfaltigkeit der Arten zugleich *a priori* plastisiren — wenn ich einen so kühnen Ausdruck wagen darf — das übersteigt unser Vermögen nicht weniger ins Unendliche.

mögen haben dürfte, als unser denkendes Wesen selbst die seinigen hat. Aber eben darin besteht der unverkennbare Nutzen unsrer Kategorieen, dafs wir durch sie nicht blofs erfahren, was uns an einem Gegenstande gegeben sei, sondern auch was uns in diesem Gegebnen entweder als wirkliches Erkenntnifs, oder nur als Aufgabe gegeben sei. Das erstre erfahren wir durch die Kategorieen der Relation, mit Einschlufs der Quantität und Qualität: das letztere erfahren wir durch die Kategorieen der Modalität.

Ich hätte ein weites Feld vor mir, wenn ich mich in eine Übersicht aller der Wirklichkeiten und Möglichkeiten einlassen wollte, die wir durch unsre Kategorieen beurtheilen können. Allein ich mafse mir nicht an, den künftigen Linneen eines kritisch eingetheilten Natursystems vorzugreifen; und noch viel weniger unternehme ichs, aus dem Gebiet der theoretischen in

das Gebiet der praktischen *) Vernunft einen Absprung zu thun. Auch wird es in der Hauptsache, worauf mein jetziges Absehen gerichtet ist, nach dem Wenigen, was ich so eben von dem Übergange der transcendentalen Philosophie in die Natur-Metaphysik gesagt habe, leicht einleuchten, durch welche gesetzliche Bestimmungen *a priori* die Realität unsrer moralischen Handlungen bedingt seyn müsse, sofern sie (nach der Analogie einer Natur-Metaphysik) in einer Metaphysik der Sitten, unabhängig von den Motiven der Sinne, systematisch abgehandelt werden soll. Die Bedingungen der Kategorieen, unter denen Erscheinungen in der Sinnenwelt, sie mögen nun theoretischer oder praktischer Herkunft seyn, allein nur Objekte der Beurtheilung werden können,

*) Des Gebietes der reflektirenden Urtheilskraft erwähne ich hier nicht, da die Gegenstände der Ästhetik und der Teleologie gar keiner Metaphysik fähig sind.

sind überall die nämlichen: nur sind sie durch andre Bestimmungen modificirt, wo die praktische Vernunft, als wo der Naturverstand den Erscheinungen das Gesetz vorschreibt. Als Erscheinungen in der Sinnenwelt bringen sie nothwendig irgend einen Stoff mit zur Beurtheilung ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität: aber es ist die Sache der Urtheilskraft, mithin der Kritik, auf die Gesetze Rücksicht zu nehmen, unter die wir in jedem gegebnen Falle die Data derselben, es sei nun assertorisch oder problematisch, subsumiren sollen.

ÜBER DIE

ERSTE UND ZWEITE SUBSTANZ

DES

ARISTOTELES.

1796.

Wie nachtheilig die Verwechselung der Principien (oder das *μεταβαινειν εις αλλο γενος*, wovor Niemand ausdrücklich gewarnt hat, als Aristoteles selbst) der Entdeckung der Wahrheit werden könne, davon haben wir ein auffallendes Beispiel an dem Lehrbegriffe der Substanz, wie Aristoteles ihn in seinem Traktat von den Kategorieen abhandelt. Hätte

dieser stärkste Denker des Alterthums — wenn ich den einzigen Plato ausnehme, der aber doch mehr mit seiner originellen Einbildungskraft, als mit seinem unstreitig sehr grofsen Verstande dachte — je über den ganz verschiedenen Ursprung der Kategorieen und des logischen Princips nachgedacht, so würde er nicht allein den ärgerlichen Streitigkeiten vorgebaut haben, die späterhin Jahrhunderte lang den sogenannten Realismus mit dem Nominalismus entzweiten, sondern er hätte sich vielleicht um die ganze Kritik der Principien (oder der reinen Vernunft) schon vor Jahrtausenden das Verdienst erworben, das wir erst itzt unserm Kant verdanken.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich das ganze dritte Kapitel aus dem Buche der Kategorieen übersetzen wollte, wo Aristoteles von der Substanz handelt. Für meinen itzigen Zweck wird es genug seyn, wenn ich nur die Hauptbestimmungen anführe, durch die er den Begriff der ersten

und zweiten Substanz von seinen übrigen Prädikamenten auszeichnet. *)

„§. 1. Substanz in der ersten und wörtlichsten und üblichsten Bedeutung ist dasjenige Subjekt, das weder Prädikat noch Inhärenz von irgend einem andern Subjekte seyn kann, z. B. dieser Mensch, dieses Pferd."

§. 1. *Ουσια δε εστιν ἡ κυριωτατα τε και πρωτως και μαλιστα λεγομενη, ἡ μητε κατ' ὑποκειμενου τινος λεγεται, μητε εν ὑποκειμενῳ τινι εστιν· οιον ὁ τις ανθρωπος, και ὁ τις ἱππος.*

„§. 2. In einer zweiten Bedeutung drückt aber auch der Art- und Gattungsbegriff der ersten Substanz etwas Substanzielles aus, z. B. der Artbegriff Mensch die Substanzialität menschlicher Individuen, und der Gattungsbegriff Thier den ganzen substanziellen Inhalt aller unter ihm

*) *Aristotelis Opera omnia etc. ed. Jo. Theoph. Buhle. Vol. I. p.* 450.

eingeordneter Artbegriffe. Sonach nenne ich Mensch und Thier zweite Substanzen in dieser weitern Bedeutung."

§. 2. *Δευτεραι δε ουσιαι λεγονται, εν οις ειδεσιν αι πρωτως ουσιαι λεγομεναι ὑπαρχουσι· ταυτα τε και τα των ειδων τουτων γενη· οιον ὁ τις ανθρωπος εν ειδει μεν ὑπαρχει τῳ ανθρωπῳ, γενος δε του ειδους εστι το ζωον. Δευτεραι ουν αὐται λεγονται ουσιαι, οιον ὁ τε ανθρωπος, και το ζωον.*

„§. 6. Unter diesen zweiten Substanzen ist jedoch der Artbegriff mehr Substanz, als der Gattungsbegriff, denn er nähert sich der ersten Substanz unmittelbarer, als der letztere; und wer unter den ersten Substanzen die Differenz angeben will, dem giebt jener, und nicht dieser das bekanntere und nähere Prädikat dazu an die Hand. Wollt ihr z. B. erklären, wodurch sich die Substanz Kajus von andern Individuen unterscheide, ob er gelehrt oder ungelehrt, jung oder alt sei, so liegt euch für diese Bestimmung der

Artbegriff Mensch näher, als der Gattungsbegriff Thier.“

§. 6. *Των δε δευτερων ουσιων μαλλον ουσια το ειδος του γενους εστιν· εγγιον γαρ της πρωτης ουσιας εστιν· εαν γαρ αποδιδφ τις την πρωτην ουσιαν τι εστι, γνωριμωτερον αν και οικειοτερον αποδωσει το ειδος, η το γενος αποδιδους· οιον τον τινα ανθρωπον αποδιδους, γνωριμωτερον αν αποδοιη, ανθρωπον αποδιδους, η ζωον· το μεν γαρ ιδιον μαλλον του τινος ανθρωπου, το δε κοινοτερον· και το τι δενδρον αποδιδους, γνωριμωτερον αποδοσει, δενδρον αποδιδους, η φυτον.*

„§. 12. Gemeinschaftlich ist der ersten Substanz mit der zweiten das Merkmal, dafs sie keine Inhärenzen (Accidenzen) eines Subjekts sind: ihre Differenz hingegen besteht darin, dafs zwar die zweite, aber nicht die erste Substanz Prädikat eines Subjekts seyn kann. So kann man zwar dem Subjekte Kajus oder diesem Menschen das Prädikat Substanz in der

zweiten Bedeutung (menschliche oder thierische Substanz), aber nicht in der ersten beilegen (denn das wäre Tautologie, und das Prädikat muſs immer ein höherer Begriff seyn, als das Subjekt).

§. 12. *Κοινον δε κατα πασης ουσιας το μη εν ὑποκειμενῳ ειναι· ἡ μεν γαρ πρωτη ουσια ουτε εν ὑποκειμενῳ εστιν, ουτε καθ' ὑποκειμενου τινος λεγεται· των δε δευτερων ουσιων φανερον μεν και οὑτως, ὁτι ουδεμια εστιν εν ὑποκειμενῳ· ὁ γαρ ανθρωπος καθ' ὑποκειμενου μεν του τινος ανθρωπου λεγεται, εν ὑποκειμενῳ δε ουκ εστιν· ου γαρ εν τῳ τινι ανθρωπῳ ὁ ανθρωπος εστιν.*

„§. 16. und 17. Substanz scheint allemal einen individuellen Gegenstand zu bezeichnen: aber nur von der ersten gilt dieſs buchstäblich, von der zweiten hingegen scheint es nur uneigentlich gelten zu können, und **Mensch** oder **Thier** mehr eine Qualität als eine Substanz anzudeuten. Allein eine bloſse Qualität, der-

gleichen z. B. die schwarze Farbe eines Pferdes oder Menschen ist, kann die zweite Substanz doch auch nicht seyn: wer Mensch oder Thier sagt, will durch diesen Art- und Gattungsbegriff nur zu erkennen geben, dafs er irgend eine qualitative Differenz der Substanzen verstehe, wo denn vollends der Gattungsbegriff Thier sogar einen noch substanzielleren Inhalt hat, als der Artbegriff Mensch."

§. 16. *Πασα δε ουσια δοκει τοδε τι σημαινειν· επι μεν ουν των πρωτων ουσιων αναμφισβητητον και αληθες εστιν, ὁτι τοδε τι σημαινει· ατομον γαρ και ἑν αριθμῳ το δηλουμενον εστιν· επι δε των δευτερων ουσιων φαινεται μεν ὁμοιως τῳ σχηματι της προσηγοριας τοδε τι σημαινειν, ὁταν ειπῃ ανθρωπος η ζωον· ου μεν γε αληθες· αλλα μαλλον ποιον τι σημαινει· ου γαρ ἑν εστι το ὑποκειμενον, ὡσπερ ἡ πρωτη ουσια, αλλα κατα πολλων ὁ ανθρωπος λεγεται, και το ζωον.*

§. 17. *Ουχ ἁπλως δε ποιον τι σημαινει, ὡσπερ το λευκον· ουδεν γαρ αλλο σημαινει το λευκον, αλλ' η ποιον· το δε ειδος και το γενος περι ουσιαν το ποιον αφοριζει· ποιαν γαρ τινα ουσιαν σημαινει· επι πλεον δε τω γενει, η τω ειδει, τον αφορισμον ποιειται· ὁ γαρ ζωον ειπων επι πλεον περιλαμβανει, η ὁ τον ανθρωπον.*

Wenn denn also (schlofs nun aber späterhin eben aus dieser Ungleichartigkeit der beiden Substanzen, die der Form eines kategorischen Urtheils so geradezu widerstritt, der Realist) der Gattungsbegriff Thier darum, weil er weiter ist, als der Artbegriff Mensch, mehr Substanzialität enthält, als dieser: so mufs ja nothwendig der weiteste unter allen, das *Genus generalissimum* der Substanz, auch überhaupt der substanzielleste seyn; und da dieses *Genus generalissimum* doch im Grunde nur eine Vorstellung, ein Begriff, ist, was heifst das anders, als dafs alle Substanzen materiell in dieser Vor-

stellung enthalten sind? Wie verschieden daher diese Prämissen des Aristoteles von jenen kühnen Voraussetzungen seyn mochten, durch die sich Plato mit seiner plastischen Phantasie in die Urideen der Gottheit verstieg, so waren doch die Resultate, die der Realist aus beiden zog, in der Hauptsache die nämlichen. Auf eine so evidente zwiefache Autorität gestützt, schien diesem nunmehr nichts leichter zu seyn, als zu solchem Behuf einen hinlänglich substanziellen Typus zu ersinnen, bei dem die Unendlichkeit der ganzen lebenden und webenden Schöpfung, wenn sie auch noch unendlicher, und er nur der Logos gewesen wäre, in seinem realistischen Verstande nicht immer noch überflüssig Platz gefunden hätte.

Und man glaube nur ja nicht, dafs diese platonisch-aristotelische Dingerlehre sich erst durch die finstern Jahrhunderte der Gothen und Vandalen hindurcharbeiten mufste, ehe sie in den systematisch ver-

schrobenen Köpfen der scholastischen Dialektiker gedeihen konnte. Schon lange vorher hatte das Kapitel von der Substanz dem konsequenten Porphyrius nicht wenig zu schaffen gemacht.

„Ob" (sagt Porphyrius in seiner Einleitung zu den Aristotelischen Kategorieen) „die Gattungs- und Artbegriffe an sich selbst, oder nur in der bloſsen Vorstellung subsistiren, ingleichen, wenn sie wirkliche Substanzen sind, ob ihre Substanz körperlich, oder geistig sei, und, wenn sie es nicht sind, ob sie in uns als Begriffe, und auſser uns als Gattungen und Arten existiren? von allem dem enthalte ich mich in der gegenwärtigen Schrift zu reden, da diese äuſserst abstruse Materie sich für ein Werk von einem weit gröſseren Umfange eignet."

Αυτικα περι γενων τε και ειδων, ποτερον μεν, ειτε ὑφεστηκεν, ειτε και εν μοναις ψιλαις επινοιαις κειται, ειτε και ὑφεστηκοτα, σωματα εστιν, η ασωματα, και ποτερον χω-

ριστα, η εν τοις αισθητοις, και περι ταυτα ὑφεστοτα, παραιτησομαι λεγειν· βαθυτατης ουσης της τοιαυτης πραγματειας, και αλλης μειζονος διομενης εξετασεως.

Welches der fleiſsige Julius Pacius, das Muster aller Kommentatoren, mit folgenden kläreren Worten erläutert *): *Ne temere dixisse videatur se difficiles quaestiones praetermissurum; difficillimas quasdam de genere ac specie quaestiones indicat, quae hoc loco dissolvi non possint. Quarum prima est, utrum genus et species consistat extra nostrum intellectum, an sint tantum in intellectu; quod perinde est, ac si dicamus, utrum sint primae an secundae notiones* (ob sie Anschauungen oder Begriffe sind). *In hac quaestione Aristoteles a Platone dissentit: nam Plato censet, genera et species per se in rerum*

*) *Julii Pacii a Beringa in Porphyrii Isagogen et Aristotelis Organum Commentarius analyticus. Francof.* 1597. 4to. *p.* 5.

natura consistere, eaque vocat Ideas; Aristoteles autem ubique Ideas reiicit, et inquit universalia non esse nisi in intellectu. Altera quaestio est, si genera et species reperiuntur extra intellectum, ut Plato existimavit, utrum sint res corporeae an incorporeae. Platonici statuunt esse incorporeas. Tertia quaestio est, utrum genus et species sint in individuis, ut homo in Petro et Socrate, an consistant per se extra individua. Plato vult ea per se consistere: sic enim statuit ideas. Aristoteles autem in individuis tantum esse concedit. (Wenn sich dieſs letztere geradezu so von selbst verstände, und die ganze obige Auseinandersetzung zwischen der ersten und zweiten Substanz durchaus keinen andern Sinn zuliefse, als dafs sich diese zu jener, wie der Wortbegriff einer bloſsen Vorstellung zu dem Realbegriffe eines dieser Vorstellung entsprechenden, wirklich existirenden, Gegenstandes verhielte: so hätten sich ja die Realisten nicht,

neben der Autorität des Plato, auch noch auf die des Aristoteles berufen können, da sie das Gegentheil behaupteten.)

Entschiedener als Porphyrius, und nur durch den Mangel eines haltbaren Princips noch irregeführt, erklärt sich hierüber der Selbstdenker Simplicius, der uns durch seine erlittene Verfolgung unter der bigotten Regierung des Kaisers Justinian, und durch seinen meisterhaften Kommentar über den Epiktet bekannter ist, als durch seine *Commentationes in Praedicamenta Aristotelis* (*Venet. ap. Hier. Scottum*, 1565. *fol.*). Ich kenne dieſs lesenswürdige Werk nur aus der sehr unlateinischen und verworrenen Übersetzung des Asulanus, die jedoch diesen Fehler einigermaſsen dadurch wieder gut macht, daſs sie überdem noch den Kommentar über die vier Bücher vom Himmel, und über die acht Bücher der physischen Auscultationen enthält, und durch die vielen citirten Stellen aus den verloren gegangenen Schriften

anderer alter griechischer Philosophen noch reichhaltiger wird. Die hieher gehörige Stelle aus dieser Übersetzung lautet so:

Cum ergo Praedicamentum vel de re sit, unâ cum dictione significante (dem Wortbegriff), *vel rem significativa* (dem Sachbegriff): *praedicatio sane, quatenus significativa, utraque continet, et dictiones et res. Et cum infinita essent atque incomprehensibilia singularia* (die Individuen), *Aristoteles redegit infinita in decem genera, colligens omnes substantias in unam supremam substantiam, cuius est etiam dictio significativa* (welche universelle Substanz zugleich durch den Sachbegriff, den sie ausdrückt, Prädikat eines Subjekts wird), *cum substantia ipsa, sive haec dictio* (Substanz als Wortbegriff), *sit signum substantiae, sive subsistentiae quae est in rebus, sive subsistentiae illius quae penes intellectum est* (da Substanz, schlechthin gesetzt, oder der bloſse Wortbegriff,

entweder den individuellen Gegenstand, oder nur die Vorstellung dieses Gegenstandes ausdrückt). *Nam haec quoad praedicationem non differunt* (beides, der Gegenstand selbst, oder die Vorstellung des Gegenstandes, ist durch das Wort Substanz zu verstehen, sobald dieſs Wort die Stelle eines Prädikats einnimmt), *quippe res non quatenus subsistunt, a praedicatione vel praedicamento significantur, sed quatenus concipiuntur, sive existant, sive ut existentes accipiantur.*

Zugestanden! Der Wortbegriff Substanz, als Prädikat von dem Subjekte ausgesagt, ist nicht mit dem Sachbegriffe, der nur Prädikat seyn kann, wenn man ihn hat, zu verwechseln; und wer dem Weltganzen das Prädikat Substanz beilegt, dem ist dieſs Prädikat nicht Erkenntniſs- oder Sachbegriff, sondern nur Denk- oder logischer Wortbegriff, wenn er weiter nichts, als das *Genus generalissimum* darunter versteht. Allein die Uni-

versalität der Substanz, von der Aristoteles spricht, und die sie mit allen übrigen Kategorieen gemein hat, ist kein bloſser logischer Abstraktionsbegriff, sondern etwas Reelles, (wovon aber Aristoteles selbst den Grund nicht anzugeben wuſste), und was ihr durch ganz etwas anders, als durch ein *Genus generalissimum*, und zwar (wohl zu merken) erst durch eine Realdeduktion, nämlich durch die faktische und sehr reelle Kontinuität der Zeit konkrescirt. Man kann sich die ganze Natur mit allem, was darin ist, Körperliches und Geistiges — man kann sich sogar mit Spinoza das All der Substanzen selbst als eine bloſse Inhärenz der Einen und höchsten Substanz, und nun diese Eine und höchste Substanz als das *Genus generalissimum* aller in ihr enthaltenen Accidenzen ohne Widerspruch denken. Aber eben das ist die *μεταβασις εις αλλο γενος*, die Spinoza, die der Realist, die auch Aristoteles hätte vermeiden sollen. Eine Kategorie

konnte die Substanz, so wie Aristoteles sie deducirte, auf keinen Fall seyn. Er sah wohl, dafs der blofse Gattungsbegriff der Substanz ohne das Korrelat eines demselben entsprechenden allgemeinen Realobjekts gar keinen Sinn hatte: allein womit wollte er diese Realität beweisen, wenn ihm die Kategorie überhaupt weiter nichts, als eine rein logische Form war, die eben so gut zu einer blofsen Vorstellung der Imagination, als zu einem wirklichen Gegenstande pafste? Realität setzt ein Faktum voraus, und universelle Realität, da sie kein Gegenstand der Erfahrung seyn kann, ein transcendentales Faktum: ein solches Faktum gab es aber weder für das frühere Zeitalter des Aristoteles, noch für das spätere des Spinoza, bis die Vernunftkritik es uns in der Natur des Raums und der Zeit *a priori* aufschlofs.

Und so macht uns denn dieser einzige, immer aufs neue wiederholte Mifsgriff in

den Principien, (wovon ich die Anwendung auf manche noch ältere *Petitio Principii* dem höhern Ermessen meiner Leser anheimgebe) die sonst so schwer zu erklärende Unschlüssigkeit aller Ausleger der Aristotelischen Kategorieen, (auch die neuesten nicht ausgenommen), ob sie seine Kategorieen als zur Logik, oder als zur Metaphysik gehörig betrachten sollten, durch das bündigste *argumentum ad hominem* begreiflich, dafs sie die Principien verwechselten, oder vielmehr das wahre nicht einmal kannten.

Ich hätte noch viel zu sagen, wenn ich mich über den Gebrauch verbreiten wollte, den Aristoteles selbst in seiner Metaphysik, und beiläufig auch in seiner allgemeinen Physik, von seinen eignen Kategorieen macht. Man wird aber ohnehin schon errathen, welche Ausbeute man sich von der Materie einer spekulativen Philosophie, sie schreibe sich nun vom

Aristoteles, oder von einem neuern Spekulanten her, versprechen könne, zu der die allgemeine Logik nicht nur die Form, sondern auch das ganze Fundament hergab.

LITTERATUR.

ETWAS ÜBER SHAKESPEARE

AN ***

1766.

I.

— — — Sie lachen über die beispiellose Gewandtheit des dänischen Prinzen Hamlet, der innerhalb des kurzen Spielraums von 20 oder 30 Minuten — denn länger war's schwerlich, da ihn der Zuschauer Abschied nehmen sah, um an Bord zu gehen — auf seiner Seefahrt nach England mit einem Kaper handgemein wird, das Schiff dieses Kapers entert, und da er bei dem Entern in die Gefangenschaft des Kapers gerathen, und gegen ein Lösegeld auf der dänischen

Küste wieder ans Land gesetzt ist, unmittelbar darauf einen Zweikampf mit Laertes übernimmt, in welchem beide ums Leben kommen. Aber was ist diese viertelstündige Seereise mit allen ihren Seegefechten und Abenteuern gegen die Schnelligkeit einer Landreise von Madrid nach Toledo, die uns der grofse spanische Schauspieldichter Don Pedro Calderon in dem Zeitmafse eines einzigen vierfüfsigen Verses zum Besten giebt? — In einem einzigen Verse? fragen Sie mich hier mit einem ungläubigen Seitenblicke, als ob Sie mir wohl zutrauten, dafs ich selbst Ihnen, mit Ihrem Gulliver zu reden, das Ding, das nicht ist, zum Besten gebe. — Lesen Sie! lesen Sie!

Hernando, à Toledo vamos

Hernando, machen wir einen Abstecher nach Toledo, (heifst es da in der *Comedia famosa Cada uno para si*)

y te combido à que seas
testigo de que ay alla
cierta hermosura risueña
que cuida de la persona. *)

Merken Sie wohl, dafs diese Worte des Simon, so wie die Antwort des Hernando:

Yo tambien tengo mi prenda
en Toledo **)

noch in Madrid gesprochen werden, und dafs dieser letzte Vers, der sich mit *en Toledo* anfängt, auch buchstäblich schon mit der Ankunft in Toledo endigt, wie diese Figur zeigt:

en Toledo (Dèntro) Pàra, pàra ***)

(Hinter der Scene: Halt! Kutscher!);

*) Wo ich dich auf die Bekanntschaft einer gewissen pikanten Schönheit einlade, deren wohlgeputzte kleine Person dir hoffentlich gefallen wird.

**) Auch ich habe da eine Bekanntschaft —

***) in Toledo (Hinter der Scene) Halt! Halt!

so dafs gleich in dem nächsten Verse die ganze werthe Reisegesellschaft schon ihr Kompliment in Toledo macht, und der Zuschauer im Huy vergessen hat, dafs er zu Anfange des vorigen Verses noch in Madrid war.

Was sagen Sie zu dieser kompendiösen Eintheilung der Zeit, die uns die unendliche Theilbarkeit derselben beinah theatralisch darstellt, und zugleich dem Theatermeister die Mühe erspart, die Scene zu verändern? Würden Sie nicht, wenn Sie weiter nichts von dem Dichter Calderon wüfsten, der Meinung seyn, dafs Sie wohl etwas bessers thun könnten, als weiter zu lesen? Würden Sie nicht voraussetzen, dafs das spanische Parterre bei einer so derben Ungereimtheit wenigstens aus der Haut gefahren sei. Aber da kennen Sie die Macht der Gewohnheit, und die gute Laune des spanischen Parterre nicht. Das spanische Parterre versteht Scherz, und läfst sich durch die geschmack-

lose Schale nicht irre machen, den Kern desto schmackhafter zu finden. *) Und wahrlich! den Mann von Geschmack möchte ich auch unter uns sehen, der, wenn er nur den zwanzigsten Theil von den fünfhundert zwei und zwanzig theatralischen Werken des Calderon gelesen hätte, nicht mit Erstaunen gestehen wird, dafs ihm eine so unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erfindung, verbunden mit einer so immer gegenwärtigen Überlegung in der Anordnung, und so viel Geist in der Ausführung, noch bei keinem andern Schauspieldichter in ganz Europa vorgekommen sei.

Eben das war denn auch der Fall mit dem noch gröfsern Shakespeare. Einheit des Orts, Einheit der Zeit, Einheit der

*) Der Druckort und der Drucker des obigen Stücks ist in meinem Exemplare wie gewöhnlich nicht genannt. Dafs es aber eine der ältesten Ausgaben, wo nicht die älteste sei, beweist der abscheuliche Druck.

Handlung, Einheit des Styls, sogar Einheit des Zwecks galt ihm so viel wie nichts, wenn es der Mannichfaltigkeit im Wege war. Oder meinen Sie, dafs er (um aus vielem nur eins anzuführen) in dem Stücke *As you like it*, nicht leicht einen angemefsneren fünften Akt zu den vier ersten hätte finden können, wenn ihm der Reichthum seiner Materie erlaubt hätte, an die Zweckmäfsigkeit der Handlung zu denken? Fast möchte man bei solchen Excentricitäten des Genies auf den Dichter anwenden, was er in seinem Makbeth den Kronprinzen Malkolm auf die Rathschläge Makduffs, der Verwirrung im Reiche ein Ende zu machen, halb im Ernste und halb scherzweise antworten läfst: „*I confound all unity on earth.* Ich habe mich mit der Einheit entzweit; wir verwirren einander nur desto mehr, je künstlicher sie den Knäuel der Verwirrung zu entwirren meint.“ Auch bin ich keinesweges gesonnen, diesen Fehler

in eine Tugend zu verwandeln, oder mit einem beschönigenden Achselzucken zu gestehen, dafs auch *aliquando bonus dormitat Schakespearius*. Das nicht! Zu arg ist zu arg! und Shakespeare selbst, wenn er wieder aus dem Grabe aufstände, würde der erste seyn, jeden andern Theaterdichter unerträglich zu finden, der ihm diese Fehler nachäffte. Das Originalgenie verliert allemal die Hälfte seines Werths, wenn es nicht das einzige in seiner Art bleibt. Ein zweiter Shakespeare, er müfste denn zugleich mit der Gabe geboren seyn, durch seine höhere Kultur, der heutigen Kultur selbst eine ganz andre Richtung zu geben — *magis alter, quam secundus* — würde itzt auch den Engländern nicht mehr gefallen.

Aber, damit ich nicht von der Hauptfrage abkomme, die Sie mir in Ihrem Briefe ans Herz legen: ob denn die Veränderung der Scene, es sei nun zwischen den Aufzügen, oder in der Mitte eines

Akts, nicht alle Illusion unvermeidlich stören müsse? erlauben Sie mir doch eine kleine Gegenfrage: ob die Einheit des Orts, wie wir sie z. B. aus dem Ödipus des Sophokles kennen, auf den sich die französischen Kunstrichter, mit ihrem Aristoteles in der Hand, am liebsten berufen, sie weniger störe? ob, bestimmter ausgedrückt, ein aufmerksamer Zuhörer, der sich von der Wirkung, die eine theatralische Vorstellung auf seine Illusion macht, Rechenschaft zu geben wünscht, durch die Einheit des Orts, wie er sie im Ödipus beobachtet sieht, besser getäuscht werde, als bei der Veränderung des Orts, wie sie auf allen Bühnen in Europa, aufser der französischen und französirten, üblich ist? Ich frage, besser? d. h. wird der allgemeine Menschenverstand mehr befriedigt, wenn die ganze, mehr oder weniger verwickelte Handlung in der wirklichen Zeit von drei oder vier Stunden, mit allen den Haupt- und Nebenpersonen, die darin auf-

und abtreten, und mit allen ihren Glückswechseln und Katastrophen, auf einem und demselben Fleck vorgeht? oder stimmt es mehr mit der gesunden Vernunft überein, wenn kein Theil der Handlung sich an einem Orte zuträgt, der ihm nicht zukommt, mithin die Scene sich da verändert, wo es die Natur der Handlung auch im gemeinen Leben erfordert? Mich dünkt, die Antwort giebt sich von selbst. Ja, wenn es dem Zuschauer etwa so gar schwer fiele, der Veränderung der Scene mit seiner Imagination zu folgen! Oder vielmehr, wenn nicht selbst diese Thätigkeit unsrer Einbildungskraft, die wir Illusion nennen, ein Interesse für uns hätte, bei dem nebenher auch noch die pittoreske Ansicht gewinnt!

Lassen Sie uns doch einmal die berühmte Einheit des Orts, an die sich Sophokles in seinem Ödipus, vermuthlich sehr wider seinen Willen, hat binden müssen, etwas genauer mit einander unter-

suchen. Sophokles hatte nur unter zwei Fällen zu wählen. Entweder mufste sein Ödipus sich vor dem versammelten Volke, Chorus genannt, die Augen aussteehen, oder er mufste sich in das Innere seines Palastes zurückziehen, um für die Zuschauer im Parterre einen wahrscheinlichen Grund zu finden, warum ihn der Chor nicht daran verhinderte. Der Dichter wählte das letztere, und that wohl daran. Aber nun ist es nothwendig, dafs nach geschehener That auch der Chor den geblendeten Ödipus beäuge, und von ihm selbst erfahre, wie er dazu gekommen sei, sich auf eine so fürchterliche Art die Augen auszureifsen? Wie nun? Ödipus wird sich doch wohl nimmermehr entschliefsen, mit seinen blutenden Augen das Zimmer zu verlassen, um dem Volke zu erzählen, was ihn dazu bewogen habe? Wer wird sich denn in der Verzweiflung an einem Aborte verstecken, um sich ungestört die Augen ausreifsen zu können,

und dann vor die Hausthüre hintreten, um eine Rede ans Volk zu halten? Nennt ihr das Einheit des Orts? Meines unmafsgeblichen Erachtens hätte der König von Theben besser gethan, in seinem Zimmer zu bleiben, und da, wo nicht die ganze versammelte Menge, doch wenigstens die Priester, vor sich kommen zu lassen, um ihnen seine Geschichte zu erzählen, vorausgesetzt dafs er den Muth und die Kräfte dazu hatte.

Allein da steckt's eben! Dem Herkommen gemäfs, wie es vom Thespis her bei der Bocksfeier des Weingotts Sitte war, mufste nicht der Chor, sondern die handelnde Person sich von der Stelle bewegen, wenn sie etwas vorzutragen hatte; und gerade in dieser herkömmlichen Unbeweglichkeit des Chors bestand die Einheit des Orts, was auch immer das Parterre dazu sagen mochte. Es war also nicht der Verstand, der dem Tragiker, und mit ihm zugleich dem Denker Aristoteles, das

Princip an die Hand gab, mit der Ökonomie der Handlung so zu wirthschaften, daſs die Einheit des Orts dabei bestehen könnte. Nichts weniger! es war bei beiden, was man in der Schule *Petitio principii* nennt, es war die heillose Religiosität der Griechen, die es der Imagination des Zuschauers unmöglich machte, sich auf eine schickliche Art hintergehen zu lassen; und was zu verwundern ist, die sich gerade da Grenzen setzte, wo sie doch sonst der Phantasie ihren weitesten Spielraum verstattete, nämin ihrer Götterlehre selbst.

Hätte Aristoteles freie Hand gehabt, seine Theatergesetze aus der Natur des menschlichen Verstandes zu schöpfen, so würde seine Poetik ohne Zweifel ein sehr gedachtes Werk geworden seyn, ohngefähr wie seine Philosophie der Seele. Er muſste sie aber aus der Theater-Empirie abstrahiren, die von den Vorfahren und der Priesterschaft zum Gesetze ge-

macht war. Und so blieb auch ihm kein andrer Ausweg übrig, als sich auf die Muster zu berufen, die er bereits vor sich fand, und die Verstandesregel so gut damit in Übereinstimmung zu bringen, als es thunlich war. Er schrieb für sein Zeitalter. Wir andern schreiben für das unsrige; und glücklicher Weise sind wir gerade diefsmal im Besitze einer Freiheit, die er sich selbst wohl gewünscht haben würde.

II.

Ich habe nichts dawider. Ihre Bemerkung mag wohl vollkommen richtig seyn, dafs, wenn wir die Regeln, die Aristoteles sich aus dem Drama der Griechen abstrahirt hatte, zur Norm annehmen, um nach ihnen das gröfste dramatische Genie der Neuern zu beurtheilen, Shakespeare's Tragödien keine Tragödien, und seine Komödien keine Komödien seyn können.

Nach dem Aristoteles ist die wesentlichste Absicht einer Tragödie, durch die fürchterlichen Folgen jener grofsen Leidenschaften, die vorzüglich bei den Gewaltigen der Erde ihr blutiges Spiel treiben, und auf dem Theater bis zur Täuschung nachgespielt werden (oder werden sollten), ein heilsames Schrecken in der Seele des Zuschauers zu erregen, damit er sich vor ähnlichen Leidenschaften hüte, und ähnlichen Folgen entgehe. Auf der andern Seite hingegen hat nach ihm die Komödie keine andere Absicht, als die Fehler, die der niedern Sphäre eigen zu seyn pflegen, lächerlich zu machen, weil das Lächerliche das wirksamste Mittel sei, ähnliche Fehler bei den Zuschauern theils abzuschleifen, theils weniger allgemein zu machen.

Wie können aber, fragen Sie, was zuvörderst die wesentliche Absicht der Tragödie betrifft, die grofsen Leidenschaften, die z. B. im König Lear vorgestellt

werden, etwas dazu beitragen, mich von ähnlichen Leidenschaften zu reinigen. Ich habe keine Provinzen unter meine Töchter zu vertheilen, und darf daher auch nicht befürchten, dafs diese mich, wenn ich mit meiner Dienerschaft bei ihnen die Runde mache, eben so undankbar behandeln werden, wie jene ihren armen Vater Lear. Und wie viele Gonerills und Regans, wenn auch sie sich zufälliger Weise in ihrer Loge getroffen fühlten, giebt es denn wohl unter den Prinzessinnen, denen ein so specifisch reinigendes Merkuriale (καθαρσις) nöthig und nützlich wäre, als ihnen in diesem brittischen Oedip dargeboten wird? Da also durch diefs schauerlich erhabne Drama vom König Lear weder in den Logen, noch im Parterre eine der vorgeschriebenen Absichten erreicht werden kann, ist es nicht eine offenbare Wortverdrehung, wenn *The life and death of King Lear* von den Engländern unter die Tragödien

gerechnet wird? Betrachten wir ferner, fahren Sie scherzweise fort, seine sogenannten *Comedies*, so wird in einigen, z. B. im *Merchant of Venice*, gar nicht gelacht, und in andern, z. B. im *Midsummer-Night's Dream*, durch die lächerlichen Lächerlichkeiten eines Oberon, eines Puck, eines Quince, eines Pyramus, und Mondscheins, und Lochs in der Wand, und wie das humoristische Personale weiter heifst. Niemand gebessert, da es auf Sittenverbesserung gar nicht damit angesehen ist. Hat sie aber diesen Zweck nicht: welche Barbarei bei den Engländern, dafs sie ein solches Ungeheuer von Drama eine K o m ö d i e nennen!

Ich habe Ihnen schon in meinem vorigen Briefe gestanden, dafs ich die Poetik des Aristoteles für keines von seinen tiefgedachtesten Werken halte, und auch die Ursache nicht verhehlt, warum es so seyn mufste; und ich setze itzt, wenn Sie wollen, noch hinzu, dafs ihm, wenn ich ihn

als grofsen Denker betrachte, sein Werk von der Beredsamkeit in meinen Augen weit mehr Ehre mache, als das ziemlich obenhin, oder wenigstens nach sehr prekären Prämissen überdachte, seine Poetik. Sollte vielleicht gar, um Scherz mit Scherz zu erwiedern, diese letztere Eigenschaft des obenhin Gedachten, eine Ursache mit gewesen seyn, dafs sie den Hedelins, die in Frankreich das Theater regelten, so vorzüglich vor allen andern Werken des Aristoteles gefiel, und dafs sie seine Rhetorik, die ihnen doch bei ihren vielen Kommentaren über die Poetik sehr brauchbar hätte werden können, kaum der Erwähnung würdigen? Doch dieſs bleibt unter uns!

Wenn nun aber, (höre ich Sie, deucht mir, in vollem Ernste fragen), weder die eine noch die andere der obigen Absichten erreicht wird: wie nennen wir diese aufserordentlichen Produktionen eines unkultivirten Genies? und welche Rubrik

bleibt für sie in der Klassifikation der dramatischen Zwecke übrig?

Der Mensch! antworte ich, die Welt! Alles! — Aber merken Sie ja, daſs ich ihm die Erregung der Leidenschaften nicht streitig mache, sondern sie nur einem höhern Zwecke unterordne, den ich unter Zeichnung der Sitten, sorgfältiger und treuer Nachahmung des Charakters, kühn und leicht entworfener Skizzirung des idealischen und animalischen Lebens, kurz unter jenem Schauspiele in der edlern Bedeutung des Worts verstehe, „*whose end*, mit Hamlet zu reden, *both at the first and now was and is, to hold as t'were the mirror up to nature, and to shew the very age and body of the time, his form and pressure.*“ — Weg mit der Klassifikation der bloſsen Namen! Nennen Sie, was Shakespeare schrieb, mit den Dilettanten der französischen Art und Kunst: Haupt- und Staats-Aktion — mit den brittischen Dramaturgen: *History*,

Tragedy, *Comedy*, *Tragicomedy*, *Pastoral-comical*, *Historical-pastoral* — wie Sie wollen. Ich nenne seine Dramen lebende Gemälde der sittlichen Natur von der unnachahmlichen Hand eines Raphael.

„Und diese lebenden Bilder der sittlichen Natur," werfen Sie mir ein, „machen kein Ganzes aus, das auf den Hauptzweck des griechischen Drama abzielt?"

Nein.

„Desto schlimmer für Shakespeare! Ich stehe Ihnen dafür, dafs er bei uns sein Glück nicht machen werde, wenn er so weit von unsern Begriffen der alten Muster entfernt ist."

Welcher neuere Theater-Skribent ist es nicht? Wenn Crebillon Aeschylus, Racine Euripides, Corneille Sophokles seyn soll; o! so lassen Sie uns ja unsern Gefsner nicht Theokrit nennen! so ist es die Deshoulières, so ist es Philips, so ist es Pope!

Sie sehen wohl, dafs ich hier nicht von

Bewunderungen vorgeblicher Kenner, noch von Grundsätzen wirklicher Kunstrichter, sondern blofs von dem Einflusse rede, den diese Bewunderungen und Grundsätze auf den ausübenden Theil gehabt haben. Und da wir Einmal unläugbar den griechischen Virtuosen weder unter den Franzosen, noch unter den Spaniern, weder unter den Italienern, noch unter den Deutschen wieder erkennen; warum wollen Sie ihn gerade unter den Engländern suchen? Wenn irgend eine Nation nach ihrer eignen Art zu denken handelt, so ist es diese. Selbst Benjamin Jonson, der mit seinen Beobachtungen der Alten so sehr über Shakespeare siegzuprangen glaubte, folgte seinem persönlichen Ideal, da er zur Ausführung schritt.

„Sie läugneten vorher, dafs Shakespeare seine sittlichen Gemälde dem Zweck eines Ganzen, das auf die Erregung der Leidenschaften abzielt, untergeordnet habe. Beweisen Sie mir das.“

Augenblicklich.

Zuvor aber verlange ich, dafs wir uns über zwei Hauptdinge einig werden: erstlich, dafs eine traurige Handlung an sich noch keine Tragödie mache, zweitens, dafs das Tragische im Detail, durch das Resultat verschlungen, ein entgegengesetztes Ganze hervorbringen könne. Für jenes sind mir eine Menge grofser und erschütternder Situationen in den *histories* unsers Dichters, die kein Engländer Tragikomödien, geschweige Tragödien, nennen wird, für dieses unzählige Tiraden in den sogenannten Komödien Bürge. Diese Unterscheidung könnte zweifelhaft scheinen, wenn sie nicht durch die übrigen Schauspiele, die sich der Tragödie mehr nähern, aufser Streit gesetzt wäre; und unter diesen sind Lear, Makbeth, Hamlet, Richard III., Romeo und Othello die entscheidendsten, deren Anlage offenbar der Natur des Charakterstücks weit näher, als der tragischen Fabel kommt.

Im Lear haben wir den schwachen Kopf, den die Regierungsfehler seines Alters wahnwitzig machen; im Makbeth den Anfang, den Fortgang und das Ende des Königsmörders; im Richard den grausamen Usurpator; im Romeo die raschen Aufwallungen der jugendlichen Liebe. Die Anlage des Hamlet mögen Sie mit der in der griechischen Elektra zusammenhalten. Ich begnüge mich, um mir den Vorwurf einer durchgängig für unschicklich erkannten Parallele, nämlich der Vergleichung Shakespear's und Sophokles nicht zuzuziehen, einen Engländer mit dem andern zu messen — Shakespeare im Othello mit Young in der Rache. —

Sie wissen doch, dafs *the Revenge* eine Kopie von dem venetianischen Mohren, oder vielmehr die Verwandlung eines unregelmäfsigen Drama in ein Trauerspiel seyn soll?

Noch eine zweite Frage, die Ihnen bei

dieser Gelegenheit sonderbar vorkommen wird. — Sollte sich wohl ein Leser von einiger Fühlbarkeit des Herzens finden, der nicht der Nachahmung den Vorzug vor dem Urbilde einräumen wird?

Sie glauben es nicht; ich auch nicht. Wenn es blofs auf Erschütterungen des Herzens, auf tragischen Endzweck ankommt, so geht der Kranz unstreitig zum Nachahmer über. Aber lassen Sie mich die dritte thun. — Sollte sich wohl ein Genie finden, das sich eine Minute bedenken würde, ob es lieber dieses als jenes gemacht haben mögte?

Das glauben Sie; aber ich nicht. Lassen Sie uns sehen, wer Recht hat.

Young betrachtete die Natur des Eifersüchtigen von einer Seite, von der sie dem Herzen Schauder, Entsetzen und Mitleiden abdringen sollte. — Shakespeare bemühte sich, ihre feinsten Nuancen zu entwickeln, und ihre verborgenste Mecha-

nik aufzudecken. — Young konzentrirte die aus seiner Materie hervorspringenden Situationen zu der abgezielten Wirkung auf das Gemüth des Zuschauers. — Shakespeare zeichnete seinen Plan nach dem Effekte, den er auf das Gemüth des Othello machen sollte. — Mit zwei Worten: Young schilderte Leidenschaften, Shakespeare das mit Leidenschaften verbundne Sentiment, das Gefühl des Moments; Young entwarf sich die Idee, Shakespeare ergriff sie, je nachdem sie sich ihm von selbst hingab.

Wollen wir nicht bei diesen beiden trefflichen Stücken noch ein wenig stehen bleiben? Vielleicht finden wir manche kleine Erläuterung darin, die uns im Folgenden zu statten kommen kann.

Was an Youngs Trauerspielen durchgängig sichtbar ist, die schwache Kenntnifs des Menschen, die er nur von Herfordshire aus übersehn zu haben scheint, erhellet am deutlichsten in dem Genannten.

Alles ist hier die schale Abbildung neuerer Helden nach französischem Zuschnitte, die von grofsen Empfindungen, über die gemeine Menschheit erhabnen Enthusiastereien daher tönen, und dabei so süfslich von Liebe zu schwatzen wissen! Ein solches *air doucereux*, womit die Handlung gleich in den ersten Scenen eingeleitet wird, könnte man in Shakespear's fehlerhaftesten Stücken vergebens suchen.

Love calls for Love. Not all the pride of beauty:
Those eyes, that tell us what the Sun is made of:
Those lips, whose touch is to be bought with life:
Those hills of driven snow, which seen are felt:
All these possest, are nought, but as they are
The proof, the substance of an inward passion,
And the rich plunder of a taken heart.

— —

Ah why so sad? You know, each sigh doth shake me;
Sighs there, are tempests here —
I' ve heard, bad men would be unblest in heav'n:

What is my guilt, that makes me so with you?
Have I not languish'd prostrate at thy feet?
Have I not liv'd whole days upon thy sight?
Have I not seen thee where thou hast not been?
And, mad with the idea, clasp'd the wind,
And doated upon nothing?

— —

Must I despair then? Do not shake me thus;
My tempest-beaten heart is cold to death!
Ah! turn and let me warm me in thy beauties.
Heavn's! what a prove I gave, but two nights past,
Of matchleſs love! To fling me at thy feet,
I sligthed friendship, and I flew from fame,
Not heard the summons of the next day's battle:
But darting headlong to thy arms, I left
The promis'd fight: I left Alonzo too,
To stand the war, and quell a world alone. *)

*) Liebe heiſst Liebe. Nicht der Stolz dieser Schönheit, nicht diese Augen, aus deren Stoffe die Sonne gemacht zu seyn scheint, nicht diese Lippen, deren Berührung man gern mit dem Leben erkaufen möchte, nicht diese Hügel von gediegenem Schnee, deren bloſser Anblick schon Gefühl ist,

So lauten die Seufzer des zärtlichen Don Carlos; wollen Sie wissen, in welchen Ton der zärtlichere Don Alonzo sie zu stimmen weifs; so lesen Sie folgendes:

nicht der Besitz von diesem allen hat einen Werth, als nur in wiefern er aus dem Wesen einer innern Leidenschaft entspringt, und die reiche Beute eines eroberten Herzens ist. — — —

Ach, warum so traurig? Ihr wifst, jeder Eurer Seufzer erschüttert mich. Seufzer dort, sind hier Sturm. Ich habe sagen hören, dafs böse Menschen sogar im Himmel nicht selig seyn würden: womit habe ich gegen Euch gesündigt, dafs Ihr mit mir so verfahrt? Habe ich nicht zu Deinen Füfsen im Staube geschmachtet? Habe ich nicht tagelang nur von Deinem Anschaun gelebt? Habe ich Dich nicht auch da, wo du nicht warst, angeschaut? und, von diesem blofsen Gedanken bis zum Wahnsinn erhitzt, die Luft umarmt, und ein Nichts angebetet? — —, — —

Soll ich denn verzweifeln? Stürze mich nicht so in den Abgrund! Mein durchstürmtes Herz ist leichenkalt! Ach, wende Dich zu mir, dafs ich mich an Deiner Schönheit erwärme! Himmel! welchen Beweis gab ich nur erst vor zwei Näch-

O cruel insult! are those tears your sport,
Which nothing but a love for you could draw?
Africk I quell'd, in hope by that to purchase
Your leave to sigh unscorn'd; but I complain not:
'Twas but a world; and you are — Leonora.

— —

What could I do? —
I saw you, and to see, is to admire:
I often sigh'd, nay wept; but could not help it. etc.

Leonora.

I hate thee, o Alonzo! how I hate thee!

Alonzo.

Indeed? And do you weep for hatred too?
O what a doubtful torment heaves my heart! —

ten von einer Liebe ohne Beispiel! Um zu Deinen Füfsen zu schmachten, ward ich der Freundschaft abtrünnig, entfloh dem Ruhme, hörte nicht den Aufruf zur Schlacht des folgenden Tages, achtete nicht des gewissen Sieges, nur um Dir in die Arme zu fliegen: liefs Alonzo sich dem Andrange einer kriegenden Welt allein entgegen stemmen.

I hope it most — and yet I dread it more.
Should it be so, should her tears flow from thence;
How would my soul blaze up in ecstasie! etc. *)

oder lesen Sie vielmehr die ganze Scene, und bewundern Sie nebenher die Kunst des Dichters (denn Natur darf ich nicht

*) Grausamer Spott! Sind diese Thränen, die mir nur meine Liebe abdringen konnte, Euer Spiel? Afrika überwand ich, weil ich mir durch diesen Sieg den Preis, dafs Ihr meiner Seufzer nicht länger spotten würdet, zu erkaufen hoffte. Doch ich beklage mich nicht: jenes war nur eine Welt, und Ihr seid Leonora — — — —

Was konnte ich thun? Ich sah Euch, und Euch sehn, heifst Euch bewundern. Oft habe ich geseufzt, ja geweint, konnte es nicht ändern u. s. w.

Leonore. Ich hasse dich, Alonzo. O wie ich dich hasse!

Alonzo. Wirklich? Und aus Hafs weint Ihr sogar? O welch ein stürmischer Zweifel erhebt mein Herz! Ich hoffe es, und doch mehr noch fürchte ich's. Wäre es wirklich so, und flössen ihre Thränen aus dieser Quelle, o wie würde meine Seele in Entzücken aufsprühen! u. s. w.

sagen) mit der er nicht nur seinen Alonzo einen gewissen Freundschaftsdienst, wie der war, den Gellert seinem Amyant nachrühmte, ausüben läfst, sondern auch noch den armen betrognen Don Carlos durch den mächtigen Bewegungsgrund, dafs Alonzos Glückseligkeit die seinige sei, zu bereden weifs, die für sich selbst ersehene Schöne dem Braut-Werber abzutreten. Zwar wie hätten die beiden Helden und Liebhaber den Ränken des Zanga, dessen Maschinen sie sind, widerstehen können, da sein Hin- und Wiedergehen schon von mehr als magischer Kraft ist? Und hierin mufs man diesem Rach-Engel von der schwarzen Gestalt freilich den Vorzug über Jago einräumen, der doch wenigstens genöthigt ist, den Augenschein zu Hülfe zu nehmen.

Ohne Ironie zu reden — Zanga ist das wunderlichste Meisterstück der Natur, das sich denken läfst: er ist ein Nichtswürdiger, der zu seinen Niederträch-

tigkeiten hohe Bewegungsgründe anzugeben hat:

— — *The spirits numberleſs*
Of my dear countrymen, which yesterday
Left their poor bleeding bodies on the field,
Are all assembled here, and o'er inform me — *)

ein Bösewicht, der sich zu der allerunedelsten Art der Rache herabläſst, und zugleich, was Don Alonzo, Don Carlos, Don Manuel — was Youngs Helden alle sind, ein Mann von erhabner Denkungsart ist:

Fall'n Christian, thou mistak'st my character.
Look on me. Who am I? I know, thou say'st
The Moor, a slave, an abject, beaten slave
(Eternal woes to him that made me so!):
But look again. Has six years cruel bondage

*) Die zahllosen Geister meiner theuern Waffenbrüder, die gestern aus ihren blutenden Leichnamen entflohen, sind hier alle versammelt, und belehren mich, was ich zu thun habe. — — — —

Extinguish'd majesty so far, that nought
Shines here, to give an awe of one ~~a bowe thee~~ above thee?
When the great Moorish King, Abdalla, fell,
Fell by thy hand accurs'd, I fought fast by him;
His son, tho', thro' his fondneſs, in disguise,
Leſs to expose me tho th' ambitious foe.
Ha! does it wake thee? O'er my father's corse
I stood astride, till I had clove thy crest;
And then was made the captive of a squadron,
And sunk unto thy servant —

— —

Must I despise thee too, as well as hate thee?
Complain of grief? complain thou art a man.
Priam from fortune's lofty summit fell;
Great Alexander midst his conquest's mourn'd,
Heroes and Demi-gods have known their sorrows;
Caesars have wept; and I have had my blow:
But 'tis reveng'd: and now my work is done.
Yet e'er I fall, be it one part of vengeance,
To make e'en thee confeſs that I am just.
Thou seest a prince, whose father thou hast slain,
Whose native country thou hast laid in blood,

Whose sacred person, oh! thou hast prophan'd,
Whose reign extinguish'd. What was left to me
So highly born? No Kingdom, but revenge.

— —

Let me but look one moment on the dead;
And pay yourselves with gazing on my pangs.
Is this Alonzo? Where's the haughty mien?
Is that the hand which smote me? Heavn's, how pale!
And art thou dead? So is my enmity.
I war not with the dust. The great, the proud,
The conqueror of Africk was my foe.
A lion preys not upon carcasses.
This was the only method to subdue me:
Terror and doubt fall on me: all thy good
Now blaces; all thy guilt is in the grave.
Never had man such funeral applause;
If I lament thee, sure thy worth was great. *)

*) Gefallner Christ, Du verkennst meinen Charakter. Betrachte mich recht. Wer bin ich? Ich weifs, Du wirst sagen: der Mohr, ein Sklave, ein verworfner, geschlagner Sklave; (und weh dem auf ewig, der mich dazu gemacht hat.) Aber

Lassen Sie Sich diese Funken der Grofsmuth und eines hohen Herzens nicht irren;

betrachte mich recht. Haben sechs Jahre einer grausamen Dienstbarkeit die Majestät in und an mir so ganz ausgelöscht, dafs nichts mehr von ihr Dir entgegenstrahlt, was Dir Ehrerbietung gegen eine Person, die so weit über Dich erhaben ist, abdringen könnte? Als der grofse Mohrenkönig Abdalla fiel, durch Deine verworfne Hand fiel, da war ich's, der an seiner Seite focht, ich, sein Sohn, wiewohl, seiner väterlichen Liebe zu Gefallen, durch eine verstellte Tracht mich der Aufmerksamkeit eines ehrsüchtigen Feindes entziehend. Ha! besinnst Du Dich nun? Über dem Leichnam meines Vaters ausgespreitet stand ich da, bis ich Deine Sturmhaube gespaltet hatte, und dann in die Gefangenschaft einer Reiterschaar, und durch sie in Deine Dienstbarkeit gerieth. — — — —

Mufs ich Dich denn eben so sehr verachten, wie ich Dich hasse? Klagst Du über Schmerzen? Klage, dafs Du ein Mann bist! Priamus fiel von dem Gipfel irrdischer Glückseligkeit; der grofse Alexander trauerte unter allen seinen Eroberungen; Heroen und Halbgötter haben ihre Leiden gehabt; Cäsare haben geweint; und ich habe meinen Faust-

der Afrikaner, der sich einen Löwen nennt, ist nur ein gemeiner Fuchs; die Grimace

schlag empfangen: doch der ist nun gerächt, und ich habe mein Werk vollbracht. Ehe ich aber falle, sei es noch ein Theil meiner Rache mehr, Dir das Geständniſs abzudringen, daſs ich Gerechtigkeit an Dir geübt habe. Du siehst hier vor Dir einen Prinzen, dessen Vater Du erschlagen, dessen Geburtsland Du mit Blut überschwemmt, dessen (oh!) dessen geheiligte Person Du gemiſshandelt, dessen Thron Du umgestürzt hast. Was war mir, dem zum Throne gebornen, nach allem diesen noch übrig geblieben? Mein Königreich nicht, aber Rache. — — — — —

Nur noch einen Augenblick laſst mich diesen Todten ansehen, und weidet Ihr dafür Eure Augen an meinen Qualen. Ist dieſs Alonzo? Dieſs die stolze Miene? Dieſs die Hand, die mich schlug? Himmel! wie blaſs! Und bist Du nun todt? So sei es denn itzt auch mein Haſs. Ich kriege nicht mit dem Staube. Der Groſse, der Übermüthige, der Eroberer von Afrika war mein Feind. Löwen weiden sich nicht an Leichen. Nur so hat er mich überwinden können. Schrecken und Zweifel überfällt mich; all Dein Gutes, Alonzo, strahlt mir

eines Löwen ward ihm erst da eigen, da er aus dem Kopfe des Poeten hervorsprang.

Von dieser Pracht des Sentiments weifs der Shakespear'sche Jago nichts. Er ist ein Lotterbube, der auf Gröfse des Geistes keinen Anspruch macht; ein lüderlicher Officier, der wohl eingesehen hat, dafs man im Kriege oft eben so sehr durch Ränke, als durch Thaten, steigt; ein Mensch, der, vielleicht nicht ohne Grund, glaubt, dafs sein General gewisse Gunstbezeigungen seiner Frau mit ihm getheilt hat; und ihm dafür beiläufig (denn nicht die Rache am Othello, sondern ein kitzelnder Hang nach Cassios Posten ist sein erster Haupt-Bewegungsgrund) einen Soldaten-Streich spielen will. Seine Glau-

itzt auf einmal entgegen; alle Deine Schuld hat der Tod ausgetilgt. Nie hatte ein Sterblicher einen solchen Leichenredner. Wenn ich Dich betraure, wahrlich! so mufste Dein Werth nicht gering seyn!

bens-Artikel sind, alle Welt für Narren zu halten, und das Hauptgebot seiner menschenfreundlichen Gesinnung ist, zum Behuf seines Beutels und seines Ehrgeizes den Narren mit ihr zu machen. Diese Grundsätze erklärt er uns so klar und bündig, dafs es unmöglich ist, sich in seiner theuren Person zu irren.

— —

— — *You shall mark*
Many a duteous and kneel-crooking knave,
That, doating on his own obsequious bondage
Wears out his time much like his master's afs,
For nought, but provender, and when he's old,
cashier'd;
Whip me such honest knaves — Others there are,
Who trimm'd in forms and visages of duty,
Keep yet their hearts attending on themselves,
And throwing but shows of service on their
Lords,
Well thrive by them; and when they've lin'd
their coats,

Do themselves homage. — These folks have
some soul,
And such a one do I profeſs my self. *)

*) Ihr werdet manchen kriechenden Burschen voller Kratzfüſse und Bücklinge gesehen haben, der, seinem eignen gehorsamen Dienerstande huldigend, sich durch das Leben, so zierlich wie der Esel seines Herrn hindurchschleppt, für nichts als eine Handvoll Futter; und wenn er stumpf und unbrauchbar geworden ist, seinen Laufzettel mit eben solchen Kratzfüſsen dahinnimmt. Her mit der Hetzpeitsche für solche erbärmliche Schufte! — Dagegen giebt es andere, die den gehorsamen Diener nur äuſserlich spielen, und unter der Form und Gebehrde der Unterthänigkeit desto mehr auf ihren eignen Vortheil bedacht sind, indem sie durch das Ansehen, das sie sich zu geben wissen, als ob der Dienst ihres Herrn ihnen über alles ginge, an ihrer persönlichen Unabhängigkeit für die Zukunft arbeiten, und wenn sie alle ihre Nähe mit Gold gefüttert haben, fröhlich daraus scheiden, um selbst den Herrn zu spielen. — Diese Menschenkinder haben doch Geist, und für so einen bekenne auch ich mich.

In dieser würdigen Situation erscheint er uns gleich bei dem ersten Auftritte, da er den guten Rodrigo um seine Börse schnellt, ihm den Kopf mit lächerlichen Versprechungen anfüllt, und so den armen Pflastertreter immer weiter zum Verderben hinter sich herzieht, wie der Fuchs den Ziegenbock zum Schöpfbrunnen. Dieser Charakter ist unnachahmlich bis ans Ende fortgeführt, und es geht kein Wort aus seinem Munde, das ihn nicht nach allen Schatten seiner Bübereien auszeichnete, und dem Zuschauer ein so fruchtbares Feld von Beobachtungen darböte, als ob er die mannichfaltige Natur selbst vor Augen hätte.

Um endlich auf den Punkt der Eifersucht zu kommen — sie hat der Dichter des Alonzo dem Dichter des Othello glücklich nachgebildet, und was vielleicht bei den meisten Lesern zu seinem Vortheil entscheidet, er hat sie viel schö-

ner kolorirt, eine vortreffliche Gruppe im Geschmack des le Brün daraus gemacht.

Mir ist kein Schriftsteller bekannt, der diese Leidenschaft tiefer überdacht, und frappanter gemalt hätte, als Shakespeare. Wenn ich hiebei die Weisheit erwäge, mit der er nach dem Charakter des Othello, eines sehr festen und gehärteten Geistes, kleine Ausnahmen von der vorgelegten Regel macht, die er dem ungeachtet wie mit einem zarten Fingerdrucke andeutet: ein Talent, das ihn beständig von allen übrigen Dichtern unterscheidet, und welches gerade das nämliche Talent ist, was Lord Kaimes die Geschicklichkeit nennt, „jede Leidenschaft nach dem Eigenthümlichen des Charakters zu bilden, die Sentiments zu treffen, die aus den verschiednen Tönen der Leidenschaften entspringen, und jedes Sentiment in den ihm eignen Ausdruck zu kleiden" — wenn ich dieſs und noch so vieles unter Einen Sehepunkt bringe; so kann

ich Ihnen schwerlich ganz beschreiben, wie sehr ich dieses Lieblings-Genie der mütterlichen Natur bewundere, liebe, mit Entzücken liebe.

Allein es zeigt sich noch immer eine merkliche Verschiedenheit unter den beiden Dichtern in der Anlage der Wirkungen.

Beim Young ist es nicht Leonora, sondern Zanga, die der Flamme einen Schwung giebt. — Beim Shakespeare ist es Desdemona, die in eine angemessene Lage gestellte unschuldige Desdemona. — Was thut doch Leonora, möchte ich fragen, das den Schritt des raschen Alonzo im geringsten rechtfertigen könnte? — Beim Shakespeare hingegen durfte der schleichende Jago den Funken nur in das Gemüth des Othello wie von ohngefähr ganz nachläfsig hinwerfen; Desdemona selbst thut das übrige; sie facht ihn durch ihre Vorbitten für den bereits verdächtigen Cassio, durch die nachher vom Widerstande er-

höhte Lebhaftigkeit ihrer Vermittelung, die ein Beweis ihres guten Herzens hätte seyn sollen, immer stärker an; sie treibt ihn endlich durch ihre ungezwungne Freudensbezeugungen über das Glück dieses Mannes bis zur Verheerung empor: und diese allmälige Gradation des Affekts, die eben so sehr vom Anscheine der Kunst entfernt ist, als die Fallstricke des Zanga es nicht sind, ist das Meisterstück, der Triumph der Kunst. Sie finden beim Young keine einzige solche Scene, wie die, wo Othello in der Heftigkeit seines kochenden Herzens den Brief des Gesandten, der für ihn so wichtig war, nicht liest, sondern zu lesen scheint, — und unterdessen auf die Reden der Desdemona hinhorcht, die ihm wie verzehrendes Feuer durch Mark und Bein dringen, dafs die lang verhaltne Flamme auf Einmal ausbricht, dafs er sie — Desdemonen — vor allen Umstehenden — vor dem Angesichte der venetianischen Abgeordneten —

schlägt — eine so unwillkührliche und charakteristische Bewegung, die ich durch die delikateste Wendung eines neuern Artisten nicht ersetzt wissen möchte.

Dagegen hat Young von einer andern Seite über das Gemälde seines Vorgängers zu rencheriren gesucht. Die unaufhaltsam wiederkehrende Liebe ist in dieser Leidenschaft ein merklicher Zug. Shakespeare hat ihn, aber Young hat ihn so sehr, dafs er sogar die Entschlossenheit des Alonzo überholt. Diefs ist ohne Zweifel der glänzendste Theil in dem Youngschen Trauerspiele. Der Streit der Liebe und der Wuth ist hier mit so lebhaften Farben geschildert, dafs Leser und Zuschauer in Ströme von Thränen ausbrechen müssen. Man kann diesen Scenen schlechterdings nicht widerstehn; sie übertreffen alles, was der zärtliche Otway, oder Rowe, Otways Nachahmer, jemals in dieser Art gemacht haben. Was

kann gefühlvoller, was kann stärker seyn, als folgende Tiraden?

— — *O she was All!*
My fame, my friendship, and my love of arms,
All stoop'd to her; my blood was her possession:
Deep in the secret foldings of my heart,
She liv'd with life, and far the dearer. she:
But — and no more — set nature in a blaze
Give her a fit of jealousy — away —
To think on't is the torment of the damn'd;
And not to think on't, is impossible.
How fair the cheek, that first alarm'd my soul!
How bright the eye, that sets it on a flame!
How soft the breast, on which I laid my peace
For years to slumber, unawak'd by care!
How fierce the transport! how sublime the bliss!
How deep, how black, the horror, and despair!

— — —

I gaze and I forgot my existence;
'Tis all a vision: my head swims in heav'n.
Wherefore. o! wherefore this expence of beauty?
And wherefore — oh! —

Why I could gaze upon thy looks for ever,
And drink in all my being from thine eyes;
And I could snatch a flaming tunderbolt,
And hurl destruction —

— — —

Ye amaranths! ye roses, like the morn!
Sweet myrtles, and ye golden orange-groves!
Why do you smile? Why do you look so fair?
Are you not blasted as I enter in?
Yes; see how every flow'r lets fall its head!
How shudders every leaf without a wind!
How every green is as the ivy pale!
Did ever midnight ghosts assemble here?
Have these sweet ecchoes ever learnt to groan?
Ioy-giving, love-inspiring; holy bow'r!
Know, in thy fragrant bosom thou receiv'st
A murderer — O! I shall stain thy lilies,
And horror will usurp the seat of bliss.
So Lucifer broke into Paradise,
And soon damnation follow'd.— Ha! she sleeps:
The day's uncommon heat has overcome her:
Then take, my longing eyes, your last full gaze.
O what a sight is here! How dreadful fair!

Who would not think that Being innocent?
Where shall I strike? Who strikes her, strikes himself.
My own life-blood will issue at her wound.
O my distracted heart! — O cruel heav'n!
To give such charms as those, and then call man,
Meer man, to be your executioner!
Was it because it was too hard for you?
But see, she smiles! I never shall smile more:
It strongly tempts me to a parting kiss. —
Ha! smile again? She dreams of him she loves:
Curse on her charms: I'll stab her thro' them all!

— — —

— Thou piece of witch craft! — I would say,
Thou brightest angel! I could gaze for ever.
Where hadst thou this? Enchantress, tell me where?
Which with a touch works miracles, boils up
My blood to tumults, and turns round my brain!
Ev'n now thou swim'st before me: I shall lose thee:
No, I will make thee sure, and clasp thee all.
Who turn'd this slender waste with so much art,
And shut perfection in so small a ring?

Who spread that pure expanse of white above,
On which the dazled sight can find no rest;
But, drunk with beauty, wanders up and down,
For ever, and for ever finds new charms?
But, o those eyes! those murderers! O whence,
Whence did'st thou steal their burning orbs?
From heav'n?
Thou did'st, and 'tis religion to adore them. *)

*) O sie war mein Alles! Ruhm, Freundschaft, Waffenliebe, vor ihr verschwand mir das alles. Für sie rannte mein Blut; tief in der geheimsten Falte meines Herzens lebte sie mein Leben, und bei weitem das theuerste von meinem und ihrem Leben war mir ihres. Aber — hin ist's — steckt die Natur in Brand! entzündet in ihr die Fieberhitze der Eifersucht! Weg, weg damit! Nur daran zu denken, ist Qual der Verdammten; und doch nicht daran zu denken, ist unmöglich. — Wie schön ihre Wange, die zuerst meine Seele bewegte! wie blitzend das Auge, das mein Inneres entflammt! wie weich der Busen, an dem ich die Ruhe meines Lebens zu betten, alle meine Sorgen einzuschläfern hoffte! wie feurig meine Triebe! wie himmlisch meine Seligkeit! wie tief gesunken, wie schwarz mein Entsetzen, meine Verzweiflung! — — —

Und doch sind dieſs nur einzelne Tiraden, aus ihrer Verbindung herausgerissene Tira-

Mit Erstaunen betrachtete ich Dich, und vergaſs mein eignes Daseyn. Alles ist nur ein Traum; mein Gehirn schwimmt im Himmel! Ach, wozu, wozu dieſs Uebermaaſs von Schönheit? und wozu — oh! — — —

Siehe, ich könnte ewig an Deinen Blicken hangen, könnte aus Deinen Augen mein ganzes Daseyn trinken, könnte einen flammenden Donnerkeil ergreifen, und Vernichtung herabschleudern — — —

Ihr Amaranthen, ihr Rosen, schön wie das Morgenroth, ihr lieblichen Myrten, ihr goldnen Orangenhayne! warum lächelt ihr so freundlich? warum blüht ihr so schön? und verdorrt nicht vor meinem Eintritt? Doch! doch! siehe, wie jede Blume ihr Haupt senkt! wie jedes Blättchen, auch wo kein Lüftchen sich regt, schaudert! wie jedes Grün, gleich dem Epheu, erbleicht! Haben sich an dieser Stätte je die Geister der Mitternacht versammelt? haben diese melodischen Wiederhalle je seufzen gelernt? Liebeathmende, heilige Laube! Freudegeberin! wisse, in deinem würziggewölbten Busen empfängst du einen Mörder! — O, ich werde deine Lilien beflecken, und das Graun wird

den, entblöfst von der Situation der Handlung, entblöfst von Allem. — So würde

sich des Sitzes der Wonne bemächtigen. So brach Lucifer in das Paradies ein, und hinter ihm her folgte die Verdammnifs. — Ha! sie schläft; die ungewöhnliche Mittagshitze hat sich ihrer bemächtigt. So nehmt denn, meine schmachtenden Augen, noch diese letzte volle Weide an ihrem Anschaun, Ach, welch ein Anblick! wie furchtbar schön! Wer sollte diefs Wesen nicht für unschuldig halten? Wo werde ich hinstofsen können? Wer diese Brust durchbohrt, der durchbohrt sich selbst; mein eignes Herzblut wird aus ihrer Wunde strömen. O mein zerrifsnes Herz! — Grausamer Himmel! solche Reize, wie diese, erschaffen, und dann dem Arme eines Mannes, eines blofsen Sterblichen, dein Richteramt übertragen! Fiel es dir zu schwer, sie selbst hinzurichten? — Aber siehe, sie lächelt. Nie werde ich wieder lächeln. Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, sie noch einmal zum Abschiede zu küssen. — Ha, sie lächelt abermals! sie träumt von ihrem Buhler! Verdammt sei der Zauber ihrer Reize! Durch sie alle hindurch will ich sie ermorden. — — —

Du Werkzeug der Zauberei — ach nein! Du

jeder andrer Mensch gedacht, so sich ausgedrückt, so gehandelt haben: aber (glauben Sie mir, es wird mir schwer, hier eine Anmerkung zu machen, die einem

glänzender Engel! ewig könnte ich Dich anschaun. Wo hattest Du das her? Zauberin, sage mir, woher diese Fülle der Anmuth, die solche Wunder schon durch die bloſse Berührung bewirkt? Die mein Blut in Aufruhr versetzt? mein Gehirn bis zum Wahnsinn empört? Vorüber schwimmt mir Dein Bild! Nein, nein! ich lasse Dich nicht! verlieren will ich Dich nicht! mit diesen Schlingen ringsum will ich Dich fesseln! Wer war der Künstler, der diesen schlanken Umriſs erfand? Der alle wirkliche Vollkommenheit in einen so schmalen Ring einschloſs? Wer breitete über die obern Theile dieſs reine Weiſs aus, auf dem das geblendete Auge nirgends einen Ruhepunkt findet, auf dem es, berauscht von so viel Schönheit, auf und ab irrt, und doch immer wieder etwas noch Schöneres erblickt, was es vorher nicht wahrnahm? Aber ach! diese Augen! diese Mörder! ach, wem entwandtest Du diese brennenden Kreise? dem Himmel? Ja, ihm selbst; und sie anbeten, ist Frömmigkeit.

solchen Dichter nachtheilig scheinen mufs) aber eben darum, weil diese Sentiments für Shakespeare zu allgemein waren, eben darum, weil sie der Festigkeit, der gesetzten Stärke des Mohren von Venedig widersprochen hätten, konnte Othello in keinem so rührenden Lichte gezeigt werden. Der Dichter hatte aufserdem das Gemälde vollendet; — und Sie werden mir schon in der Beobachtung zuvorgekommen seyn, dafs der Zwek des Poeten nicht sowohl die Erregung des Schreckens und Mitleidens in dem Herzen der Zuschauer, als vielmehr die Natur der Eifersucht selbst sei. So sind auch die auf die Erstickung der Desdemona folgenden Scenen offenbar viel schwächer, als das vorhergehende, und tragen so wenig zu dem Hauptzweck der Tragödie bei, dafs sie die ersten Eindrücke nur lindern, anstatt sie zu verstärken.

III.

Ich habe mich in meinen beiden vorigen Briefen länger, als ich Willens war, bei der Vergleichung unsers Shakespeare mit einigen modernen Trauerspieldichtern aufgehalten *). Lassen Sie uns itzt auf die Anwendung meines obigen Grundsatzes zurückkommen, dafs die Shakespear'schen Werke nicht aus dem Gesichtspunkte der Tragödie, sondern als Abbildungen der sittlichen Natur zu beurtheilen sind.

Zu diesen gehören nun freilich auch die Leidenschaften; und ich bin, wenn Sie wollen, der erste zu behaupten, dafs Niemand in den Leidenschaften gröfsere

*) Diese Vergleichung betraf den Shakespear'schen König Lear mit der besser entworfnen, als ausgeführten Umarbeitung des Hofpoeten Nahum Tate, ferner den Heinrich V. von Aaron Hill, und endlich den Cäsar in Aegypten von Colley Cibber, die aber in der vorigen Ausgabe, so wie hier fehlt.

Talente haben könne, als Shakespeare. Ich glaube mit dem vorher angeführten Lord Kaim's, „dafs die starke Natur, die man an den Stellen wahrnimmt, wo er die Leidenschaften wirken läfst, und die sich in der feinsten Richtigkeit der Sentiments und des Ausdrucks zeigt, Lesern von der eingeschränktesten Fähigkeit in die Augen fallen müsse.“ — Ich glaube aber zugleich, dafs diefs Talent nicht sein gröfstes noch vorragendes sei.

Und eben diefs ist es, was ich, wenn ich einen Kommentar über Shakespear's Genie schreiben sollte, am meisten bewundern würde, dafs nämlich jede einzelne Fähigkeit des menschlichen Geistes, die schon insbesondere Genie des Dichters heifsen kann, bei ihm mit allen übrigen in gleichem Grade vermischt, und in Ein grofses Ganze zusammengewachsen sei. Er hat Alles — den bilderreichen Geist der Natur in Ruhe und der Natur in Bewegung, den lyrischen Geist der Oper, den

Geist der komischen Situation, sogar den Geist der Groteske — und das Sonderbarste ist, dafs Niemand sagen kann, diesen hat er mehr, und jenen hat er weniger.

Schade, werden Sie ausrufen, dafs ein so vollkommnes Genie einen so fehlerhaften Geschmack haben mufste!

Und dreimal Schade, setze ich hinzu, dafs es nicht anders seyn konnte, wenn wir ihn beständig nur auf uns, und auf unser Jahrhundert beziehen. — Diese Chorde ist schon oft berührt: aber lassen Sie uns doch versuchen, ob sich nicht etwas darüber sagen läfst, was die Sache begreiflich macht.

Die Geschmacks-Fehler, die Shakespeare bei feinen und unpartheiischen Lesern vornämlich zur Last fallen, sind, nächst der Vernachläfsigung des Kostüme, das Gezierte, Spitzfindige, Zweideutige und Übertriebene, das so oft die *nativam simplicitatem* seines gewöhnlichen Ausdrucks zu überschwemmen scheint. Über

den ersten Punkt bin ich mit diesen Lesern gleich einig; er ist keiner Rechtfertigung fähig. In Ansehung des zweiten weifs Pope keine bessere Entschuldigung für ihn zu finden, als dafs er „genöthigt war, dem schlechtesten Theile des Volks gefällig zu seyn, und in der schlimmsten Gesellschaft zu leben.“ — Der scharfsinnige Lord, den ich schon zweimal angeführt habe, ist der Meinung, „er habe weder in seiner eignen, noch in irgend einer lebenden Sprache ein Muster von Gesprächen vor sich gehabt, die sich fürs Theater geschickt hätten; wenn er irgendwo unter sich selbst falle, so sei es in Scenen ohne Leidenschaft; indem er da strebe, sein Gespräch über den Ton des gemeinen Umgangs zu erheben, verfalle er in verwickelte Gedanken, und in einen dunkeln Ausdruck.“ —

So viel ich von der Sache begreife, bedarf es keiner dieser Ausflüchte, so bald man sich in das Genie des Dichters setzt,

das kein höheres Lob kannte, als die Natur eines jeden Gegenstandes nach den kleinsten Unterscheidungszeichen zu treffen. Seine Wortspiele legt er fast beständig nur dem schlechtesten oder lustigsten Theile seiner Theater-Personen in den Mund, weil es dieser Klasse von Menschen, in allen Zeitaltern, vom Aristophanes und Plautus an, zur Natur geworden ist, sich diese Art des Witzes vorzüglich zuzueignen.

Dafs diefs wirklich Shakespear's Meinung war, erfahren wir gelegentlich vom Lorenzo im *Merchant of Venice*: „*How every fool can play upon the word! I think, the best grace of wit will shortly turn into silence, and discourse grow commendable in none but parrots. — Good Lord, what a wit-snapper are you. — Yet more quarrelling with occasion? wilt thou shew the whole wealth of thy wit in an instant? I pray thee,*

understand a plain man in his plain meaning. —

O dear discretion, how his words are suited!
The fool hath planted in his memory
An army of good words; and I do know
A many fools that stand in better place,
Garnish'd like him, that for a tricksy word
*Defy the matter — *)*

*) Wie doch jeder Geck mit den Worten zu spielen weifs! Bald, denke ich, wird der seinen Witz am schönsten bewähren, der gar nichts sagt, und nur der Papagey sich durch seine Gabe des Sprechens empfehlen. — Lieber Himmel! was seyd Ihr doch für ein Witzschnapper! — Schon wieder auf der Jagd hinter einer Sylbe her? Willst Du die ganze Rüstkammer Deines Witzes auf einmal ausleeren? Ich bitte Dich, verstehe doch die schlichten Worte eines schlichten Menschen, wie sie zu verstehen sind. — O du liebe Vernunft! wie er mit seinen Schellen zu klingeln weifs! Der Narr hat in seinem Gedächtnisse eine ganze Armee von Wortspielen zu seinem Gebote. — Und doch kenne ich Narren, die an einer bessern Stelle, mit ähnlichen Schellen behangen, für das

Hier hätte ich die vortrefflichste Gelegenheit, dem Eiferer Shakespeare einen glanzvollen Standort anzuweisen, ihn für einen grofsen Beförderer des guten Geschmacks, für einen Reformator des falschen Witzes auszugeben, und ihn bald mit Longin, bald gar mit — Gottscheden zu vergleichen. Aber ich bin saumselig genug, diese herrliche Veranlassung nicht zu nutzen, und ganz kaltsinnig anzumerken, dafs es hier eben so sehr in Lorenzos Charakter war, über Wortspiele zu spotten, als in Launcelots, Wortspiele zu machen. Wie würden wir es sonst erklären, dafs der Dichter an andern Stellen, wo er der Mühe, Wortspiele zu erfinden, gar hätte überhoben seyn können, so freigebig damit ist? Ich denke, es ging ihm ziemlich, wie dem muntern Konsul, dem Verfasser des Brutus, oder

blofse leere Wortgeklingel ihre Haupt-Materie Preis geben.

wie Swift, der in einer eignen *Art of punning* den Unwitz der Wortspiele aus einander setzte, und doch selbst vielleicht der gröfste *punster* in England war.

Und, ohne so viel Umschweife zu machen, wer könnte auch wohl läugnen, dafs es Wortspiele giebt, die wenigstens eben so scharfsinnig sind, als das witzigste *bon mot* in einem französischen *ana?*

Mantua vae miserae nimium vicina Cremonae!

Dieser korrekte Hexameter des Virgil, den der Dechant von Dublin in ein Wortspiel travestirte, als ein Frauenzimmer mit ihrem Manteau eine Kremoneser-Geige vom Nagel rifs, war, wenn wir auf die Grundsätze des Witzes zurückgehn, ein wahres *bon mot* von ächtem Witze.

— — *Quae iuga Dauniae*
Non decoloravere caedes? —

ist ein Motto vor einer Ode unsers Ramlers, und ein — Wortspiel. Der ober-

wähnte Tullius trägt kein Bedenken zu behaupten, dafs Wortspiele sogar der ernsthaftesten Rede einen neuen Schwung geben. *Ex ambiguo dicta vel argutissima putantur, sed non semper in ioco, saepe etiam in gravitate versantur. Ingeniosi enim videtur, vim verbi in aliud atque caeteri accipiant posse ducere.*

Solchergestalt hätte ich also Gründe beigebracht, Sie über diesen wichtigen Punkt zu befriedigen, hoffentlich auch den seligen Schlegel, wenn er noch lebte, der über das Wortspiel des M. Antonius sehr ungehalten war, weil er dem luxuriösen Witze dieses dafür bekannten Römers nichts nachsehen wollte. Wie aber, wenn ich Ihnen einen klaren Beweis beibringe, dafs Shakespear's Lebensjahre gerade das goldene Alter der Wortspiele waren, und dafs König Jakob, der affektirteste Sprecher von der Welt, nicht nur seinem Hofe, sondern sogar der Kanzel den Ton gab? Werden Sie Popen oder

Wielanden noch immer glauben, daſs Stellen dieser Art nur für den untersten Pöbel da stehn? Mein Gewährsmann ist der Doktor Zachary Grey, der uns aus den Predigten des Bischofs Andrews, des gelehrtesten Prälaten zu Shakespear's Zeit folgende Anthologie aufgehoben hat. Merken Sie Sich zugleich, daſs diese Predigten vor dem Könige gehalten worden: die erste über 1 Timoth. VI. 1.

The mystery, hebt der Bischof an, *here mentioned is the mystery of this feast* (nämlich Christnacht), *and this feast the feast of this mystery: for as at this feast God was manifested in the flesh, in that it is a great mystery, it makes the feast great; in that it is a mystery of godlineſs, it should likewise make it a feast of godlineſs; great we grant, and godly too we trust: would God, as godly as great, and no*

more controversie of one than of the other.

Die zweite über Ephes. I. 10.

Seeing the text is of seasons (gleichfalls Christnacht) *it would not be out of season itself: and tho' it be never out of season to speak of Christ, yet Christ hath his seasons. Your time is always (says he John VII.) so is not mine; I have my seasons, one of which seasons is this, the season of his birth, by which all were recapitulate in heaven and earth, which is the season of the text, and so this a text of the season.*

Und schliefslich die dritte:

Upon a day of joy here is a text of joy, upon a day of joy for the King, a text of a King in joy. For so we see there is in the text a King, and he joyful and glad — — And upon these two (nämlich auf die **Befriedigung**

des Herzens und der Lippen) *there is a sela. For these two, one would think, were able to content any. But this sela is no sela to God; he hath a sela, or an ela above this sela — and this is the praevenisti of his goodneſs. — Satisfie the lips; petite et dabitur, speak and speed. Satisfie the heart, ave et habe, wish and have. Not only open thy mouth, but enlarge thy heart never so wide, and I will fill it; this is able to satisfie David, I think, and make him sing sela, which is their διαπασῶν.*

Der wichtigste Einwurf ist mir noch übrig — das Gezierte, Spitzfindige und Übertriebne der *diction*, welches der englische Kunstrichter dem Mangel eines Musters für den theatralischen Dialog beimaſs.

Ich habe Lust, mich bei diesen drei Punkten ein wenig aufzuhalten, weil meines Erachtens sehr viel darauf ankommt, ob sie bei unserm Dichter so wesentliche

Fehler sind, als Voltaire uns bereden will. Wenn ich für deutsche Nachahmer schriebe, so würde ich mich freilich lange bedenken, wie ich dieser Untersuchung eine Wendung geben sollte, dafs sie keinen schädlichen Einfluſs haben möchte: aber Sie und ich können, Dank sei unserem Phlegma, den Reizungen der gnidischen Venus zusehn, ohne das Schicksal des jungen Menschen zu befürchten, dessen Lucian erwähnt.

Es ist eine alte Anmerkung, dafs jede Nation gewisse eigne Wendungen und Schattirungen in ihrer Sprache habe, die einer andern Nation fremde, zuweilen gar seltsam und affektirt vorkommen. — Diese alte Anmerkung, werden Sie sagen, gilt nichts in gegenwärtigem Falle: denn die gerügten Fehler sind es auch bei den Engländern. — Sehr wohl! Sie geben mir also doch zu, dafs das, was blofs durch die Verdeutschung einen Anstrich des Fremden und Seltsamen erhält, aus der Rech-

nung ausgestrichen werden müsse; und wenn nun diese Verdeutschung gar eine verstümmelte, wie die Wielandische, ist? — Doch davon nachher ein Mehrers.

Eine eben so alte, aber nur selten gemachte Anmerkung ist diese — nicht, wie Sie vielleicht vermuthen, dafs jede Klasse von Menschen in einer Staatsverfassung (auch das ist wahr, und wird mir zu statten kommen) sondern — dafs jedes Stufen-Alter des menschlichen Lebens etwas besonders in der Art sich auszudrücken habe. Shakespeare hatte sie gemacht, und nahm in der Wahl und Farbe seiner Diktion Rücksicht darauf. Wenn Sie daran zweifeln, so vergleichen Sie folgenden Ausdruck des knäblichen, des jugendlichen, des männlichen und des hohen Alters.

KNABE.

— — *Mercy on me!*
Methinks, no body should be sad but I;
Yet I remember when I was in France,

Young Gentlemen would be as sad as night,
Only for wantonneſs. By my christendom,
So were I out of prison, and kept sheep,
I should be merry as the day is long.
And so I would be here, but that, I doubt,
My uncle practises more harm to me.
He is afraid of me, and I of him:
Is it my fault, that I was Geffrey's son?
Indeed it is not, and I would to heav'n,
I were your son, so you would love me, Hubert.

— —

Must you with irons burn out both mine eyes?
And will you? —
Have you the heart? — When Your head did but ake
I knit my handkerchief about your brows;
(The best I had; a Princeſs wrought it me)
And I did never ask it you again;
And with my hand at midnight held your head;
And like the watchful minutes to the hour,
Still and anon chear'd up the heavy time,
Saying, what lack you? and where lies your grief?

Or what good love may I perform for you?
— — — — Will you put out mine eyes?
These eyes, that never did nor never shall
So much as frown on you? — —
Ah, none, but in this iron age would do it!
The iron of itself, tho' head red-hot,
Approaching near these eyes, would drink my tears;
And quench its fiery indignation,
Even in the matter of my innocence;
Nay, after that consume away in rust,
But for containing fire to harm mine eye.
Are you more stubborn-hard, than hammer'd iron?
Oh! if an Angel should have come to me,
And told me, Hubert should put out mine eyes,
I would not have believ'd him —

— —

Alas! what need you be so boistrous-rough?
I will not struggle, I will stand stone-still.
For heav'ns sake, Hubert, let me not be bound.
Nay, hear me, Hubert drive these men away,
And I will sit as quiet as a lamb.

I will not stir nor wince, nor speak a word,
Nor look upon the iron angrily:
Thrust but these men away, and I'll forgive you,
Whatever torment you do put me to. *)

*) Daſs Gott walte! Mich dünkt, kein Mensch sollte traurig seyn, als ich. Doch erinnere ich mich, wie ich in Frankreich war, sah ich junge Herren, die so traurig aussehen konnten, wie die traurige Nacht, aus lauter Muthwill. Wäre ich nur aus dem Gefängnisse heraus, und hütete Schafe, ich will nicht Christ heiſsen, wenn ich nicht so lustig seyn wollte, als der Tag lang ist. Und das wollt' ich auch hier: aber ich kann meine Furcht nicht los werden, daſs mein Onkel noch mehr Leides wider mich im Sinn hat. Er fürchtet mich, und ich ihn. Ist es meine Schuld, daſs ich Geffrey's Sohn war? Nein, gewiſs nicht; und wollte der Himmel, ich wäre Euer Sohn, Hubert, und Ihr hättet mich lieb! — — — Müſst Ihr mit glühendem Eisen meine Augen ausbrennen? müſst Ihr? wollt Ihr? habt Ihr ein Herz dazu? Wenn Euch nur der Kopf weh that, band ich Euch mein Schnupftuch um die Schläfe, (es war das Beste, was ich besaſs; eine Prinzessin hatte es für mich gestickt), und ich hab' es Euch nimmer wieder

JÜNGLING.

Those happy mask's, that kiſs fair ladies brows,
Being black, put us in mind, they hide the fair;
He that is strucken blind, cannot forget
The precious treasure of his eye-sight lost.

abgefodert, und mitten in der Nacht hielt' ich mit eigner Hand Euch den Kopf, und wie langsam mir auch die Stunden von einer Minute zur andern dahinschlichen, hielt ich mich doch immer munter, bald mit dieser, bald mit jener Frage: was fehlt Euch? wo thut es Euch weh? was kann ich Euch Liebes thun? — Wollt Ihr mir beide Augen blenden? diese meine Augen, die Euch nie auch nur einmal scheel angesehen haben, es nie werden? — Ach, kein Mensch würde das thun, als in dieser eisernen Zeit. Sich selbst überlassen, würde das Eisen, so feuerroth es auch von sich sprüht, ehe es meinen Augen zu nah käme, meine Thränen trinken, und sein glühender Zorn würde schon gleich in dem feuchten Augenscheine meiner Unschuld erlöschen; ja es würde hernach in seinem eignen Roste sich abzehren, daſs es sich so arg hatte erhitzen können, meine Augen verletzen zu wollen. Seid Ihr denn härter, als gehammertes

Shew me a mistreſs, that is passing fair,
What doth her beauty serve, but as a note,
Where I may read, who pass'd that passing fair?

— —

O she doth teach the torches to burn bright.
Her beauty hangs upon the cheeks of night,
Like a rich Jewel in an Aethiops ear;
Beauty too rich for use, for earth too dear!
So shews a snowy dove trooping with crows,
As yonder lady o'er her fellows shows.

Eisen? Oh, wäre ein Engel zu mir herabgekommen und hätte mir gesagt, daſs mir Hubert meine Augen ausbrennen würde, ich hätte es nicht geglaubt. — Ach weh! was braucht Ihr denn so stürmisch – rauh zu seyn? Ich will mich nicht sträuben; ich will stockstill halten. Um Gottes willen, Hubert! laſst mich nicht binden! Nein, hört mich, Hubert, schickt diese Männer nur weg, und ich will so still sitzen, wie ein Lamm, will nicht zucken, will keinen Laut von mir geben, will nicht einmal einen unwilligen Blick auf das Eisen werfen. Schickt mir nur diese Männer weg, und ich will Euch alle die Martern verzeihen, die Ihr mir anthun möget.

The measure done, I'll watch her place of stand,
And, touching hers, make happy my rude hand.
Did my heart love till now? Forswear it, sight,
I never saw true beauty, till this night. *)

— —

*) Jene Larven, die so glücklich sind, schöner Frauen Augenbraunen küssen zu dürfen, erinnern uns durch ihre schwarze Farbe, dafs die Schönheit sich hinter ihnen versteckt. Wer mit Blindheit geschlagen ist, kann doch nicht vergessen, dafs er ehemals so glücklich war, an dem Anblicke dieser Schönheit einen grofsen Schatz zu besitzen. Zeigt mir ein hübsches Gesicht, werd' ich in diesem hübschen Gesichte etwas anders als die Folie sehen, durch die ich ein noch schöneres gewahrte? — —

O von ihr erst lernen die Kerzen dort, hell zu brennen. Ihre Schönheit haftet auf den Wangen der Nacht, wie ein Juwel am Ohr eines Mohrenkönigs hängt: zu reich für niedern Gebrauch, zu theuer für einen irdischen Preis. Wie eine schneeweifse Taube unter den Krähen, erscheint mir unter den Tänzerinnen jene Schöne dort; wenn der Tanz aus ist, will ich mir die Stelle merken, wo sie stehen bleibt, und meine rauhe Hand soll sich das Glück verschaffen, ihre weichen Händ-

M A N N.

Between the acting of a dreadful thing,
And the first motion, all the interim is
Like a phantasma, or a hideous dream:
The genius, and the mortal instruments,
Are then in council; and the state of man,
Like to a little Kingdom, suffers then
The nature of an insurrection. — —
— — — O Conspiracy!
Sham'st thou, to shew thy dang'rous brow by night,
When Evils are most free? O then by day,
Where wilt thou find a cavern dark enough
To mask thy monstrous visage? Seek none, Conspiracy;
Hide it in smiles and affability:
For if thou put thy native semblance on,
Not Erebus itself were dim enough
To hide thee from prevention. *)

chen zu berühren. Hat mein Herz je vorher geliebt? Es wäre Meineid, ihr Augen, mir das zu betheuern; nie habt ihr vor dieser Nacht wahre Schönheit gesehen.

*) Zwischen der Ausführung einer Gräuelthat,

GREIS.

— — — I have five hundred crowns,
The thrifty hire I sav'd under your father,
Which I did store, to be my foster nurse
When service shou'd in my old limbs lie lame,
And unregarded age in corners thrown;
Take that; and He, that doth the ravens feed,

und der ersten Versuchung, gleicht alles, was dazwischen liegt, einem Fieberbilde oder einem fürchterlichen Traume; der Geist und sein tödtliches Werkzeug, das Fleisch, gehn dann mit einander zu Rathe, und der Staatskörper im Menschen, ähnlich einem kleinen Königreiche, gährt in einem Zustande der Empörung. — —

O Verrath! schämst du dich, deine feindselige Stirne in der Stunde der Nacht zu zeigen, wenn die bösen Geister entfesselt umherschweifen? Wie willst du denn am hellen Tage einen Winkel finden, der finster genug ist, deine gräfsliche Gestalt zu verbergen? Versuch's nicht, Verrath! hülle sie in Lächeln und Freundlichkeit ein; denn wenn du dich mit deiner natürlichen Stirne zeigst, so ist selbst der Erebus nicht düster genug, dich vor der Entdeckung zu bewahren.

Yea, providently caters for the sparrow,
Be comfort to my age! Here is the gold,
All this I give you, let me be your servant.
Tho' I look old, yet I am strong and lusty:
For in my youth I never did apply
Hot and rebellious liquors in my blood,
Nor did I with unbashful forehead woo
The means of weakneſs and debility;
Therefore my age is as a lusty winter,
Frosty but kindly; let me go with you;
I'll do the service of a younger man
In all your buſineſs and necessities.

— —

Master, go on, and I will follow thee
To the last gasp with truth and loyalty.
From seventeen years till now almost fourscore
Here lived I, but now live here no more.
At seventeen years many their fortunes seek:
But at fourscore it is too late a week;
Yet Fortune cannot recompence me better,
Than to die well, and not my master's debtor. *).

*) Ich beſitze fünfhundert Kronen, die ich in

Ich könnte diese Beispiele häufen. Wer aber die feine Nüance in diesen vier Tira-

dem Dienste Eures Vaters von meinem Lohne zurückgelegt habe, dafs ich mich damit pflegen wollte, wenn einst meine alten Knochen zum Dienen zu lahm seyn würden, und der Greis achtlos zu Winkel kriecht. Nehmt das, und Er, der die jungen Raben füttert, und den Sperlingen ihren Vorrath sammelt, sei der Pfleger meines Alters. Hier ist das Gold; ich geb' es Euch alles, nehmt mich dafür in Eure Dienste. Ob ich gleich alt aussehe, bin ich doch stark und rüstig; denn nie habe ich mir in meiner Jugend heifses und aufrührerisches Getränk ins Blut gestürzt, noch buhlte ich mit schamloser Stirne nach dem, was den Mann schwach und unvermögend macht: darum ist nun mein Alter wie ein frischer Wintertag, kalt aber heiter. Nehmt mich mit Euch: ich will Euch in allen Euern Geschäften und Bedürfnissen dienen, wie ein jüngerer. — — — —

Auf, Herr, geh Du voran, und ich will Dir folgen bis zum letzten Athemzuge mit Treue und ohne Trug. Von meinem siebzehnten Jahre an bis heute, da ich bald achtzig bin, habe ich hier gelebt: nun hat auch das ein Ende. Im siebzehnten

den nicht wahrnimmt, nicht lebhaft empfindet, wie sehr in dem Charakter des Knaben das kindisch-rührende, wiewohl spielende Raisonnement in der Diktion selbst, d. i. in derjenigen Diktion, die das naive Bild der Seele ist, (denn von willkührlichen, humoristischen Angewohnheiten, dergleichen Ben Jonson, Molière u. a. genutzt haben, ist hier die Rede nicht), gegen den blühenden Ausdruck der Einbildungskraft in dem Charakter des Jünglings, gegen den starken Ausdruck der richtigen und festen Denkungsart in dem Charakter des Mannes, und gegen den weichen Ausdruck der geprüften, itzt schwächern und zugleich weisern Seele des Greises absticht: — der mag immerhin mit

Jahre macht sich Mancher auf, sein Glück in der Welt zu suchen: im achtzigsten ist es schon um einige Wochen zu spät. Doch kann das Glück mich ohnehin nicht besser belohnen, als wenn es mich mit gutem Gewissen, und nicht als einen Schuldner meines Herrn sterben läßt.

den französischen Kunstrichtern Meteore finden, wo die Natur in ihrer höchsten Schönheit erscheint, und die blöden Augen fest zudrücken. Sie, mein Freund, sind vor einem so unrühmlichen Verdachte sicher.

Shakespeare unterschied eigentlich sieben Stufen-Alter, die ich Ihnen zur Abwechselung in dem meisterhaften Gemälde des grotesken Jaques beifügen will.

— — — *All the world's a Stage,*
And all the men and women meerly Players.
They have their Exits and their entrances,
And one man in his time plays many parts:
His acts being seven ages. At first the infant,
Mewling and pucking in the nurse's arms;
And then the whining school-boy with his scatchel
And shining morning-face, creeping like snail
Unwillingly to school. And then the lover,
Sighing like furnace, with a woful ballad
Made to his mistreſs' eye-brow. Then a soldier,
Full of strange oaths, and bearded like the pard,

Jealous in honour, sudden and quick in quarrel,
Seeking the bubble, reputation,
Even in the canons mouth. And then the Justice,
In fair round belly, with good capon lind,
With eyes severe, and beard' of formal cut
Full of whise laws and modern instances;
And so he plays his part. The sixth age shifts
Into the lean and slipper'd pantaloon
With spectacles on nose, and pouch on side,
His youthful hose well sav'd, a world too wide
For his shrunk shank and his big manly voice,
Turning again toward childish treble, pipes,
And wistles in his sound. Last scene of all
That ends this strange eventful History,
Is second childishneſs, and meer oblivion,
Sans teeth, sans eyes, sans taste, sans every thing. *)

*) Die ganze Welt ist eine Schaubühne; alle Männer und Weiber sind bloſs Spieler darauf, treten auf, treten ab; und oft spielt ein Einziger die Rolle von sieben Menschenaltern hinter einander. Erst ist er der sprudelnde Säugling, der in den Armen seiner Amme wimmert und schmatzt. Dann der heulende Schulknabe, der mit seinem Bücher-

Eben den Unterschied, den ich Ihnen in der Diktion der Stufen-Alter gezeigt

bündel und seinem glattgewaschnen Morgengesichte mit Schneckenschritten ungern nach der Schule kriecht. Hierauf der Verliebte, der wie ein Backofen seufzt, und ein klägliches Liedlein auf die Augen seiner Gebieterin abtrillert. Alsdann der Soldat voll sonderbarer Flüche, und mit einem Schnurrbart wie ein Pardel strotzend, krittlich auf seine Ehre, rasch und auffahrend zu Händeln, die Seifenblase Ruhm in dem Mundloche einer Kanone suchend. Nachher der Richter mit dem runden Bauche, gut ausgestopft mit Kapaunenfleisch, ernst im Blick, den Bart nach der Regel geschnitzt, voll weiser Gesetze und Läuterungen: so spielt der seine Rolle. Das sechste Alter vertauscht die wohlgeschonten Beinkleider seiner Stutzerjahre mit den schlotternden Pluderhosen, die ihm bis in die Pantoffeln herabhangen, eine Welt zu weit für die hagern Lenden dahinter, den Geldbeutel an der Seite, und die Brille auf der Nase, seine vorige Manns- und Baßstimme in einen quikenden Diskant umgewandelt, und, wenn er spricht, zugleich hustend und pfeifend. Die letzte Scene von allen, die dieß seltsame historische Drama beschließt,

habe, finden Sie auch in der Sprache der verschiedenen Stände so fein geschattet, dafs Sie augenblicklich das Ideal eines Landmanns von dem Ideal eines Bauernknechts, dieses vom Kuhhirten, den Kuhhirten vom Schäfer, alle vier vom Handwerksmann oder Bürger, den Bürger vom Edelmann, den Edelmann vom Hofmann, den Hofmann vom Prälaten, den Prälaten von andern Geistlichen, den Gelehrten vom Ungelehrten, aller unzähligen mehr ausgemalten Charaktere itzt nicht zu gedenken, augenblicklich in den kleinsten Zügen ihrer Art sich auszudrücken, erkennen können. Bei einer so sorgfältigen Beobachtung der Natur, bei einer so seltnen Richtigkeit in der *peinture des détails*, war es freilich nothwendig, die Fehler und Auswüchse mit der Korrektion des Ausdrucks in gleichem Paare gehen zu las-

ist eine zweite Kindheit, gänzliche Vergessenheit, ohne Zähne, ohne Augen, ohne Geschmack, ohne alles.

sen; und wer, ohne Rücksicht auf diese Bedingung, Shakespeare den Vorwurf einer übeln Wahl macht, zeigt ausdrücklich, dafs er selbst nicht aufgeklärt genug sei, die verschiednen Gattungen der Nachahmung richtig aus einander zu setzen.

„Gattungen der Nachahmung! — Wahl des Ausdrucks! höre ich Sie mir zurufen. Habe ich Sie endlich ertappt? Allerdings vermifst man die Wahl des Ausdrucks: denn was in einem solchen Grade die Natur selbst ist, wie kann das schöne Natur seyn?" —

Sie sehen wenigstens, dafs ich gerecht bin, und keinen Zweifel vorbeilasse, der mit einigem Anscheine gemacht werden kann. Dafs Shakespeare Begriffe von der schönen Natur gehabt habe, ist unstreitig. Er selbst sagt von der Kunst:

She tutors Nature: artificial strife
Lives in those touches, livelier than life; *)

*) Sie verbessert die Natur; in ihren Pinsel-

und wieder anderswo:

— — — *I have heard say,*
There is an art, which in their piedneſs shares
With great creating Nature *) —

aber eben so unstreitig ist es, daſs er in seinen Begriffen einer Nachahmung der schönen Natur — ich will nicht sagen, von dem Geschmack der alten Griechen und einiger Römer (denn diese haben hierin fast einerlei Grundsätze mit ihm gehabt) — von unserm heutigen französirten Geschmacke unendlich abweicht. Machen Sie, wenns Ihnen beliebt, ihm daraus ein Verbrechen; und verstatten Sie mir dagegen, weit mehr Vergnügen an

strichen wetteifert die Kunst mit dem Leben, das durch sie noch mehr Leben athmet, als das Leben selbst.

*) Ich habe sagen hören, daſs es eine Kunst giebt, die noch schöpferischer in ihren bunten Erfindungen, als die groſse schöpferische Natur selbst ist.

jener zwangfreien Natur zu finden, als an einer sogenannten schönen Natur, die aus Furcht, ausschweifend oder arm zu scheinen, in goldenen Fesseln daher schreitet. *Say there be*, antwortete Polixenes,

Yet Nature is made better by no mean.
— — — Over that art
Which, you say, adds to Nature, is an art,
That Nature makes — *)

und dieſs ihr groſses Kunststück ist das Werk des Genies, das mich immer interessiren wird.

*) Sei's, daſs es eine solche Kunst giebt: bessern kann sie doch auf keine Weise etwas an der Natur — — —

Über diese Kunst, die, wie ihr sagt, über die Natur hinaus erfindet, giebt es eine Kunst, die von der Natur selbst erfunden ist.

IV.

Wie weit sind wir gekommen? — Ich habe mich bemüht, Ihnen einige Theile in dem Detail der Shakespearschen Schreibart aus einem bessern Lichte zu zeigen, als woraus sie gemeiniglich von übersichtigen Lesern, die sich mit ihrem halben Geschmack blähen, betrachtet werden. Machen Sie hieraus den Schluſs, daſs ich alle Fehler dieses Dichters aus einer Art von Prädilektion vertheidigen wolle; so sind Sie gerade in dem Falle derjenigen Kunstrichter, die ein Stück aus dem Ganzen herausheben, und alsdann, im Schwindel ihrer eignen Vernünfteleien lächelnd, vom Straucheln reden.

Sie trauen mir, ich bin davon überzeugt, eine bessere Fähigkeit zu, das Tadelhafte von dem Untadelhaften zu unterscheiden; und nur mit Ihnen kann ich mich von Fehlern eines groſsen Mannes unterhalten, ohne zu befürchten, daſs er

dadurch verkleinert werde. Es giebt Stellen in den Werken dieses aufserordentlichen Kopfs, die für uns schlechterdings abgeschmackt und unleidlich sind. Wenn Sie diese Stellen nicht alle der Verfälschung des Textes beimessen, welches allerdings ein sonderbares Vorurtheil wäre; so sind Sie doch billig genug, die Entstehungsart derselben gelten zu lassen, die ich Ihnen, ohngefähr mit den Worten eines seiner Editoren, angeben will.

„Man hat angemerkt, sagt Theobald, dafs die Engländer, vermöge der Freiheit ihrer Staatsverfassung, und eines vorzüglichen Hanges zur Spekulation, mehr Humoristen und eine gröfsre Verschiedenheit von Original-Charakteren hervorbringen, als irgend eine andere Nation. Da aber diese sich wieder auf das eigenthümliche Genie eines Zeitalters beziehen, so mufs eine unendliche Reihe von Dingen, worauf der Dichter anspielt, dunkel und unverständlich werden, so bald diese Cha-

raktere veralten. Witz beruht ferner auf der Zusammenhaltung der Ideen, die sich mit einer gewissen Leichtigkeit, Schnelligkeit, mit einer Art von Gedränge an einander reiben, und angenehme Bilder, wie Funken, in der Seele zurücklassen: Daher muſs ein Schriftsteller, so oft Witz sein Gegenstand ist, viele Materialien und in einem weiten Umfange aufsuchen, und wenn dieser Schriftsteller gerade zu einer Zeit auftritt, in der eine wunderbare Affektation, gelehrt zu scheinen, herrschend ist, da man folglich vulgaire Ideen vermeidet, und durch den ganzen Kreislauf der Wissenschaften umherschwärmt, um Bilder der Kunst und seltne Ähnlichkeiten zusammen zu häufen: so muſs er, falls er dem Geschmacke seiner Zeit nachgiebt, nothwendig von dem gebahnten Wege abgerathen, und dem gemeinen Haufen der Folgezeit wie ein verwilderter Mensch vorkommen. Solchergestalt ward die Poesie des Donne, ungeachtet

er der witzigste Kopf seiner Zeit war, nichts als ein aufgehäuftes Magazin von Räthseln; und Shakespeare selbst verfällt bei aller Leichtigkeit seines Naturels nicht selten in diese fehlerhafte Manier. Noch eine andere Gattung der Dunkelheit fliefst aus der ihm eignen Art zu denken, und aus der ihm eignen Art, seine Gedanken einzukleiden. Er hatte eine allgemeine Kenntnifs aller Scienzen: aber sie war mehr die Kenntnifs eines Reisenden, als eines Eingebornen. Kein Theil der Philosophie war ihm fremde: aber alles hatte für ihn die Reizungen und Stärke der Neuheit. Und da die Neuheit eine Quelle der Bewunderung ist, so sind seine beständigen Anspielungen auf die verborgensten Geheimnisse dieser Philosophie nicht sowohl ein prahlerisches Geziere, als vielmehr eine Wirkung der bewunderten Neuheit. Hieraus entspringen diejenigen sonderbaren Wendungen des Ausdrucks, die man bei keinem andern Schriftsteller

findet, und bei denen man mit mehrerm Grunde auf Shakespeare anwenden kann, was Addison von Milton sagt: „Seine Sprache sinkt unter ihm; sie war dem Umfange seines Ideals nicht gewachsen.“ Er bildete neue Worte, um die Neuheit und Mannichfaltigkeit seiner Begriffe auszudrücken, und bediente sich der veralteten, um diesen Begriffen ein feierliches Ansehen zu geben.“

Wollen Sie noch mit Pope die Fehler in Anschlag bringen, welche von den extemporirenden Schauspielern hineingelegt wurden, so bin ich auch damit zufrieden; und wir werden also ziemlich wissen, was wir von manchen Ungereimtheiten denken sollen, die den meisten Lesern so anstöfsig und unverdaulich sind.

Ich glaube mich lange genug bei Worten aufgehalten zu haben. Folgen Sie mir itzt in die höhern Gegenden der Komposition, deren Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit unsere Meinung von seinem Ge-

schmacke zu seinem Vortheile oder Nachtheile entscheiden mufs.

Sie erinnern Sich, dafs ich Ihnen bereits zugegeben habe, Shakespear's Drama sei nicht das Drama der Alten, und könne folglich keine Vergleichung dieser Art dulden. Diefs hindert aber nicht, dafs dieses Shakespear'sche Drama gewisse Grundsätze mit dem Griechischen gemein haben könne, die aus der Natur eines Ganzen herzuleiten sind.

Die Gattungen der dramatischen Komposition, deren Polonius im Hamlet erwähnt, waren *tragedy*, *history*, *comedy*, *pastoral*, *pastoral-comical*, *historical-pastoral*, *scene undividable*, und *poem unlimited*. — Diese Eintheilung ist kritisch; und wir können nach ihr die Stücke unsers Dichters in folgende Klassen abtheilen:

I. Tragedy.

Makbeth
King Lear

Hamlet
Othello
Cymbeline
Timon of Athens
Troilus and Cressida
Romeo and Juliet.

II. History.

Henry IV. Part. I. II.
Henry V.
Richard III.
King John
Henry VIII.
Richard II.
Henry VI. Part. I. II. III.
Julius Caesar
Antony and Cleopatra
Coriolanus
Titus Andronicus.

III. Comedy.

Merry Wives of Windsor
Measure for Measure

Twelfth-Night
Much ado about nothing
As you like it
All's well that ends well
Two Gentlemen of Verona
Taming of the Shrew
Comedy of Errors
Merchant of Venice.

IV. Pastoral.

Tempest
Midsummer-Nights-Dream.

V. Pastoral-comical.

Winter's Tale.

VI. Historical-pastoral.

Love's labour's lost.

Den Sturm und Sankt Johanns-Nachts-Traum werfe ich in die Klasse der Pastoral, weil ich nicht weifs, wo ich sie eigentlich hinbringen soll, da sie sich fast ganz der Natur der Oper nähern.

Poem unlimited ist das Geschlecht, wozu sie ziemlich alle gehören: allein was meint Shakespeare mit dem, was er *scene undividable* nennt? Ich müfste mich sehr irren, wenn wir hier nicht das Drama der Alten wiederfänden, das sich auf die Einheit des Orts gründet, das folglich zu Shakespear's Zeiten nicht unbekannt war, sondern nur von einer andern Seite betrachtet wurde, als von der wir es betrachten, wenn wir es für die Regel des Sophokles, für die höchste Art der Komposition, für das, was Laokoon in der Bildhauerei ist, halten, und demselben den obersten Standort anweisen, dem alle andere untergeordnet seyn müssen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ihnen einige Stellen aus dem nämlichen Hamlet auszuzeichnen, die uns den Zustand des damaligen Theaters und Shakespear's Urtheil davon auf eine für Sie und mich sehr unterrichtende Weise abbilden. Riccoboni selbst hätte einem

Schauspieler keine nützlichere Lehre geben können, als Hamlet hier thut.

Speak the speech, I pray you, as I pronounc'd it to you, trippingly on the tongue. But if you mouth it, as many of our players do, I had as lieve, the towncrier had spoke my lines. And do not saw the air too much with your hands thus, but use all gently: for in the very torrent, tempest, and, as I may say, whirlwind of your passion, you must acquire and beget a temperance that may give it smoothneſs. Oh, it offends me to the soul, to hear a robustious periwig-pated fellow tear a passion to tatters, to very rags, to split the ears of the groundlings: who, for the most part, are capable of nothing, but inexplicable dumb shews and noise: I could have such a fellow whipt for o'er-doing Termagant; it out-herods Herod. Pray you, avoid it. — Be not too tame neither; but let your own discretion be your tutor.

Suit the action to the word, the word to the action, with this special observance, that you o'erstep not the modesty of Nature; for any thing so overdone is from the purpose of playing, whose end, both at the first and now, was and is, to hold as 'twere the mirror up to nature, to shew Virtue her own feature, Scorn her own image, and the very age and body of the Time, his form and pressure. Now this overdone or come tardy of, tho' it make the unskilful laugh, cannot but make the judicious grieve: the censure of which one must in your allowance o'erweigh a whole theatre of others. Oh, there be players that I have seen play, and heard others praise, and that highly, (not to speak it prophanely), that have so strutted and bellow'd, that I have thought some of Nature's journeymen had made men, and not made them well;

they imitated humanity so abominably. — And let those, that play your clowns, speak no more than is set down for them; for there be of them that will themselves laugh, to set on some quantity of barren spectators to laugh too; though, in the mean time, some necessary question of the Play be then to be considered. That's villainous, and shews a most pityful ambition in the fool that uses it. *)

*) Sprecht die Rede, ich bitt' Euch, wie ich sie Euch vorsagte, glatt von der Zunge weg. Wenn Ihr sie so breit herausmault, wie es viele unsrer Schauspieler thun, so möcht' ich eben so lieb, dafs der Ausrufer meine Verse abriefe. Und säget mir die Luft nicht so viel mit Euren Händen: so — sondern treibt alles fein menschlich; denn mitten in der Eile des Stroms, des Sturms, und, wie ich sagen möchte, des Wirbelwindes der Leidenschaft müfst Ihr Euch immer doch dergestalt zu mäfsigen wissen, dafs der Affekt sich mit der Wahrheit verträgt. O es thut mir in der Seele weh, wenn ein handfester kraushaarigter Bursche

Bei folgender Stelle:

I heard thee speak me a speech once; but it was never acted, or, if it was, not

einen Affekt in lauter Fetzen und Lumpen zerreifst, bloſs um auf den Ohren des Parterre herumzutrommeln, das doch oft nichts davon versteht, als was sich aus dem Gebehrdenspiel und dem Getöse abnehmen läſst. Ich möchte solche Schreihälse auspeitschen lassen, wenn sie ihre Menschenstimme zu einem sinnlosen Sprachrohre machen, als ob sie den rasenden Roland über-rolanden wollten. Ich bitt' Euch, vermeidet mir das. — Seid aber auch nicht gar zu kirre, sondern laſst Euer eignes Nachdenken Euch belehren. Meſst Eure Gebehrden Euren Worten, Eure Worte Euren Gebehrden an, und zwar so, daſs Ihr nie die natürliche Schicklichkeit überschreitet; denn jede solche Übertreibung widerspricht dem Zweck eines Schauspiels, der von Anbeginn an kein anderer gewesen, und auch itzt nicht ist, als der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, und der Tugend ihre eigentlichsten Züge, der Untugend ihre rechte Miſsgestalt, dem Jahrhundert, dem Körper der Zeit seine wahre Form, seinen treuen Abdruck zu zeigen. Wird nun dieſs zu übertrieben oder zu

above once: for the Play, I remember, pleas'd not the million, 'twas Caviar to the general; but it was, as I receiv'd it and others, (whose judgment in such

matt dargestellt, so kann es dem Unwissenden zwar behagen, aber den Mann von Einsicht mufs es verdriefsen; und der Tadel dieses Einzigen mufs Euch mehr gelten, als das Lob des ganzen übrigen Theaters. O es giebt Schauspieler, die ich habe spielen und von andern beklatschen sehen, die auf ihren Stelzen so herumstrotzten und dabei bellten, dafs mir (Gott verzeih' mir!) oft dabei einfiel, ein Kleidermacher der Natur habe Menschen zu machen versucht, und sein Stück Arbeit verpfuscht, so abscheulich gerieth ihnen ihre Nachahmung der Menschheit. — Und lafst mir die, die Eure Narren machen, nicht mehr sagen, als ihnen vorgeschrieben ist; denn es giebt deren unter ihnen, die selbst zuerst lachen, um den Hohlköpfen auf der Gallerie ein Signal zu geben, wo sie mitlachen sollen, obgleich zu eben der Zeit einige nothwendige Rücksicht auf den Zusammenhang des Stücks zu nehmen gewesen wäre. Das ist schändlich, und beweist eine erbärmliche Anmafsung an dem Narren, der sich's erlaubt.

*matters cried in the top of mine) an excellent play, well digested in the scenes, set down with as much modesty as cunning. I remember, one said, there was no salt in the lines, to make the matter savoury; nor no manner in the phrase, that might indite the author of affection; but call'd it an honest method etc. — *)*

*) Ich habe Dich einmal eine Rede vortragen hören, aber das Stück ward nicht aufgeführt, oder, wenn es geschehen ist, nur einmal; denn ich erinnere mich, es schmeckte der Menge, wie gepökkelter Störroggen. Aber es war, wie ich es verstand, und wie auch Andre es verstanden, deren Urtheil in solchen Dingen mir mehr als das meinige gilt, ein vortreffliches Stück, wohl angelegt in den Scenen, und mit eben so viel Überlegung als Geist abgefaſst. Einer, erinnere ich mich, setzte daran aus, es sei kein Salz in den Zeilen, um den Inhalt zu würzen, und der Ausdruck schiene anzudeuten, daſs es dem Autor an dem rechten Sturm und Drang des Enthusiasmus gefehlt habe; sie nannten es eine schlichte altväterische Manier u. s. w.

macht Warburton folgende Anmerkung, von der Sie übrigens glauben mögen, was Ihnen gut däucht:

This episode was Shakespear's own. He was desirous of restoring the chastneſs and regularity of the ancient stage, and therefore compos'd this Tragedy on the Model of the Greek Drama, as may be seen by throwing so much action into relation. But his attempt proved fruitleſs, and the raw taste, then prevalent, forced him back again to his old manner; for which he took this revenge upon his audience. *)

*) Diese Episode (nämlich das Bruchstück vom Pyrrhus und der Hekuba, das Hamlet den Schauspieler deklamiren läſst) war von Shakespeare selbst. Er wünschte, die Regelmäſsigkeit der Alten wieder einführen zu können, und schrieb deſswegen diese Tragödie nach dem Muster des griechischen Drama, wie schon daraus erhellt, daſs er so viel von der Handlung in die erzählende Form einkleidet. Allein sein Versuch blieb ohne Erfolg,

Ich eile von dieser Exkursion zu der Quelle selbst zurück, um zu prüfen, was Shakespear's Theorie für Einfluſs auf seine Ausübung gehabt habe.

In keinem seiner Schauspiele habe ich in dieser Absicht mehr Anlage gefunden, als in den lustigen Weibern zu Windsor, und in den Irrungen, deren ersteres eine wahre Komödie nach der Theorie des Aristoteles ist, (wohl zu verstehen doch nur in Beziehung auf das γελοιον der Sittenverbesserung), und das zweite zu der reichhaltigen Klasse der Plautinischen Menächmen gehört, deren Name Legion ist. Ich kann Ihnen aber eine tragische Geistesgeburt aus dieser Familie nennen, die nach meiner Meinung die komischen, auch von Seiten der Erfindung, übertrifft,

und der schlechte Geschmack, der damals den Meister spielte, nöthigte ihn, zu seiner alten Manier wieder umzukehren. Doch machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze, seinen Zuhörern wenigstens den Text zu lesen.

und die Sie in dem zweiten Theile der *Hija del ayre* des schon in einem meiner vorigen Briefe belobten Calderon — denn das Stück besteht nach Art der Shakespear'schen Geschichtsdramen aus zwei Theilen — wenn Sie nur den ersten gelesen haben, wohl schwerlich noch suchen würden. Sind Sie neugierig, mehr von diesem Luftkinde, das kein anderes als die berühmte Semiramis von Ninive ist, und wie sie sich zu den komischen Menächmen unsers Shakespeare, den Irrungen, verhalte, etwas näheres zu wissen, so behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächsten Briefe eine detaillirte Skizze von beiden zu geben.

ÜBER

RECITATIV UND ARIE

IN DER

ITALIENISCHEN SING-KOMPOSITION. *)

AN * * *

1770.

Da Sie jetzt auf Ihrer Reise einen Ort besuchen, der unter den deutschen Städten

*) Ich lasse diesen Aufsatz hier so unverändert wieder abdrucken, wie ich ihn im zweiten Bande der Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur finde, da die Verbesserungen und Zusätze, die er dem nachher folgenden verdankt, zu tief in das Ganze der Sing-Komposition eingreifen, als dafs sie in diesem eine ihnen angemessene Stelle hätten erhalten können.

wegen seines Geschmacks in der Musik berühmt ist: so wünschte ich, dafs Sie mir über folgende Fragen den Unterricht eines Kenners verschaffen; vorausgesetzt, dafs Sie einen finden, der weder zu viel, noch zu wenig Musikus ist, sie im ersten Falle für allzu liebhaberisch, im andern für allzu vorwitzig anzusehen, als dafs er sie einer Antwort würdigen sollte.

Ich möchte also gern wissen,

1) Ob nicht die Natur des Gesanges darin bestehe, dafs er die Worte, deren er sich als Zeichen bedient, in Tongemälde der Empfindung verwandelt;

2) Ob nicht hieraus folge, dafs Deklamation in keinerlei Bedeutung Gesang heifsen könne, so lange sie ihre Worte nur als Zeichen, und nicht als solche Gemälde vorträgt;

3) Ob nicht also auch das Recitativ, welches seine Grundsätze aus der Deklamation herleitet, von einer ganz andern

Natur, als der Gesang sei. Und wenn alles das folgt:

4) Ob in Werken, die eigentlich darauf angelegt sind, dafs sie eine Welt nachahmen, wo Alles durch Gesang ausgedrückt wird, so heterogene Theile, als Recitativ und Arie, nicht eine schlechte Komposition geben?

Mehr will ich nicht fragen, sondern einige Anmerkungen hinzufügen, meine Meinung näher zu entwickeln.

Die erste Beobachtung, die sich mir darbeut, und, wie es mir vorkommt, schon gleich nicht wenig entscheidet, ist, dafs die Deklamation auf jede einzelne Silbe niemals mehr, als einen einzelnen Ton setzt, der Gesang aber das Gegentheil thut. Ich zweifle, dafs es eine Nation in der Welt gebe, die im Reden, als Reden, ihre Silben durch zwei oder mehr Töne in eine Notenfigur breche; wenigstens habe ich in keiner Reisebeschreibung etwas dergleichen erwähnt gefunden. Was man

eine singende Aussprache, z. E. der Chineser, nennt, bezieht sich nicht hierauf, sondern auf die Intervallen der Töne, die bei einigen Völkern weiter, abstehender sind, als bei andern.

Und eben daraus ziehe ich eine zweite Bemerkung, — dafs die Deklamation in ihren Intervallen Enharmonischer *) Art sei, weil wir eine mehr Chromatische oder Diatonische Aussprache schon eine singende nennen. Einige Theoristen haben daher

*) Der Zweideutigkeit des Worts wegen merke ich an, dafs ich es hier im Sinne der Alten nehme, welche das Enharmonische Klanggeschlecht für das erste und natürlichste unter den dreien hielten, weil sie es ohne Beziehung auf Harmonie blofs nach der sanften Folge der Töne beurtheilten und ausübten; da es hingegen nach dem Sinne der Neuern, die es nur vermittelst der Harmonie herausbringen können, künstlicher als die beiden andern ist. S. historisch-kritische Beiträge zur Musik II. 278. *Rousseau Dict. de Musique Art. Enharmonique, Voix, Genre etc. Du Bos Réflexions III.* 9.

nicht ohne Ursache die eingeführte Tonleiter auf den Umfang der natürlichen Aussprache *) einschränken, und die halben Intervallen noch um die Hälfte vermindern wollen, damit das Recitativ dadurch, wie in der theatralischen Deklamation der Alten an der Wahrheit seines Ausdrucks gewinnen möge. Ehe ich aber Gebrauch von diesen beiden Beobachtungen mache, lassen Sie mich versuchen, ob ich mit Ihnen, oder unserm Kenner, in dem Begriffe eines Gemäldes der Empfindung, eines Tongemäldes, und eines Wortzeichens, übereinstimme.

Innere Seelenwirkungen sind nie von aufsen her, nie durchs Organ empfunden worden, und können darum auch kein organisches Bild werden, wie die Gegenstände der Augen, die uns dadurch, dafs

*) Man macht noch einen Unterschied unter dem Tone der Aussprache, und dem Tone der Deklamation, der eine genaue Untersuchung verdiente.

wir sie sehen, wirkliche Augenbilder werden: ein Mafs, womit wir jede andre Kopie des Gegenstandes vergleichen können.

Da sich aber innere Seelenwirkungen vermittelst eines organischen Körpers äufsern, so können wir gleichwol diese Äufserungen als Bilder brauchen, woran wir die Empfindungen, die in dem Herzen eines andern vorgehen, symbolisch erkennen. Zu ihnen gehören die Töne.

In den Tönen unterscheiden wir zweierlei: den Ton und die Bewegung. Einzelne Töne malen die Seele durch ihren Accent, eine Reihe von Tönen durch Accent und Bewegung zugleich. Schrecken bricht in Geschrei, Schmerz in Gewimmer, Traurigkeit in Ächzen, Verlangen in schmachtende Seufzer aus. Aber Schrecken, Schmerz, Traurigkeit, Verlangen u. s. w. haben auch ihre eigenthümlichen Bewegungen, wie innerlich im Herzen, so äufserlich in den Tonfolgen. Bewegung ist überhaupt, wie

Aristoteles *) mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn bemerkt, schon an sich eines sittlichen Ausdrucks.

Töne sind Zeichen, Worte sind auch Zeichen, nur auf eine andere Art.

Worte können theils als Töne, theils als Ideen betrachtet werden. Eine jede Idee, die ein Wort wird, ist eine bestimmte Modifikation unserer Seele, das Resultat, nicht das Resultirende: oder, um mich durch eine Vergleichung zu erklären, die Ziffer, erst dann auf dem Uhrblatt angedeutet, nachdem in der Uhr diejenigen mechanischen Verändrungen vorhergegangen sind, die diese und keine andre Zahl auszeichnen. Das Wie dieser Modifikationen ist niemals ein Wortbegriff, sondern wird es erst durch die Verbindung mit jenen malerischen Äuſserungen, Handlungen, Minen, Gebehrden, Accenten, Tonfolgen u. s. w. Nehmen

*) *Problem. Sect. XIX.* 27. 38.

Sie Worte, welche Sie wollen, Worte, die noch so resultirend scheinen; Sie werden immer finden, dafs sie nur Resultate sind. Lesen Sie z. E. — Mein Herz wallt von Liebe, — Furcht und Hoffnung kämpfen in meiner Seele, — Entzückung durchströmt mein Herz: — dieses Wallen, dieses Kämpfen, dieses Strömen ist Ihnen doch nur ein Zustand, wozu Ihnen das Wie fehlt. Hören Sie aber den Ton der nämlichen Worte, Accent, Modulation; sehen Sie die Mine, mit der ich sie ausspreche: — So, ach! so wallt mein Herz von Liebe! — So kämpfen Furcht und Hoffnung in meiner Seele. — So durchströmt Entzückung mein Herz — Oder lassen Sie auch blofs Ihre Phantasie wirken: malen Sie Sich den Ton, den Sie schon sonst gehört, die Mine, die Sie schon sonst gesehen, in der Einbildung vor; lassen Sie alle die innern Triebfedern springen, die in Ihnen schon sonst ähnliche Empfindungen hervorgebracht haben.

Nicht weil Wallen, Kämpfen, Strömen eine Idee von etwas Resultirendem in Ihnen anregen, empfinden Sie es auch wirklich als resultirend; nein, diese Idee steht mit Ihrer Seele in einem weit andern Verhältnifs, als mit der meinigen: soll sie ganz das Ihnen seyn, was sie mir ist, so müssen Sie den Gang der Empfindungen erst so durchwandeln, wie ich ihn selbst durchgewandelt bin; dazu die Bewegungen meiner Stimme und meiner Gebehrden, dazu das Bild der Phantasie, das Ihnen die Erfahrung oder die Anlage Ihres eignen Herzens anbietet.

So wird aus Worten, aus Resultaten, das Tongemälde der Empfindungen, das Resultirende. Wie ist daraus der Gesang entstanden? Sie trauen mir hoffentlich zu, dafs ich Sie hier nicht auf die Frage zurückführen wolle, wie und wovon der erste Mensch gesungen habe: was wir nicht wissen können, mag ich nicht untersuchen. Entstehungsart des Gesanges heifst

mir jetzt derjenige Zustand des Herzens, in welchem der Mensch natürlicher Weise zu singen pflegt.

Dieses ist, däucht mir, kein andrer, als das Vergnügen. Natürlicher Weise singt man nicht, dafs man Nahrungssorgen habe, dafs man hasse, dafs man fürchte. Man singt freilich in schwermüthigen Augenblicken: allein nur alsdann, wenn Schwermuth mit angenehmen Empfindungen der Hoffnung, des Gegenstandes u. s. w. untermischt ist; und das sind gerade die wollüstigsten Augenblicke, deren das menschliche Herz geniefsen kann. Ist, frage ich, dieser natürliche Gesang immer ein Tongemälde der Empfindungen? So wenig, dafs er nicht nur äufserst willkührlich, sondern oft sogar das Widerspiel derselben zu seyn scheint. Das Singen drückt den Zustand unsers Herzens aus, und drückt ihn auch nicht aus; es drückt ihn aus, als Singen, und drückt ihn nicht aus, als Gesang.

Sie merken nun schon, dafs noch Etwas

hinzukommen müsse, wenn der Gesang das seyn soll, was unsre Idee von ihm erschöpft; und dieſs Etwas, mit einem Worte, ist zweckmäſsige Nachahmung. Folglich durch bestimmte Mittel. Durch welche?

Wir haben gefunden, daſs alle menschliche Töne sich auf Accent und Bewegung zurückführen lassen; daſs Accente einzelne natürliche Ausbrüche des Herzens sind; daſs Tonbewegung theils die Aussprache der Worte überhaupt, theils die Aussprache der Silben insbesondere erweitert, jenes durch ein abstehendes Intervallensystem, dieses durch Brechungen und Dehnungen. Wir finden aber auch, daſs mit diesen ersten Tönen der Empfindung viele andre Töne verwandt sind, die sich willig mit ihnen vermählen, und das Rudiment des Bildes nach Zwecken der Nachahmung auszumalen dienen. Hiezu bequeme Zeichen, welche das successive Gemälde auf einmal als Resultat bestimmen: Worte; —

so haben wir die unterscheidenden Merkmale des Gesanges beisammen. Ich verlange nicht weitläuftig zu zergliedern, was von selbst einleuchtet.

Nachdem man solchergestalt den natürlichen Gesang durch Grundsätze zur Kunst erhöht hatte, so sah man, dafs sich in den nämlichen Plan noch eine gute Anzahl Empfindungen hineinbringen liefsen, die zwar nicht dem natürlichen Gesange eigen wären, aber doch die Haupteigenschaft des Gesanges hatten, einer Nachahmung durch Töne fähig zu seyn. Obgleich also Hafs, Rache, Verzweiflung u. dgl. keine unmittelbare Gegenstände des Singens sind; so hat ihnen doch die Natur ihre eigenthümlichen Tonbewegungen verliehen, wodurch sie sich über den Ausdruck der Sprache erheben, und Gesang werden können. Die Schranken zogen sich allmälig weiter aus einander. Aufser den Tönen der menschlichen Stimme besitzt die Natur einen Reichthum an Schall, der mit den

innern Saiten unsrer Empfindung oft stark zustimmt. Auch die Nachahmung solcher Töne kann Gesang werden, indem sie sich in' Gemälde der Empfindung abändern. Endlich hat man aus der Erfahrung gelernt, dafs, so wie die Orchestik der Alten zuletzt die Gegenstände ihrer Nachahmung aus der ganzen Natur, so entfernt sie auch von der Gebehrdensprache seyn mochten, ohne Unterschied hernahm, so auch Dinge, die weder Schall noch Empfindung haben, dennoch gar wohl besondre Gegenstände der Tonkunst werden können. Selbst der philosophische Rousseau *) spricht von dieser

*) *Ne cherche point, jeune Artiste, ce que c'est que le Génie. En as-tu: tu le sens en toi-même. N'en as-tu pas: tu ne le connoîtras jamais. Le Génie du Musicien soumet l'Univers entier à son art. Il peint tous les tableaux par des sons; il fait parler le silence même — Il exprime avec chaleur les frimats et les glaces. Dict. de Musique. Art. Génie.* Eben so enthusiastisch drückt sich jener Liebhaber beim

letzten Erweiterung, als von einem aufserordentlichen Fluge des Genies. Mir däucht gleichwohl, dafs die Kunst nicht unzufrieden seyn würde, wenn ihre Genien manchmal in der Wahl ihrer Gegenstände nicht gar zu sicher wären, und die Musik nicht gleich zu bereichern glaubten, so bald sie etwas in Töne gebracht zu haben scheinen, was kein Mensch sich hätte einfallen lassen, für ein musikalisches Objekt zu halten.

Aristänet über die Fähigkeit einer mimischen Tänzerin aus. *Πολυμνιαν, Αφροδιτην εχουσιν οἱ θεοι. Εκεινας ἡμιν, ὡς εφικτον, ὑποκρινεις ὑπ' αυτων κοσμουμενη. Ονομασω ῥητορα, προσειπω ζωγραφον· και πραγματα γραφεις, και λογους παντοδαπους ὑποφαινεις, και φυσεως ἁπασης εναργης ὑπαρχεις εικων.* (Die Götter haben ihre Polymnia, ihre Aphrodite. Du, von beiden ausgeschmückt, stellst uns sie beide dar, so weit sie erreichbar sind. Du tanzest nicht: du redest, du malst; das Leben malst du, Handlungen malst du, Gedanken jeder Art machst du dem Auge sichtbar. Die ganze Natur bildest du wie im Spiegel nach.)

Ich wenigstens sehe nicht ein, was z. E. eine Oper bei der Vermählung des Dauphins durch eine Symphonie gewinne, die ein Feuerwerk nachahmt, wie Rameau einmal zur Belustigung des hohen Brautpaars seinen Franzosen ein so erstaunliches Feuerwerk abgebrannt hat. Dafs eine steigende Rakete gewisse Empfindungen veranlassen könne, die musikalischen Ausdruck vertragen, begreife ich; so begreife ich auch, dafs das Steigen der Rakete, da es eine Bewegung ist, eine Reduktion auf gewisse Bewegungen des Herzens, die sich in Töne bringen lassen, verstatte; aber ob das den Virtuosen berechtige, seiner Kunst mit jeder entfernten Wirkung zugleich die Nachahmung jeder wirkenden Ursache anzumuthen, mag Ihr Kenner entscheiden. Keiner Kunst sind feste Schranken, welche man, wenn sie einmal mit reifer Überlegung gesteckt worden, nie überschreiten sollte, so nothwendig, als der Musik. Die Musik hat in den Werkzeugen ihrer

Nachahmung so eine Menge von Mitteln, die alle, wenn man nicht beständig Rücksicht auf die Bestimmung der Kunst nimmt, so leicht kleine Hauptzwecke werden können! Wenn der Eine nur beschäftigt ist, gewisse verborgene Eigenschaften seines Instruments hervorzulocken; der Andre, zu zeigen, auf wie mancherlei Art man die einzelnen Stimmen in einander verwickeln; der Dritte, wie man einen Satz, der nichts sagt, bald so, bald anders vortragen könne; wenn man anfängt, nur das für Kunst zu halten, was die Aufmerksamkeit vom Zweck auf die Mittel hinzieht; wenn der Musikus in beständige Kollision mit der Musik geräth, und dies und jenes zur Hauptabsicht macht, was durch eine Bearbeitung, wozu Talente erfordert werden, höchstens nur nebenher Nachsicht verdient: so kann man schwerlich sagen, dafs die Kunst grofse Schritte zu ihrer Vollkommenheit thue, es sei denn, dafs man das Raffinement der Nebenzwecke auch wirklich auf die Errei-

chung des Hauptzwecks anwende. Unser Jahrhundert hat vor dem vorigen, wo nicht Genie, doch unstreitig Geschmack und Untersuchungsgeist voraus: eine kleine Erschütterung würde der Musik vielleicht jetzt mehr als jemals gelegen kommen, um so viel gelegner, wenn die Anmerkung einiger grofser Meister wahr ist, dafs sie sich ihrem Verfall nähere.

Sie werden mir hier vielleicht vorwerfen, dafs ich einen Absprung von meiner Materie thue, indem ich von der musikalischen Nachahmung des Gesanges reden sollte. Allein der Sprung ist nicht so sehr Sprung, als er wohl scheint. Ich weifs nicht, ob die Instrumentalmusik, die wir gröfstentheils mit unsern Gesängen verbinden, die Theorie des Gesanges nicht gar zu zweideutig gemacht habe. Seitdem man die Worte durch Instrumente unterbrechen, und das musikalische Gemälde durch andre Töne, als die mensch-

lichen, ausführen gelernt, hat sich nicht allein das Feld der sangbaren Nachahmung weit über seine Gränzen ausgebreitet, sondern das Zufällige des Gesanges, die Instrumentalmusik, ist offenbar mehr als zufällig geworden, und wird unvermerkt bald vollends das Wesentliche werden. Man fängt wirklich hin und wieder schon an, die Arie nicht mehr als ein Ganzes, worin der Sänger, von den Instrumenten blofs unterstützt, seine Leidenschaften und musikalischen Ideen ausdrückt, zu betrachten: umgekehrt, der Ausdruck der Leidenschaften wird ein Spielwerk der Instrumente, und die menschliche Stimme dient nur noch, so zu sagen, zum Epigraph instrumentalischer Gemälde. Darmsaiten haben singen gelernt; das ist schon recht: aber der Sänger hat es verlernt; und das ist nicht recht; er will, statt zu singen, deklamiren; ja auch das will er nicht einmal, er will sein stückweises Zuzählen von einem Bifschen Text

für Deklamation gehalten wissen; und das ist schlimmer, als alles übrige.

Der Sänger, höre ich Sie mir zurufen, hat deklamiren gelernt? Wohl uns! Desto besser! Eben das hat uns gefehlt! Worte sind nicht gemacht, um durch eine ungeheure Menge Noten in Gemälde gezerrt zu werden: sie sollen Zeichen unsrer Begriffe seyn; verwandelt man sie in Koloraturen, so sind sie weder das Eine noch das Andre: nicht Zeichen, denn man versteht sie nicht; nicht Gemälde, denn man weifs nicht, was gemalt wird.

So gerade zu mochte ich das Dilemma nicht einräumen. Die Ausübung der besten Meister beweist, dafs es an Mitteln nicht fehle, Beides mit einander zu vereinigen. Sie vertheilen den Ausdruck der Empfindung auf die ganze Reihe von Worten, aus denen es zusammengesetzt ist, dergestalt, dafs diese Worte zugleich als Zeichen vollkommen deutlich, und als Gemälde vollkommen empfindbar, das ist,

dafs sie das werden, was jedes nach seinem Zweck seyn soll und seyn kann, Gesang. Oder wenn sie ein tönendes Wort haben, worauf sie das Gemälde legen wollen, so bemühen sie sich entweder es so zu stellen, dafs es aus dem Zusammenhange verständlich wird, oder sie lassen es als Zeichen vorhergehen, ehe sie es als Gemälde vortragen. Mich dünkt also, man könne nicht behaupten, das Wort werde auch da wider seinen Zweck gebraucht, wo doch in der That der Zweck erreicht wird, nämlich, dafs der Zuhörer es beides als Zeichen versteht, und als Gemälde empfindet. Und nun möchte ich Ihren Satz so umkehren. Der Sänger will deklamiren, anstatt zu singen? Er thut aber keines von beiden. Er deklamirt nicht: denn jetzt ein halbes Komma, und nach ein Paar Takten, wenn die Instrumente genug gemalt haben, wieder ein halbes Komma, hier ein eingeschobnes Wort, und da eins, und nichts im Grunde

als Randglossen zu einer fremden Musiksprache, heifst das Deklamiren? Auch singt er nicht: denn die Knäuel herreichen, woraus der Weberstuhl nebenan das Zeug macht; heifst das weben? Ich will zugeben, dafs eine Arie nicht anders, als Eins aus Zweierlei, ein Gemälde aus Worten und instrumentalischen Klängen, zusammengesetzt, beurtheilt werden müsse: aber warum wollen wir denn vergessen, dafs auch die menschliche Stimme ein vortrefflich musikalisches Instrument sei, dafs Töne unsrer Stimme ein viel unmittelbareres Bild geben, als Töne selbst der sprechendsten Geige, und dafs es uns näher angehe zu wissen, was der Mensch fühlt, als was ein Stück Holz fühlt? Die Instrumentalmusik hat eigenthümliche Reizungen genug, als dafs es nöthig wäre, ihr zu Gefallen den Gesang zu verdrängen. Sie fasse die zarten Fäden unsrer Leidenschaften auf, und verwickele uns nach und nach in ein Zaubernetz von Tönen, aus dem wir

uns ungern losreiſsen, wo in künstlichen Entzückungen eine schöne Phantasie die andre verjagt, wo ein Meer von Harmonieen um uns herwallt, und unsre Seele in Empfindungen zerflieſst, die ihr namenlos sind.

Nachdem ich hinlänglich gezeigt zu haben glaube, was ich für Gesang halte, so werde ich nicht viele Worte verlieren dürfen, Ihnen zu beweisen, was ich nicht dafür halte. Das beste Recitativ, gesteht sogar Rousseau, der sich so viele Mühe gegeben hat, es gegen die Arie zu vertheidigen, ist das, worin man am wenigsten singt. Es ist lächerlich, Recitiren Singen zu nennen; man spreche entweder wie sichs gebührt, oder singe lieber gar: beides zugleich geht nicht an. Ist die Sprache, worin man sich ausdrücken will, einmal gewählt, so bleibe man dabei; sie mitten in der Rede mit einer neuen vertauschen, was heiſst das anders, als deutsch und französisch unter einander stottern? — Sonderbar wie eben der Mann, der itzt so

richtig urtheilt, so wenig Herr über seine Vorurtheile ist, dafs er einen Augenblick darauf mit andern Worten schon das Gegentheil behauptet. — Das Recitativ, fährt er fort, mufs nur dienen, die Konnexitur des Drama zu verbinden, die Arien durch den Kontrast zu verschönern, und der Betäubung vorzubeugen, welche das beständige Geräusch unvermeidlich nach sich ziehen würde. — Wie? Singen und Reden sind zwei verschiedne Sprachen, die sich nicht zusammen vertragen: und nun nimmt sich die eine durch ihre Verbindung mit der andern nur desto besser aus? Wenn es wahr ist, dafs eine Reihe von Arien unvermeidlich betäuben mufs — Wenn es wahr ist? Allerdings! spricht Rousseau. Eine Oper von lauter Arien würde eine eben so schlimme Wirkung thun, als eine einzelne Arie, die so lang wäre, als eine ganze Oper — das doch wohl nicht! Eine einzelne Arie, die nur Ein Bild, Eine Situation ausmalt, ist doch wohl nie völlig

eben das, was eine Reihe von Arien, wo vielerlei Gemälde und Situationen abwechseln. Aber es sey! Lauter Arie ermüde und betäube uns. Hat denn die Musik, diesem Übel vorzubauen, keine Hülfsmittel in sich selbst? Mufs sie darum zu einem ganz fremden Mittel ihre Zuflucht nehmen? Welche andre Kunst des Geschmackes hat sich das jemals erlauben dürfen? Und wo ist die Nothwendigkeit? Giebt es nicht Grade der Nachahmung? Sind alle Empfindungen, die dem Gesange angehören, einerlei Stärke des Ausdrucks, einerlei Klarheit, einerlei Umfanges fähig? Ist der Virtuose nicht Meister seines Stoffs? Kann er seine Partieen nicht so anordnen, wie sie sich wechselsweise unterstützen und verschönern? einige durch ein schwaches Licht mildern, andre mit der vollen Fackel des Genies erleuchten? Mufs er darum aus seiner Sphäre herausgehen? Giebt es keine Ariettes, Cavatinen, Ariosen, Stanzen? Giebt es kein *Récitativ*

tif obligé, das im eigentlichen Verstande Gesang ist? Giebt es nicht vielleicht noch viele andre Gattungen des Gesanges, an die man nur darum nicht gedacht hat, weil man immer nur einerlei elende Kantatenform im Gesicht hatte, wovon man nicht abweichen zu dürfen meinte?

Damit will ich keinesweges das Recitativ verwerfen. Wo, wie in den Trauerspielen der Alten, nicht der Gesang, sondern die Recitation den Ton des Werks bestimmt; wo, wie im gemeinen Leben, ein Lied blofs zufällig gesungen wird; wo Recitiren nur ein tonvolleres Sprechen, nicht, was es niemals seyn kann, durch tonvolleres Sprechen schon Gesang seyn will; wo der Musikus beständig den wesentlichen Unterschied vor Augen hat, der zwischen einer Ideensprache durch Töne, und einer Sprache der Empfindungen durch Tongemälde herrscht; nicht Recitationssylben, in figurirte Gesangsylben, nicht sanft in einander fliefsende

Tonfolgen der Aussprache in springende, schwebende, hüpfende Modulationen auskünstelt, nicht ein Gemisch von Monogramm und Koloratur für Einheit der Malerei, kein Unding aus verworrenen Tongängen, das weder recht spricht, noch recht singt, für natürliche Melodie der Deklamation ausgiebt; kurz, wo Recitation wirklich die schöne Natur der menschlichen Rede, nicht mehr und nicht weniger, ist: da genieſse das Recitativ, bei uns so gut, wie bei den Griechen, aller seiner Rechte, uneingeschränkt. Man mache immerhin Recitative; man mache sogar eine besondere Gattung recitativischer Opern, der die lebhafteste Accentuation der Aussprache, wie sie nur je bei den Griechen oder bei den Chinesern statt findet, zum Grunde liegt: nur mache man aus Recitativ und Gesang kein widersinniges und geschmackloses Ganze. Sie hätten mich wahrlich sehr unrecht verstanden, wenn Sie meinen Widerwillen gegen das Reci-

tativ im Singgedicht mit der tändelhaften Abneigung einiger Dilettanti verwechselten, die allenthalben singen und singen hören wollen, auch wo am wenigsten der Ort dazu ist. Ein gut gearbeitetes Recitativ gilt mir allemal mehr als die klingendste Arie, die nur klingt. Das gute Wort kantabel, das man jetzt so unbescheiden zu mifsbrauchen anfängt, das alle Kraft der Instrumentalmusik zu lähmen, und den wenigen Ausdruck, der noch in unsrer Singekunst übrig ist, bald vollends zu entnerven droht, findet an mir einen sehr mäfsigen Bewunderer. Ich mufs Ihnen sogar unter uns ganz heimlich, (denn wer würde mir so was heutiges Tages vergeben?) Ihnen mufs ich gestehen, dafs ich ein einziges:

Awful pleasing Being say,
If from Heav'n thou wing'st thy way *)

*) Hoher Unbekannter, sprich,
Trug ein Strahl des Himmels Dich,
Hehren Schwungs, zur Erd' herab?
Sprich! mit Schauer frag' ich Dich!

weder Götter, noch Feen, noch Sylphen, noch Zaubrer, ich meine die Welt einer edlen und der Gottheit würdigen Imagination), so zu nutzen versuchte, als schon das bloſse Ideal derselben die brüderlichen Genien der Dichtkunst und der Tonkunst dazu einladet.

SCHREIBEN EINES FREUNDES

DURCH DEN

VORSTEHENDEN AUFSATZ VERANLASST.

Sie verlangen, mein Werthester, von mir Bemerkungen und Zusätze zu dem, was Sie vor fünf und vierzig Jahren über die schlechte Einrichtung des italiänischen Singgedichts schrieben. Es ist Ihnen gleich, — sagen Sie — ob diese Bemerkungen mit den Ihrigen übereinstimmen, dafern nur Wahrheit dadurch gefördert wird. Ich will zu mehrerer Erläuterung des Gegenstandes versuchen, was ich vermag, zufrieden, wenn es auch nur Ihren Beifall erhält.

In der Hauptsache bin ich mit Ihnen völlig einverstanden, dafs in den italiänischen Opern die gewöhnlichen Arien mit Ritornellen und Wiederholungen des ersten Satzes und das blofs sprechende oder plaudernde Recitativ heterogene Theile sind, die eine schlechte Komposition ausmachen. Eine andere Frage aber ist, ob diese heterogenen Theile, die doch immer, wie aus dem Nachfolgenden erhellen wird, etwas homogenes an sich tragen, wenn letzteres insonderheit mehr hervorgehoben wird, nicht zu einem schönen Ganzen verbunden werden können. Gluck hat, seitdem Sie jenes schrieben, treffliche Proben von einer solchen bessern Vereinigung der erwähnten verschiedenen Musikformen gemacht, die vielleicht noch vollkommener ausgefallen seyn und bei einigen schätzbaren Musikkennern im Einzelnen weniger Tadel gefunden haben würden, wenn Gluck mit seinem richtigen Gefühl und seinem Kunst - Geschmack tiefere Kenntnifs der

Harmonie, die seiner Erfindungskraft mehr Nahrung gegeben haben würde, verbunden hätte. Doch! ich muſs mich näher erklären, und etwas weiter ausholen, um mich verständlicher zu machen.

Gesang in allgemeiner Bedeutung unterscheidet sich von Rede durch die völlige Bestimmtheit der Töne, durch das Einherschreiten der Stimme in festen, nach einem gewissen System oder Klanggeschlechte abgemessenen Tonpunkten. In der Rede giebt es zwar, so wie im Gesange hohe und tiefe Töne; allein die Töne der Rede haben keine festen Punkte, sind unbestimmt und schwankend, es werden so viele Tonpunkte kurz nach einander berührt, daſs das Ohr sich darüber verwirret und selbst nicht bemerkt, in welcher Region der Tonleiter sich der Redende befindet. Im Gesange dürfen keine andere Töne zum Gehör kommen, als die nach einem gewissen System abgemessenen; dazwischen liegende Tonpunkte werden in der Regel nicht

geduldet, sondern als unrein verworfen; nur in Ansehung des Schleifens oder Hinübergleitens von einem Tonpunkte zum nächsten durch die unendliche Reihe der Zwischentöne, wobei jedoch auf keinem Punkte angehalten werden darf, findet, wenn es zur rechten Zeit angebracht, nicht gemifsbraucht und der Vortrag nicht zum Geheule wird, eine Ausnahme statt: Unerklärbar ist es, dafs Sulzer, der in seiner Theorie der schönen Künste Manches so trefflich entwickelt hat, im Artikel: Gesang, hat sagen können: es sei nichts leichters, als den Unterschied zwischen Gesang und Rede zu fühlen, gleichwohl sehr schwer, ihn zu beschreiben. Dieser Unterschied liegt offenbar in nichts anderem, als in der Bestimmtheit und Unbestimmtheit der Sprachtöne, oder, wenn man lieber will, in ihrer Mefsbarkeit und Unmefsbarkeit gegen einander. *) Dafs

*) Wie Töne gegen einander gemessen werden

hier nicht vom rhytmischen Messen nach Zeit-Länge und Kürze, sondern vom musikalischen nach Höhe und Tiefe der Töne *) die Rede sei, wird jeder begreifen.

können, kann einem jeden, der es noch nicht weifs, durch ein Monochord anschaulich gemacht werden.

*) Man könnte das erste das Zeitmafs, und das andere das Raummafs der Töne nennen, da die Töne und ihr Verhältnifs gegen einander auf dem Monochord einen Raum einnehmen. Jeder Tonpunkt für sich, hat sonst, wie ein mathematischer Punkt keinen Raum, sondern nur einen Ort im Raume. Schon Euklides beschrieb den Ton als einen des (musikalischen) Systems fähigen Ort der Stimme ohne Breite. Eine Breite kann ein Ton nicht haben, weil er sonst andere Tonpunkte mit berühren und solchergestalt aufhören würde, derselbe Punkt zu seyn. Die beiden übrigen Dimensionen des Tons dachte sich Euklides wahrscheinlich so. Man legt dem Ton wegen seiner Ausdehnung eine Länge, und wegen seines Verhältnisses mit andern Tönen eine Höhe oder Tiefe bei. Jene Dimension gehört aber lediglich zum Zeitmafse, und diese zum Raummafse, nicht des einzelnen Tones, sondern des Verhältnisses mehrerer Töne. Wenn von einem

Ein Ton, der keinen festen Punkt hat, kann nicht gegen einen andern gemessen, das heifst sein Verhältnifs zu andern Tönen kann nicht bestimmt werden. In der Rede laufen die Töne so durch einander, dafs fast nie, oder doch gar selten, auch dann noch undeutlich, ein fester Punkt wahrzunehmen ist, worauf der Ton ruhet, und der im Einklange mit einem gewissen musikalischen Ton stehet. Wenn aber auch in der Rede mehrere solcher Töne vorkommen, so wird sie dadurch, besonders wenn diese Töne eine gewisse Ausdehnung bekommen, zwar singend (dem Gesange ähnlich) aber nicht zum Gesange; denn hierzu wird noch besonders erfordert, dafs diese Töne in Verbindung mit einander ein dem Ohre gefälliges nach einem

Tonpunkte die Rede ist, so denkt man nur an den Ort, den er in dem Raum-, oder Linear-Verhältnisse aller möglichen Töne auf dem Monochord einnimmt; wobei man dann nur mit Einer Dimension zu thun hat.

gewissen System geordnetes Verhältnifs unter sich haben. So viel vom Gesange im allgemeinen Sinn und dessen Unterschiede von der Rede.

In besonderer Bedeutung, wenn nur von musikalischen Tönen die Rede ist, unterscheidet man mit Recht Singen und musikalisches Sprechen oder Recitiren, und man nennt daher ein Recitativ, in so fern es eine blofse Übersetzung der gewöhnlichen unmusikalischen Rede in eine musikalische ist, nicht Gesang. Nur wenn das Recitativ nicht mit eben der Geschwindigkeit, als die gewöhnliche Rede, vorgetragen wird, wenn es sich zum leidenschaftlichen Ausdruck, zur Sprache der Empfindung erhebt, und aus dieser Ursache die Töne mehr gedehnt und in die Länge gezogen, oder wenn zu einzelnen Silben mehrere Töne gebraucht werden, nähert es sich dem Gesange und wird Gesang. Sonach besteht die Eigenschaft des Gesanges im Gegensatz mit einem blofsen unfei-

denschaftlichen Recitativ in der Ausdehnung der Wort-Silben über die Gränzen der gewöhnlichen Rede, durch Verlängerung ihrer Tonzeit vermittelst der Anhaltung einzelner oder einer Folge mehrerer Töne.

Von den Eigenschaften des Gesanges ist aber der Zweck des Singens, oder der Grund, warum gesungen wird, zu unterscheiden. Dieser kann kein anderer seyn, als mit den Worten, die an und für sich nur Bezeichnungen der Begriffe sind, einen Ausdruck der Empfindung zu verbinden, oder sie singend so vorzutragen, dafs zugleich mit ihnen unsere Empfindungen herausströmen, selbige also, wie Sie so schön und richtig sagen, in Tongemälde der Empfindung zu verwandeln. Die gewöhnliche Rede vermag diefs schon, besonders wenn sie mit einer sonoren und modulirenden oder dem Gesange sich nähernden Stimme vorgetragen wird, in etwas, doch bei weitem nicht so stark und so herz-

rührend, als die musikalische. Zu den Tongemälden der Empfindungen sind aber nicht blofs musikalische Äufserungen gewisser innerer Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu zählen, sondern auch musikalische Darstellungen äufserer sichtbarer oder hörbarer Gegenstände, in so fern sie auf unsere Empfindungen wirken. Solche musikalische Malereien, wie man sie gewöhnlich nennt, um sie von unmittelbaren Ausdrücken innerer Empfindungen zu unterscheiden, müssen jedoch von der Art seyn, dafs sie fähig sind, die Einbildungskraft mit dem Bilde des Äufsern zu beschäftigen und so eine gewisse Stimmung des Gemüths, ein mit der Gemüthsbewegung, in welches das Anschauen oder Anhören des Äufsern zu versetzen pflegt, sympathesirendes Gefühl hervorzubringen. Wie dieses zu machen sei, haben mit richtigem Gefühl und Geschmack begabte Meister der Tonkunst wohl gewufst, andere sind bei ihrer Bemühung, so etwas zu

wirken, in Spielereien und ungereimte Nachahmungen gerathen. In dem von Luther selbst gesetzten Choral zu seinem Liede: Vom Himmel hoch u. s. w. wird durch blofs melodische Choraltöne die Einbildungskraft mit dem Bilde eines himmlischen Boten, der mit einer Herolds-Stimme die grofse neue Mähr verkündigt, erfüllet, welches jeder, der nur einige Empfänglichkeit für einfache Schönheiten der Musik besitzt, und dessen Gefühl nicht durch neue Künsteleien verdorben ist, leicht zugeben wird.

Ausdruck der Empfindung, wie er durch blofses Sprechen nicht erreicht wird, ist demnach ohne alle Widerrede Hauptzweck der Musik. Nebenzweck ist Belustigung des Gehörsinns durch reine mannichfaltige Harmonieen, schöne melodische Gränzen und gut gewählte Rhytmen: dieser Nebenzweck mufs aber dem Hauptzweck nicht entgegen stehen, sondern vielmehr ihn dadurch, dafs er die Aufmerk-

samkeit des Hörenden erregt und unterhält, unterstützen. Darin fehlen so manche Tonsetzer, dafs sie diesen untergeordneten Zweck zum Hauptzwecke machen. Wenn ihnen auch defsfalls von der Menge Beifall zuströmt: so kann doch eine gesunde Kritik nicht mit zustimmen.

Ob unsere heutige harmonische Musik die Eigenschaft besitze, Empfindungen und Gemüthsbewegungen so deutlich sprechen zu lassen, wie die ältere blofs melodische, darüber kann noch viel gestritten werden, ehe sich etwas gewisses ausmachen läfst. Von der Musik der Griechen wissen wir zu wenig, wenn uns gleich ihre Bestandtheile umständlich genug beschrieben sind. Indessen müssen wir nach den Zeugnissen so mancher Schriftsteller glauben, dafs sie von erstaunender Wirkung gewesen seyn müsse. Aus dem, was von musikalischen Schriftstellern uns überliefert worden, läfst es sich freilich schwer beurtheilen, wie dieses möglich gewesen seyn könne. An

dem, was wir jetzt Harmonie nennen, und eigentlich, um es mit dem, was die Alten so nannten, nicht zu verwechseln, Kontrapunkt nennen sollten, hat es ihnen gänzlich gefehlt. Ihre Harmonie bestand in einem, nicht wie die unsrige nach Oktaven-, sondern nach Quarten-Folgen oder Tetrachorden geordneten musikalischen System, wonach konsonirende und dissonirende Intervalle nicht harmonisch oder gleichzeitig, sondern blofs melodisch mit einander durchwebt waren. Von den vier Tönen eines Tetrachords waren bei den Griechen der erste und vierte, die das Verhältnifs einer reinen Quarte hatten, konsonirend und blieben in jedem Klanggeschlechte, dem enharmonischen, chromatischen und diatonischen, (wovon uns nur das mit chromatischen Tönen untermischte diatonische übrig geblieben ist) auf derselben Stelle; sie hiefsen daher unbeweglich. Die dazwischen liegenden beiden Töne veränderten sich nach der Verschiedenheit des Klang-

geschlechts, und wurden daher **beweglich** genannt. Zu den konsonirenden Intervallen gehörten bei den Griechen die Quarte, Quinte und Oktave und die oberhalb der Oktave liegenden gleichen Tonverhältnisse. Ohne solche konsonirende Intervalle, welche die dissonirenden Töne, wie das noch in unserer heutigen Tonleiter der Fall ist, begränzen, und in welche nach unserm kontrapunktischen System alle Dissonanzen aufgelöset werden müssen, wäre keine Melodie möglich gewesen. Es wird daher begreiflich, wie die Alten kon- und dissonirende Töne unterschieden und doch vom Kontrapunkt oder der gleichzeitigen Vereinigung der Töne keinen Gebrauch machten. Sonderbar ist es freilich, dafs die Griechen alle Tonverhältnisse, die innerhalb der Quarte lagen, mithin auch die grofse Terz (*ditonum*), und die kleine Terz (*triemitonum*) für dissonirend gehalten haben. *) Indessen läfst es sich aus

*) „Wir moduliren durch viele Intervalle, sagt

ihrem Tonsystem gar wohl erklären, weil darin nur an eine zweckmäfsige Folge, keinesweges aber an einen Zusammenklang verschiedener Tonpunkte, an das, was wir jetzt Harmonie nennen, gedacht ward; denn wenn in den Chören Männer-Stimmen im Einklange und Weiber-Stimmen in Oktaven sich hören liefsen; so war diefs eine blofse Folge zusammenstimmender gleichartiger Töne, was wir jetzt *Unisono* nennen. Dafs die Musik der Griechen, des Mangels unserer Harmonie oder des Kontrapunkts ungeachtet, reicher an Mitteln, als die unsrige, gewesen seyn müsse, um Empfindungen auszudrücken, läfst sich aus der gröfsern Menge der Tonpunkte, wovon sie nach Verschiedenheit der drei Klanggeschlechter und der Oktaven-Formen, oder Gattungen, wor-

Aristoxen, die kleiner sind, als die Quarte; sie sind aber alle dissonirend." Euklid rechnet die grofse und kleine Terze ausdrücklich zu den Dissonanzen.

aus sich dreizehn bis funfzehn Tonarten bildeten, *) aus den Mutationen, wodurch

*) Dafs die Tonarten der Alten nicht blofs, wie einige glauben, durch Höhe und Tiefe unterschieden waren, welches in ihrer Wirkung keine Veränderung gemacht haben würde, sondern dafs sie sich wirklich durch die Oktaven-Forme bildeten, dürfte wohl, besonders nach dem, was wir beim Aristides S. 17 und 18 der Meibomischen Ausgabe lesen, kaum einem Zweifel unterworfen seyn. Hier wird ausdrücklich gesagt, dafs die ältern Musiker die daselbst benannten sieben Tonarten mit einem von den sieben Tönen in der Oktave des diatonischen Klanggeschlechts angefangen haben. Einen noch stärkern Beweifs, der allen Zweifel aufhebt, giebt uns Euklid beim Meibom S. 15, wenn er die Oktave von unserm H zum h mipolydisch, die von C zu c lydisch, die von D zu d phrygisch, die von E zu e dorisch, die von F zu f hypolidisch, die von G zu g hypophrygisch, und die von A zu a hypodorisch nennt. Was die Oktaven-Formen, welche aus der verschiedenen Lage der beiden halben Töne in jedem Oktaven-Umfange entstanden, für melodische Veränderungen hervorgebracht haben, kann man noch jetzt gewahr werden, wenn man die durch

sie zuweilen von einem Klanggeschlecht in das andere, von einer Tonart in die

die veränderte Lage jener halben Töne verschiedene Tonreihe der Oktaven des diatonischen Klanggeschlechts durchsingt, wenn man nämlich von C zu c, von D zu d u. s. w. singt, ohne die sogenannten halben oder chromatischen Töne Cis, Dis u. s. f. zu berühren. Jede dieser sieben Oktaven-Formen hat ihren besondern melodischen Charakter, wie es schon die auf ähnliche Weise gebildeten drei Quarten-, vier Quinten- und fünf Septen-Formen haben. Wahrscheinlich hatte die Musik der Griechen, so wie unsre neuere, einen Hauptton, womit man anfing und schlofs, und das Verhältnifs, worin dieser Hauptton, der die Oktaven-Form angab, zu den übrigen Tönen in den drei Klanggeschlechtern stand, brachte die grofse Verschiedenheit in den melodischen Gängen jeder Tonart zu Wege. Im chromatischen und enharmonischen Klanggeschlechte trat das sogenannte Dichte, womit man die drei ersten nahe an einander liegenden Töne eines Tetrachords benannte, an die Stelle der halben Töne im diatonischen Geschlechte. Dafs die Tonarten der Griechen durch die Oktaven-Formen bestimmt worden seien, geben auch die auf ganz ähnliche Art gebildeten zwölf Tonarten der neuern

andere übergingen, aus der genauen Verwebung ihrer sogenannten Harmonik mit der metrischen oder rhytmischen Bewegungskunst, nämlich mit der Verskunst, womit auch zuweilen die Tonkunst verbunden ward, wohl vermuthen. Nachempfinden würden wir aber den Griechen schwerlich können, wenn auch ein Timotheus aus dem Grabe aufstände und alle ehemalige Schönheiten seiner Kunst vor uns entwikkelte, „für uns, würden wir ihm sagen, ist deine Kunst nicht mehr, die Viertels- und Drittels-Töne zum Gehör bringt, und sogar in der Ausübung einen Drei-Viertels-Ton in zwei gleiche Hälften zu theilen weifs. *) Unser Fassungs-Vermögen

Zeiten zu erkennen, die gewifs aus dem diatonischen Klanggeschlechte der Griechen abstammen, wiewohl sich diese Abstammung, wegen der grofsen Verschiedenheit in den Benennungen der griechischen Tonarten, durch keinen Stammbaum darthun läfst.

*) Dafs das Letztere wirklich in einer von den drei Arten des chromatischen Klanggeschlechts der

übersteigt dieſs, die metrischen und rhytmischen Schönheiten eures mit der Tonkunst innigst verwebten Versbaues, den musikalisch vollkommnen Vortrag der Buchstaben, Silben, Wörter und Redensarten

Fall war, ist aus den musikalischen Schriftstellern der Alten zu ersehen. Hieraus scheint zu erhellen, daſs die Griechen, um solche Tonpunkte deutlich wahrzunehmen, ein weit feineres und gebildeteres Ohr gehabt haben müssen, als das unsrige: und warum sollte man dieſs auch nicht annehmen können, da Angewöhnung und Übung sehr viel vermag, welches wir an unsern Stimmern wahrnehmen, welche den Unterschied zwischen einer reinen und unterschwebenden Quinte, der einen so ungemein kleinen Theil des Tons ausmacht, daſs er bei der Ausübung eines Tonstück's gar nicht bemerkt wird, fühlen müssen, um die Teperatur eines Instruments gleich schwebend zu machen. Erinnert braucht hier wohl kaum zu werden, daſs in unserer Sprache das Wort Ton in dreierlei Bedeutung, nämlich als Tonpunkt, als Ton-Intervall und als Tonart vorkommt. Die zweite Bedeutung findet statt, wenn von halben Viertels- und Drittels-Tönen die Rede ist.

eurer Sprache können wir nicht so fühlen, wie ihr. Gewifs gehören ehemalige griechische Sitten unter einem griechischen Himmel, genaue Kenntnifs der griechischen Sprache, Angewöhnung, lange Übung, und was das allerschwerste seyn wird, eine völlige Entwöhnung von dem, was das kontrapunktische System der neuen Musik in uns gepflanzt hat, dazu, um deine Kunst völlig zu verstehen und unsere Empfindungen dadurch beherrschen zu lassen.“ In der That sind wir schon durch unser itziges harmonisches Musik - System zu verwöhnt, als dafs wir einen Tonpunkt, der nicht in dieses System hineinpafst, für musikalisch halten könnten. Unser Kontrapunkt *) hat die alten Tonarten, auch

*) Für Unkundige darf es nur gesagt werden, dafs darunter die gleichzeitige Vereinigung verschiedener Töne und melodischer Gänge, das, was man jetzt Harmonie nennt, zu verstehen ist, welche deſswegen Kontrapunkt heifst, weil die musikalischen Noten seit Guido Aretins Zeit durch

dafs die ältern Tonsetzer besser wufsten, was kräftiger musikalischer Ausdruck war, die neueren aber besser verstehen, das Ohr zu belustigen. Letztere richten sich mehr nach dem Geschmacke des Publikums, oder dem Modegeschmacke, als nach den Erfordernissen der Kunst; den Beifall der Menge ziehen sie dem Beifall des Kenners vor. Um nun wieder auf das Singespiel oder die Oper zu kommen, so wird noch ein musikalischer Genius vermifst, der mit richtigem Gefühl und wahrem Kunstsinne, in völligem Einverständnisse mit dem Dichter, der für den musikalischen Stoff zu sorgen hat, die Oper zu dem bildet, was sie eigentlich seyn soll, auch dabei nicht ganz vergifst, das grofse Publikum an sich zu ziehen, und ihm allmälig wahren Kunstsinn einzuflöfsen. Gluck hat, so viel es der dichterische Stoff, den er bearbeitete, erlaubte, schon viel geleistet; man folge ihm nach und suche nur seine Mängel zu ersetzen. Sehr wünschens-

werth wäre es, wenn durch gemeinschaftliche Bemühungen der Dichter und Komponisten wieder eine nähere Vereinigung der Dicht- und Ton-Kunst bewirkt werden könnte, die sich immer weiter von einander zu entfernen scheinen.

A. im Sept. 1815.

G — r.

Wegen Entfernung des Verfassers von dem Druckorte haben sich, außer einigen kleineren Druck- oder Schreibfehlern, die sich leicht aus dem Zusammenhange berichtigen lassen, auch folgende erheblichere eingeschlichen.

Im ersten Bande.

S. 19 Z. 10 anstatt mit Musik, lies mit der Musik
— 25 — 6 anst. etwas l. etwa
— 29 — 2 v. u. anst. außerordentliches l. außerwesentliches
— 33 — 5 anst. kleinen l. kleineren
— — — 12 anst. weißlich l. wirklich
— 80 — 2 v. u. anst. höflichen l. häßlichen
— 92 — 2 — anst. Çarldon l. Caeldon
— 95 — 10 anst. Jarl l. Herzog
— 104 — 8 anst. Siltringa l. Angeley
— 135 — 15 anst. Zürne l. Zürnende
— 145 — letzte Zeile anst. Galliorum l. Galliarum
— 211 — 4 anst. Vorhofe l. Vorhof
— 282 — 15 anst. von l. vom
— 339 — 8 anst. Ehrgelübde l. Ehegelübde
— 353 — 4 anst. Lichtes l. Licht's
— — — 7 anst. Bluterde l. Blutende
— 354 — 9 anst. Hocherhabenen l. Hocherhabnen
— 369 — 29 anst. opon l. upon
— 393 — 5 anst. liebesvolle l. liebevolle
— 516 — 5 anst. die l. dir

Im zweiten Bande.

S. 6 Z. 9 anst. Die l. Der
— — — 11 anst. harmlos l. formlos
— 15 — 5 anst. muſs ich l. ich muſs
— 29 — 16 anst. schlug l. schlang
— 85 — 2 v. u. anst. beglücktere l. beglücktre
— 86 — 5 anst. da l. doch
— 148 — 2 anst. Laubes l. Laub's
— 153 — 12 anst. gelernt l. gelernet
— 166 — 17 anst. Dem l. Den
— 189 — 13 anst. skytischen l. scytischen
— 216 — 16 anst. Braut-Revier l. Brust-Revier
— 230 — letzte Zeile l. im Styx! im Styx!
— 245 — 18 anst. sucht l. suchet
— 261 — 2 anst. Von l. Nach

Im dritten Bande.

S. 230 Z. 8 anst. ausdrücklich l. ausdrücklicher
— 240 — 13 anst. consistat l. consistant
— 251 — 1 und überall anst. Shakespeare l. Shakspeare
— 252 lin. ult. anst. Coda l. Cada
— 391 — 4 v. u. anst. Gränzen l. Gänge
— 394 — 3 v. u. anst. triemitonum l. trienitonium
— 396 — 9 v. u. anst. mipolydisch l. mixolydisch
— — — 7 v. oben anst. Forme l. Formen
— 398 — 5 anst. Tonkunst l. Tanzkunst

T UNIVERSITY
GRADUATE RARY

DATE DUE

OCT 12 19